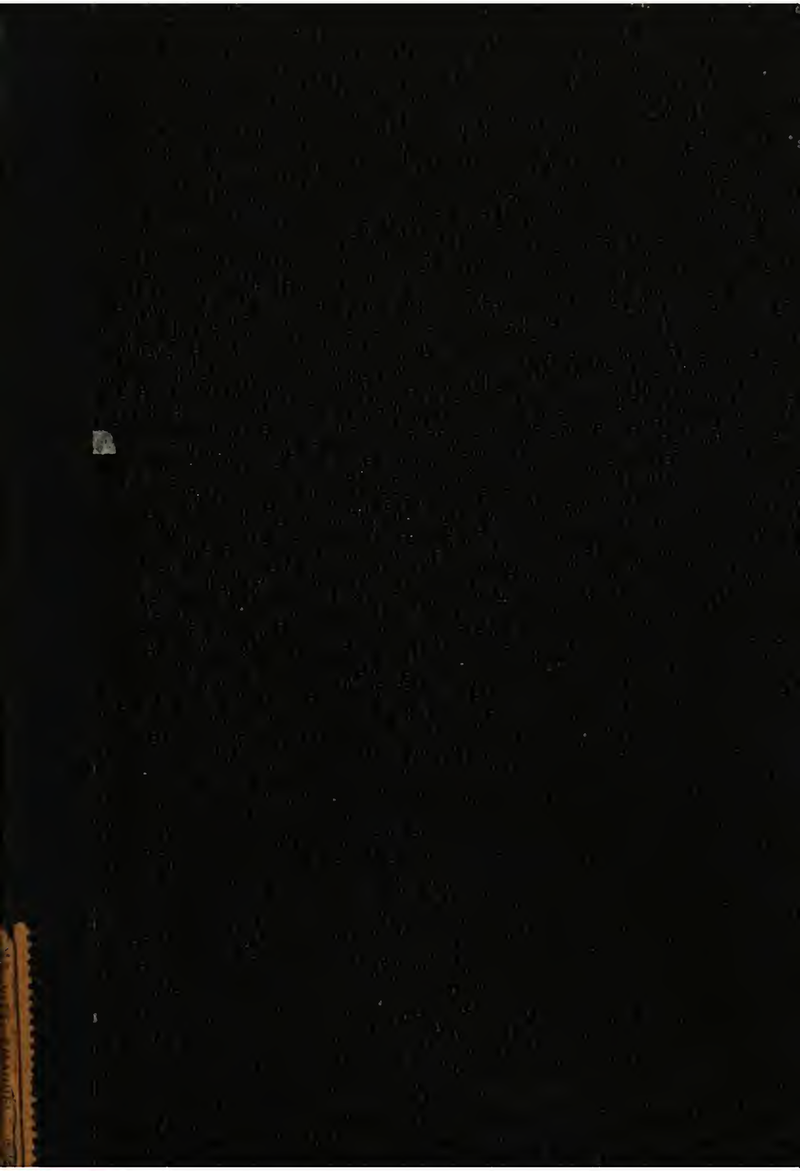
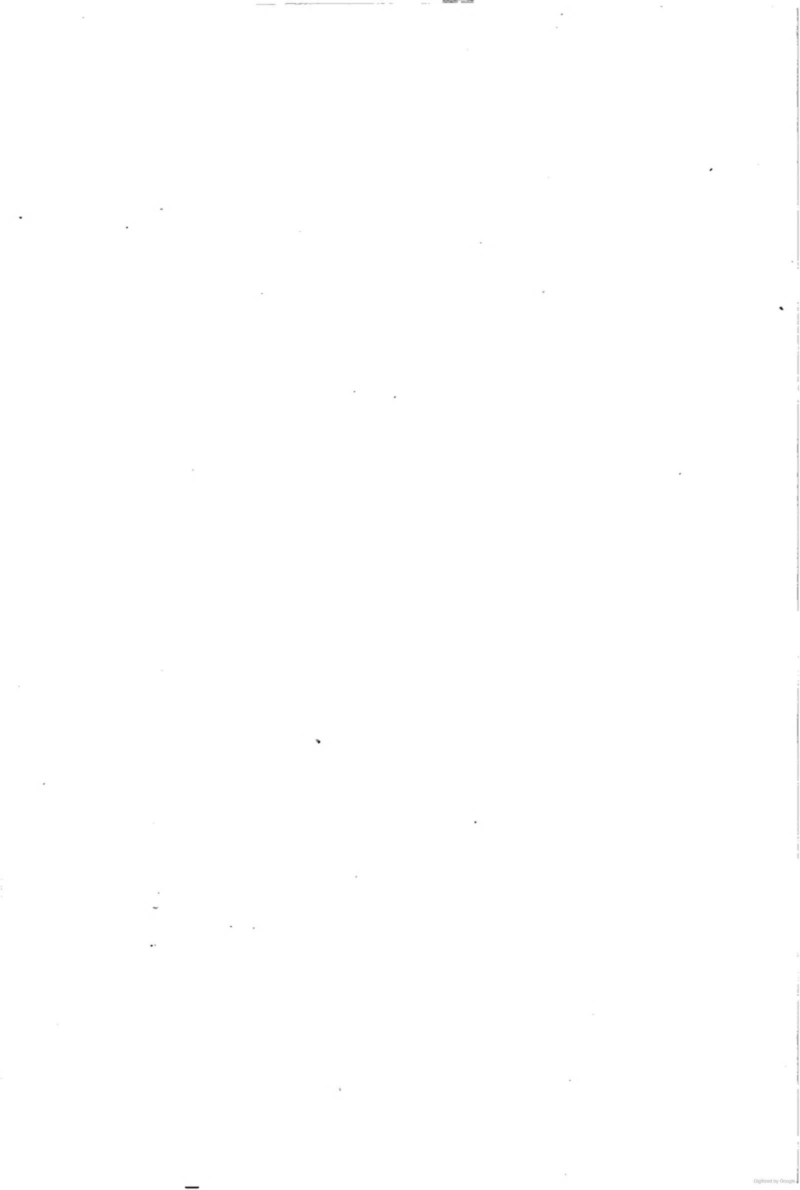



NAZIONALE
BIBLIOTECA
VITT. EMANUELE
1
42 -B
38
ROMA

1889.



Geschichte

der

alten Literatur.

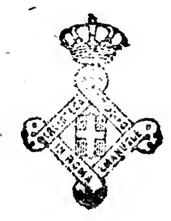
Für

Leser aller Stände.

Von

Dr. K. Fr. Borberg,
Professor &c.

Zweite Ausgabe.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1856.



Inhalt.

Geschichte

der

alten Literatur.

Einleitung.

Für den denkenden Menschen kann wohl kaum Etwas erhebender und anregender sein, als die Geschichte der verschiedenen Völker und Zeiten mit sinnendem Ernste zu betrachten, und in ihr der Entwickelung jenes unsichtbaren Menschengeistes nachzuspüren, der, auf so unendlich mannichfaltige Weise sich offenbarend, doch überall den Gesetzen einer höheren göttlichen Weltordnung dient, und in dieser seine unvergänglichen Wurzeln schlägt. Wir verweilen in unwillkürlicher Theilnahme bei den großen Kraftäußerungen, mit welchen die Völker aus den Schranken der Rohheit oder hemmender Verhältnisse siegreich sich emporarbeiten; — bei den gewaltigen Kämpfen, die durch ihr Zusammenstoßen oder die Leidenschaft Einzelner hervorgerufen werden; — bei den wunderbaren Schicksalswechseln, durch welche ein kleines Volk rasch auf eine glänzende Höhe gehoben, ein großes und mächtiges zu bedeutungsloser Ohnmacht herabgedrückt wird. Ein höheres Interesse aber, als diese vorzugsweise nur das äußere Leben der Völker bedingenden und so oft von dem Zufalle hervorgerufenen Ereignisse, müssen uns diejenigen Erscheinungen einflößen, in welchen sich das innere Sein und Wesen der Völker offenbart. Wie ein Volk in seinem häuslichen und bürgerlichen Leben sich einrichtet; wie seine Sitten und Verfassung sich gestalten; — wie es durch Nachdenken

und Ausdauer die leblose Natur sich dienstbar macht; durch Erfindungen, durch Gewerbe und Handel sein Leben zu bereichern und zu verschönern weiß; — schon in diesem Allem spricht sich der eigentliche Charakter eines Volkes bestimmter und klarer aus, als in der Geschichte seiner Kämpfe und Kriegsthaten. Jedoch der reinste Ausdruck seines Wesens und Charakters tritt uns entgegen in den Versuchen, die es macht, für die im Innersten der Menschenbrust schlummernden Gefühle die entsprechenden Bilder zu finden und dadurch zur Anschauung zu bringen; also in der Kunst: — ferner in der Religion, in welcher ganze Völker, wie einzelne Menschen, ihre eigenthümliche Auffassung der Alles durchdringenden und erfüllenden göttlichen Urkraft niederlegen und ihr Verhältniß zu derselben ausprägen; — endlich in der Wissenschaft, in welcher ein Volk darnach ringt, sein eigenes Wesen, den Menschen und die Aufgabe seines Lebens; — die Natur, und selbst das Göttliche zu erkennen und zu begreifen.

Kunst, Religion und Wissenschaft aber, diese drei unmittelbarsten Offenbarungen des Menschengeistes, treten nirgends in so innige Berührung, in eine so lebendige Wechselwirkung zusammen, als in der Literatur eines Volkes, d. h. in den durch die Schrift gefesselten und aufbewahrten Erzeugnissen des Geistes. Weil nun die Schrift zugleich das Mittel wird, die Geschichte der Thaten und Schicksale eines Volkes; — die Summe aller seiner Lebenserfahrungen und sittlichen Grundsätze aufzubewahren; — die Fortschritte, die es in den dem äußeren Leben dienenden Kunstfertigkeiten und Gewerben gemacht; — endlich den Inhalt seiner Verfassung und Gesetze und das Eigenthümliche seiner Sitten und Gebräuche auch der Nachwelt zu überliefern; — weil nun, sage ich, die Schrift dazu dient, dieses Alles der Vergessenheit zu entreißen, so wird die Literatur eines Volkes der innerste und umfassendste Ausdruck seines ganzen

Wesens: sie ist gewissermaßen die getreueste Copie des Volksgeistes und seiner Entwickelung.

Hieraus ergiebt sich von selbst die hohe Bedeutung, die wir der Geschichte der Literatur beizulegen haben: sie ist die Geschichte des Volkes seinem inneren Leben nach; aus ihr allein werden alle Ereignisse seines äußeren Daseins erst begreifbar, wie die Schicksale des einzelnen Menschen aus seinem sittlichen, religiösen und intellectuellen Standpunkte. Und wie der Einzelne durch die Sprache am Unmittelbarsten sich uns zu erkennen giebt, so das Volk durch seine Literatur.

Denn das engeste und man kann sagen unzerstörbare Band, welches die Einzelnen zu einem Volke vereinigt, ist die gemeinschaftliche Sprache, welche ihren Ursprung dem tief in der Menschennatur begründeten Bedürfnisse verdankt, das die Seele bewegende Leben auch äußerlich darzustellen und vernehmbar zu machen. Schon in der Sprache also spiegelt sich unbewußt das eigenthümliche Wesen eines Volkes ab. Erhebt sie sich aber so weit, daß sie den gebildeten Ausdruck auch für die zartesten Gefühle und für die inhaltreichsten Gedanken gefunden hat, so ist sie das Mittel geworden, durch welches alle Einzelne in einen so geistigen, bis in die verborgensten Falten des Innern hinabsteigenden Verkehr treten, daß durch sie erst Allen der gemeinsame Character, durch den sie ein Volk werden, aufgeprägt wird. Sobald nun durch die Schrift das Mittel gefunden worden, das schnell verhallende Wort für alle Zeiten zu fesseln, so beginnt das Zeitalter der Literatur, in deren allmählich sich anhäufenden Schätzen der Gehalt des geistigen Lebens eines Volkes niedergelegt ist: die Geschichte derselben ist also die der Cultur und des höheren Geisteslebens überhaupt. —

Hiemit ist schon ausgesprochen, daß nicht alles bei einem

Volke Geschriebene in den Kreis der Literatur gehören kann. Ausgeschlossen bleibt zunächst Alles, was nur den Privatzwecken Einzelner dient, wie wichtig es auch sonst, für die Geschichte etwa, sein mag; eben so wenig können zur Literatur gerechnet werden solche Schriften, die zwar für das ganze Volk bestimmt sind, aber nur auf äußere materielle Zwecke und Verhältnisse sich beziehen: z. B. Verträge, Urkunden; selbst Gesetze, obgleich diese oft ein helles Licht auf einzelne Theile derselben werfen.

Die Literatur umfaßt vielmehr nur alle diejenigen Schriften, welche irgend einem Gebiete der Wissenschaften und derjenigen Künste angehören, die sich der Sprache als ihres Stoffes zur Darstellung bedienen: Wissenschaft und Kunst sind der unmittelbare Ausfluß des Geistes, und wenden sich nur an den Geist ohne alle Nebenzwecke. Allein auch hier werden wir noch eine weitere Unterscheidung vorzunehmen haben, wenn wir den Werth der Geschichte der Literatur wesentlich darin setzen, daß diese eine Manifestation des Volksgeistes ist; — wenn wir also Eine Volks-Literatur der andern gegenüber oder zur Seite stellen. Manche Wissenschaften und Künste stehen nemlich vorzugsweise im Dienste des materiellen Lebens, wie z. B. die Medizin, die Baukunst (in sofern sie in Schriften gelehrt wird) oder beziehen sich nur auf Eine abgeschlossene Seite des öffentlichen Lebens, z. B. die Jurisprudenz. Diese sind also mehr Werk und Eigenthum Einzelner. Sie werden zwar allerdings auch den eigenthümlichen Charakter eines Volkes verrathen, allein nicht in dem hohen Maße, wie die, welchen naturgemäß Alle im Volke, wenn auch in verschiedenem Maaße, ihr Interesse zuwenden. Sie dürfen daher keineswegs von der Geschichte der Literatur ausgeschlossen werden, sind aber in den Hintergrund zu stellen; in den Vordergrund treten also vorzüglich: Poesie in all ihren vielfachen Verzweigungen, Beredt-

samkeit, Philosophie und Geschichte. Diese sind es, welche einer Volksliteratur ihren eigenthümlichen Gehalt und Werth verleihen und sichern.

Diesen Standpunkt werden wir in nachfolgender Darstellung fest halten: wir beschäftigen uns in derselben aber nur mit der Geschichte der alten Literatur, oder vollständiger ausgedrückt, der Literatur der Völker der alten Welt. —

Man theilt bekanntlich die ganze Weltgeschichte ein in die Geschichte der alten und die der neuen Welt: den Wendepunkt zwischen beiden bildet das Christenthum, das der ganzen Denk- und Handlungsweise der Völker, welche es in sich aufnahmen, eine so ganz andere Richtung gab, daß man mit Recht seine allgemeinere Verbreitung als den Anfang einer neuen Zeit betrachtet. Wenn aber die Völker selbst allmählich durch das Christenthum völlig umgewandelt wurden, so versteht es sich aus dem Vorhergehenden von selbst, daß dieß auch mit ihrer freiesten Lebensäußerung, der Literatur, der Fall sein mußte. Und wenn diese wirklich die freieste Lebensäußerung der Völker ist, so versteht es sich ebenfalls von selbst, daß wir dieselbe ohne die Geschichte der Völker, ohne die Kenntniß ihrer äußeren Zustände nicht wahrhaft verstehen und begreifen können. Wir werden daher nothwendig bei der Geschichte der Literatur immer von diesem äußeren Leben der Völker ausgehen und auf dasselbe zurückkommen müssen, als auf den Boden, in dem jene wurzelt, aus dem sie Leben und Charakter erhält. Doppelt nothwendig ist dieses gerade bei der alten Literatur, weil diese in weit höherem Maaße noch, als die neuere, mit dem Volksleben, selbst mit dem Staatsleben, zusammenhängt.

Die alte Welt selbst aber, und so auch ihre Literatur, scheidet sich für unsere Betrachtung wieder in zwei wesentlich verschiedene Theile, in den Orient und den Occident:

diese Scheidung ist nicht nur eine geographische, sondern auch für die Geschichte von höchster Bedeutung. Die Völker nemlich dieser beiden Weltgegenden sind unter sich wieder eben so verschieden, als die der alten und der neuen Zeit. Da nun unsere ganze Bildung in Kunst und Wissenschaft ganz vorzugsweise in der der alten Völker des Abendlandes, namentlich der Griechen und Römer, wurzelt; der Orient aber in dieser Beziehung uns weit ferner steht, so folgt daraus, daß wir die Literatur der orientalischen Völker nur kurz behandeln dürfen, um desto länger bei der der abendländischen verweilen zu können.

I. Die Literatur des Orientes.

Wo die Wiege der Menschheit gestanden, und wie viele Jahrtausende schon seit ihrem Entstehen verflossen, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen; ja, selbst über die Fragen, ob alle Menschen von Einem Paare oder ob jede der verschiedenen Racen von einem andern Elternpaare abstamme, streitet man noch, und wird noch lange darüber streiten. Diejenigen Völker aber, deren Geschichte uns zugänglich ist, sind sehr wahrscheinlich von den himmelhohen Gebirgen Hochasiens ausgegangen, von wo sie nach allen Weltgegenden hin sich ausbreiteten. Nördlich und östlich wanderten vornehmlich Mongolische Völker, unter welchen die Chinesen hervorragen: nach anderen Richtungen, vorzüglich nach Westen hin, zogen zwei große Völker-Familien, die sich vorzüglich durch die Eigenthümlichkeiten ihrer Sprachen unterscheiden; die Indo-Germanische, mehr nach Nordwesten; die Semitische, mehr nach Südwesten hin sich verbreitend. Zu der ersteren gehören die Indier, Meder, Perser und alle Europäischen Völker mit sehr wenigen Ausnahmen; zu der Semitischen die Juden, Phönizier, Araber, Babylonier und sehr wahrscheinlich auch die Aegypter.

Weil nun der Zug dieser beiden Völker-Familien von Osten nach Westen ging, und demnach die östlichsten am frühesten feste Wohnsitze hatten, so wird es erklärlich, warum bei diesen sich die früheste Cultur findet, deren älteste Geschichte

freilich in tiefes Dunkel gehüllt ist. Da, wo das Mittelländische Meer die Scheidewand zwischen den beiden großen Welttheilen Asien und Europa bildet, ist zugleich die Gränzlinie zwischen Orientalischer und Abendländischer Cultur: denn dasjenige abendländische Volk, welches hier unmittelbar den Orient berührt, die Griechen nemlich, ist in seiner wunderbaren Lebensfrische und freien Geistesthätigkeit der Schöpfer einer von der morgenländischen ganz verschiedenen und diese weit überragenden Bildung geworden, deren Elemente sich allmählich dem ganzen Abendlande mittheilten, und in demselben eine von dem Oriente scharf unterschiedene Welt hervorriefen. Dieser große Unterschied tritt natürlich auch in den Literaturen dieser zwei Welthälften hervor.

Die Literatur der phantasiereichen und tiefsinnigen Orientalen hat in ihrem ganzen Wesen etwas Ueberschwengliches: der Inhalt gestaltet sich noch nicht zu klaren und schön begränzten Formen, weil Gemüth und Verstand noch zu innig mit einander verwachsen sind; weil dem in seinem Inneren tief bewegten und dann wieder so leicht von glühender Sinnlichkeit entzündeten Orientalen noch die volle Ruhe, welche zu echt künstlerischem Schaffen nothwendig ist, abgeht. Er liebt es daher, seine Ideen, statt zur klaren Anschauung zu entfalten, in bedeutungsvolle Symbole zu hüllen: Gott und Natur, göttliches Walten und menschliches Leben verschwimmt ihm noch in religiös-poetische Mythen: da, wo er vorherrschend den Eindrücken der Natur und der Sinnlichkeit sich hingiebt, bekommen seine Schilderungen und lyrischen Ergüsse etwas seltsam Phantastisches und einen oft unerschöpflichen Bilderreichthum. Poesie und Prosa — und diese letztere ist noch sehr untergeordnet — treten noch nicht scharf auseinander; die einzelnen Gattungen der Poesie sind wieder nur in allgemeinen Umrissen vorhanden, ohne sich ganz organisch und frei entwickelt zu haben.

Die Literatur keines der orientalischen Völker besitzt alle diese Eigenschaften in so hohem und ausgezeichnetem Maße, als die der Indier; wir wollen also bei Darstellung dieser dieselben etwas ausführlicher entwickeln, und gehen nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den einzelnen Völkern des Orientes über.

---

1. Literatur des Chinesen.

In dem mittleren Theile des ungeheueren Chinesischen Reiches ließen sich in uralter Zeit die Voreltern des merkwürdigen Volkes nieder, dessen früheste Geschichte voll Sagen und Fabeln ist: die Chinesischen Geschichtsschreiber behandeln diese zwar wie beglaubigte Geschichte; doch reicht dieselbe nicht über das achte Jahrhundert v. Chr. hinauf. Soviel ist indeß gewiß, daß die Chinesen sich einer sehr frühzeitigen Cultur erfreuten, durch die das ganze Dasein zu einer harmonischen Uebereinstimmung in dem Leben des Geistes und der äußeren Natur sich entfaltete, und dem Volke ein glücklicher ungetrübter Zustand gewährt wurde. Es war von jeher den Chinesen eigenthümlich, daß bei ihnen Verfassung, bürgerliches Leben, Religion und Kunst und Wissenschaft in dem engsten Zusammenhange mit einander standen, gleichsam ein geschlossenes, wohlgeordnetes Ganze bildeten: überall herrscht der abmessende Verstand vor; Phantasie und Gefühl erscheinen bei ihnen sehr untergeordnet, und es findet sich daher bei ihnen fast keine Spur der tiefsinnigen phantastischen Mythologie, welche ein Eigenthum der meisten Orientalischen Völker ist.

So wie bei den Chinesen das Familienleben zu einer sehr abgeschlossenen Form sich ausgebildet hatte, so war auch ihre älteste Verfassung eine despotisch-patriarchalische. Das ganze

Volk wird als Eine Familie betrachtet, in welcher der Herrscher als Vater mit unumschränkter Gewalt gebietet. Seine Gewalt ging so weit, daß von ihm allein nicht nur alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens angeordnet, sondern selbst die Grundsätze der Moral, die Resultate der Wissenschaft und die Glaubenssätze der Religion festgestellt und geordnet wurden. Der erste Kaiser, der dieß in umfassender Weise gethan und dadurch die älteste Verfassung begründet haben soll, war nach den Ueberlieferungen der Chinesen Fo-hi, um d. J. 3000 v. Chr., den sie als sehr weisen Gesetzgeber rühmen.

In späterer Zeit etwa 1125 v. Chr., schwang sich Wu-wang auf den Thron, indem er die herrschende Dynastie stürzte, und eine neue, die der Tsche-hu gründete, welche bis zum Jahre 248 v. Chr. sich behauptete. Unter diesen Tsche-hus wurde auch die bisherige Verfassung bedeutend geändert, und somit auch der ganze Zustand des Volkes ein anderer. Wu-wang nemlich, der ursprünglich ein dem Kaiser unterworfener Fürst war, hatte sich nur durch die Hülfe der übrigen Fürsten des Landes auf den Thron geschwungen; diese verlangten daher auch für sich einen Theil der Macht, und erkannten den neuen Kaiser zwar als ihren Oberherren an, behielten aber in ihrem Gebiete für ihre eigene Gewalt einen bedeutenden Spielraum. So trat an die Stelle des alten patriarchalischen Despotismus eine Feudalherrschaft, welche die wohlthätige Folge hatte, daß die Cultur über das ganze Land sich zu verbreiten begann, die Bevölkerung außerordentlich wuchs, und Gewerbe, Künste und Handel zu bedeutender Blüthe sich erhoben.

Unter dieser Dynastie Tsche-hu lebte gegen d. J. 500 der größte Reformator China's, Kung-Fu-Dsu, nach abendländischer Aussprache **Confucius**; ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, der die eigenthümlichsten Bedürfnisse seines Volkes auf's Klarste erkannt hatte. Seine Bemühun-

gen gingen nicht dahin, einen neuen Zustand zu schaffen, vielmehr Wesen und Form des ursprünglichen Volkslebens, wie es seit Fo-hi bis zum Umsturz desselben durch Wu-wang bestanden hatte, wieder herzustellen. Daher suchte er vor Allem die Feudal-Verfassung zu entfernen, und die patriarchalische zurückzuführen: so außerordentlich auch sein Einfluß war, so wurde dieses Hauptziel seiner Reformen doch erst nach 250 Jahren erreicht, indem ein übermächtiger Vasall des Reiches die Dynastie der Tsche-hu stürzte, sich selbst auf den Thron erhob, und die frühere Despotie wieder herstellte, nachdem er alle andern Fürsten aus dem Lande vertrieben hatte. Von jetzt an wurzelten erst die Reformen des Confucius fest in dem Leben des Volkes, und China steht noch gegenwärtig ganz auf dem Punkte, auf welchen er es gestellt hat.

Um seine Zwecke zu erreichen, sammelte Confucius die aus der ältesten Zeit erhaltenen Schriften, welche für heilig, unübertrefflich und daher auch für unantastbar gehalten wurden; er fügte eigene Commentare hinzu, und theilte Alles in fünf Bücher ein, welche die King's heißen. Die Namen der einzelnen sind: Y-king, Tschu-king, Tschi-king, Li-king, Tschun-tsien. Ihr Inhalt ist sehr mannichfach; sie umfassen Alles, was für das Volk ein bleibendes, maßgebendes Heiligthum sein sollte: denn auch darin sind sie ganz der Abdruck der uralten Cultur, daß das Innerlichste sowohl, wie das Aeußerlichste im Leben des Menschen, mit derselben mechanischen Strenge zugeschnitten, vorgeschrieben und auf alle Zeiten in ihnen festgestellt wurde. Sie enthalten die Grundzüge der Verfassung, die stehende Staatsphilosophie, Vorschriften für das bürgerliche Leben, Sittensprüche, Geheimlehren; — die Grundzüge der Staatsreligion; die ältere Geschichte des Reiches, die ein Vorbild der neueren sein soll, vermischt mit Aussprüchen der Könige. Am meisten Werth aber für die

Literatur hat das Tschi-king, eine Sammlung uralter Volksgesänge von mancherlei Art: sie preisen die Tugenden der Herrscher, erzählen die Großthaten einzelner Helden der Vorzeit; andere ermahnen zu edler Gesinnung und zu Gehorsam gegen das Gesetz, oder preisen das Glück der Tugend und des edlen Familienlebens. Viele darunter sind von einfach edler Schönheit und verrathen Wärme der Empfindung, wie sie in späteren Erzeugnissen nicht wieder gefunden wird: als die vorzüglichsten Dichter werden genannt Ta-ya und Siao-ya.

Indem nun Confucius dieses Werk dem Volke als dessen größten, unvergleichlichen Schatz in die Hände gab, stellte er es zugleich als das Heiligthum auf, dessen treue Bewahrung einzig und allein Fortdauer und Wohlfahrt des Staates sichern könne. Auf ewige Zeiten, so lehrte er, soll Alles in unantastbar fester Weise so fortbestehen, wie die von ihm in den King's niedergelegten Satzungen des grauen Alterthumes es vorschrieben: Alles solle in einem von dem Himmel selbst vorgeschriebenen Gleichgewicht sich bewegen; — das geschriebene Gesetz, die Norm für das ganze Leben und Weben des Menschen, sollte eine Mitte, eine Axe bilden, um die sich Alles dreht in unveränderten Schwingungen, wie der Kreislauf der Erde. Dadurch wurde nun allerdings das ganze Leben in fester sittlich strenger Kraft gleichmäßig geordnet, und die Tugend des Gehorsams gegen ein Höheres zur instinctartig sich äußernden Gewohnheit erzogen: alle einzelnen Individuen wurden zu einer unauflöslichen Einheit verbunden, die sich an Einem Faden leiten und bewegen ließ, wie die künstlichste Maschine durch die einfache Kraft des Wassers oder des Dampfes. Es war damit die Möglichkeit einer äußeren Verderbniß des Lebens abgeschnitten, indem dasselbe für alle Zeiten stereotyp gemacht worden war: allein die dadurch bewirkte Dauerhaftigkeit mußte zu einer Zähigkeit werden, welche

alles individuelle Leben, und mit der Ertödtung aller Freiheit des Geistes auch alle wahre Sittlichkeit vernichtet: der Mensch wurde weniger, als eine Maschine, er wurde nur ein Rad, ein Zacken in derselben. Nur negativ kann die Kraft des Geistes in diesem starren Gehorsam, in diesem ängstlichen Sich-selbst-bewachen sich äußern, wo Alles bevormundet, wo der Staat Nichts, als eine große Polizei-Anstalt ist, die sogar alle Regungen des Geistes, der Phantasie und des Gemüthes vorschreibt und überwacht, und jede Bewegung derselben, die den vorgeschriebenen zuwiderläuft, mit Polizeistrafen belegt. So vielseitig auch in den ältesten Zeiten das Leben der Chinesen sich gestaltete, und obgleich sich mannichfache Talente unter ihnen kund gaben, so gewann doch durch jene mechanische Strenge Alles eine unbeschreibliche Nüchternheit und Eintönigkeit.

Ein Volk, welches in so genau vorgeschriebenen Gränzen sich bewegt, kann eigentlich gar keine Geschichte haben; und in der That steht China jetzt noch da, wo es stand, als des Confucius Gesetzgebung, die, wie oben bemerkt, sich über das innere Sein, über Gefühl und Denken, eben so maßgebend erstreckte, wie über das bürgerliche und häusliche Leben, — als dieses „Bis hierher und nicht weiter" zu vollendeter Herrschaft gekommen war. Jede Generation ist nur eine Wiederholung der früheren, wie an der Fichte der Ring, den dieses Jahr treibt, gleich ist allen andern der vorigen Jahre. Bei diesem geheiligten Mechanismus ist es nicht zu verwundern, daß in mechanischen Künsten und Gewerben die Chinesen am Meisten hervorragen, und in manchen selbst die beweglichen Abendländer übertreffen.

Der ganze Unterricht besteht daher in bloßer Gedächtnißübung und Dressur: der Knabe muß Alles, was einmal als wahr und recht festgestellt ist, sich fest einprägen, um es dereinst in Allem eben so zu machen, wie die Alten. Den Mit-

telpunkt bilden hierbei natürlich die King's des Confucius; diese werden auswendig gelernt, und was zu ihrer Erläuterung dient, ist in Schriften enthalten, welche von der Regierung ausgehen, von denen um kein Haarbreit abgewichen werden darf. Ein ausgezeichneter Gelehrter ist der, welcher den ganzen Curs auf das festeste seinem Gedächtnisse eingeprägt hat: dieß geschieht auch von den jungen Leuten mit einem eisernen Fleiße; um so mehr, da jeder nur durch die Pforten sehr strenger Examina in die Hallen des Staatsdienstes und die Säle hoher, glänzender Ehrenstellen eingehen kann, welche sehr streng und genau abgestuft sind.

An der Spitze dieser großen Maschine, die sich „das himmlische Reich", „den Erdkreis", „die Blume der Mitte" nennt, steht der Kaiser, dessen despotische Gewalt der Allmacht Gottes gleich steht. Denn er ist „der Sohn des Himmels"; dem Himmel gegenüber ist er „Kind", im Verhältniß zu den Menschen ist er „Vater": der Vater aber ist nach dem Glauben, der dem Chinesisch-patriarchalischen Leben zu Grunde liegt, Gott gleich zu achten. Dadurch hat die ganze Verfassung den Character einer Theokratie, und die Person des Kaisers ist auf das Engste mit dem ganzen Religionssystem verflochten.

Die Grundlehre ihrer Religion ist die von einem geistigen Urstoffe aller Dinge, die sich zu einer Art von Dreieinigkeit gestalten: aus jenem gingen nemlich Himmel und Erde hervor, und zwischen beiden steht, gleichsam als das Vermittelnde, Bindende der Mensch. Der Urtypus des Menschen aber, die concentrirte Kraft seines Willens und Geistes ist der Kaiser, der eigentliche, verkörperte Vermittler zwischen Himmel und Erde. Mit jener Lehre ist zugleich die einer Seelenwanderung von niederen zu höheren Körpern verbunden; eine Lehre, welche, indem sie zur Reinigung des Geistes auffordert, ursprünglich von wohlthätigem Einflusse auf die Sittlichkeit war. Allein nachdem einmal alles Leben in todte

Formen erstarrt war, artete nicht nur jene aus, sondern die Religionslehre selbst gerieth auf mancherlei Ab- und Nebenwege: denn gerade die Phantasie, die Bildnerin aller religiösen Vorstellungen, läßt sich auch durch den einengendsten Druck der Vormundschaft nie ganz knechten. In der That zeigt sich auf diesem Gebiete noch einige Beweglichkeit, indem im Laufe der Zeit manche Secten sich aus der Staatsreligion hervorbildeten; und der göttliche Beherrscher duldete dieselben auch, wenn sie nur zu dieser Staatsreligion sich äußerlich bekannten, sie beschworen und ihr nicht nachtheilig wurden. Die bedeutendste dieser Secten ist die von Lao-tse gestiftete Secte der Tao-tse, deren Lehren zum großen Theile aus Indischen Vorstellungen, die nach China eindrangen, zusammenflossen. Ursprünglich war die Lehre des Lao-tse auf reine Vernunft-Anschauung gegründet, und repräsentirt gewissermaßen das rationalistische Bestreben des religiösen Geistes, das nirgends ganz ausbleibt, wo eine herrschende Religion mit vorgeschriebenen Glaubenssätzen sich geltend macht. Später aber artete jene Lehre sehr aus, selbst in die krassesten Abschweifungen und den wunderlichsten Aberglauben, mit welchem die Secte z. B. durch abenteuerliche Ceremonien einen Unsterblichkeitstrank und Aehnliches sucht. — Eine andere Secte ist die später von Fo gegründete: ihre Lehre ging aus der in Indien entstandenen Religionslehre des Buddha hervor, wird gewöhnlich der Lamaismus genannt, ist sehr weit verbreitet, und in den Händen ihrer Priester, der Bonzen, die sich als angebliche Vertraute der Gottheit von dem Volke füttern lassen, zu einem Systeme des Betruges herabgesunken.

Nachdem wir den Character des Chinesischen Lebens, und somit auch der Literatur im Allgemeinen gezeichnet haben, können wir die einzelnen Zweige derselben in Kürze behandeln.

Von den ältesten Volksliedern, welche das Tschi-king

enthält, war schon oben die Rede: die Sammlung dieser Lieder ist größtentheils aus der Masse von Gesängen gemacht, die sich durch eine eigenthümliche Sitte der Chinesen allmählich angehäuft hatte. Jährlich mußten nemlich die Vasallen des Reiches eine Anzahl Lieder an den kaiserlichen Hof bringen: hier wurden die besten zurückbehalten, aufbewahrt, in Musik gesetzt und dann von dem Volke gesungen; Alles auf kaiserlichen Befehl. Die besten darunter sind die Ya-Oden, welche meist politischen Inhaltes sind. Die ganze Sammlung hatte sich, weil Kaiser Schihoang-ti, der so viele alte Lieder verbrannt hatte, sie hatte vernichten wollen, nur in Einer Abschrift erhalten, welche ebenfalls lange verschwunden war, aber wiedergefunden worden ist.

Die spätere Poesie, deren eigentliche Blüthe seit dem siebenten Jahrhundert n. Chr. beginnt, bewegt sich in allen Gattungen, mit Ausnahme des Epos, wozu der Stoff fehlte: Lyrisches, Lehrgedichte, Schauspiele, Romane. In allen macht sich die Beschränktheit, die Eintönigkeit und Nüchternheit bemerkbar, welche bei so einseitig vorgeschriebenen Geistesformen nicht ausbleiben kann. Ihrem Inhalte nach ist diese regelrechte Poesie weniger ernst und erhebend, als auf ein behagliches Spiel der zerstreuenden, hindämmernden Unterhaltung gerichtet; eigenthümlich ist ihr der erst später entstandene Reim. Als Urheber derselben wird Tu-fu genannt, von dem drei beschreibende Gedichte vorhanden sind: der berühmteste aber aus dieser neuen Schule ist Li-thai-pe, der neben jenem Dichter das Ansehen eines maßgebenden Vorbildes genießt.

Groß ist die Anzahl Chinesischer Schauspiele: es sind theils größere, historische Stücke, die oft sehr lange dauern, und nicht selten das ganze Leben des Helden dramatisch darstellen; theils kleinere, eine Art von Possen, die merkwürdigerweise zum Theil satyrischen Inhaltes sind. Besonders diese letzteren werden gewöhnlich durch herumziehende Schauspieler

auf einfachen Gerüsten ohne Decorationen, in verzerrten Masken und abenteuerlichem Costüme dargestellt, wobei der Effect durch Lärmen und Spectakelmachen erzwungen wird. Besonders gerühmt wird das Schauspiel „die Waise von Chao.“

Von größerem Interesse sind die ebenfalls zahlreichen Romane, die als wirkliche, sehr getreue Familiengemälde zu betrachten sind. Ihrem Charakter nach sind sich alle sehr ähnlich: eine ziemlich langweilig und pedantisch sich abspinnende Historie, welcher der Reiz epischer Verwickelung fast gänzlich abgeht. In allen wird ein moralisches Gericht gehalten; der Gute wird belohnt, der Böse bestraft: der Lohn besteht in der Gnade, die Strafe in der Ungnade des Kaisers und der Mandarinen. Der Hauptheld ist gewöhnlich ein junger Student, der nach heldenmüthigem Fleiße die besten Prüfungen macht, übermäßig tugendhaft ist, sich anständig und in gemessener Stufenfolge der Gefühle verliebt, eine hohe Stelle sich erschwingt, und dann verheirathet. Bei all diesem abgezirkelt steifen Gange sind doch manche derselben, z. B. „das Blumenblatt“ nicht ohne Schönheiten, vorzüglich im Ausmalen kleiner Züge und Scenen, die an die Chinesische Porzellan-Malereien erinnern. Selbst wirkliche Wärme und edle, man kann sagen selbstständige Gefühle brechen oft durch diese eisernen Gitter der Form hervor, in welchen freilich die Phantasie sich kaum zu regen weiß. Man glaubt in den durch die eisernen Gitter der Convenienz gedämpften Tönen der Gefühle oft die Stimme der Wehmuth eines in Fesseln geschlagenen Gemüthes zu hören.

---

2. Literatur der Indier.

So wie anderen Stammes, als die Chinesen, so sind auch ganz anderer Natur ihre Nachbarn, die Indier. Sie

sind das älteste Volk unter allen, die zu der großen Indo-Germanischen Völker-Masse gehören, und sind in sehr früher Zeit in das Land, das sich südlich und südöstlich vom Himalaya bis zum Oceane erstreckt, eingewandert, fanden aber sehr wahrscheinlich schon ein Volk anderen Stammes vor, das sie sich unterwarfen. Ihre ältere Geschichte ist allerdings in tiefes Dunkel gehüllt und von ihnen selbst durch die seltsamsten Umdichtungen entstellt: erst seit Alexander d. Gr., der bekanntlich einen kleinen Theil des Landes eroberte, erhielten die Europäer nähere, aber immer noch sehr mit Fabeln untermischte, Nachrichten von dem merkwürdigen Volke, bis die Niederlassungen und Eroberungen Europäischer Völker vom sechszehnten Jahrhunderte an den Weg zu einer ungetrübten Kenntniß des Landes und seiner Bewohner bahnten. Diese letzteren haben ihre uralte, höchst eigenthümliche Cultur bis auf diese Tage, wenn auch zum Theil in getrübter Färbung, wie ein alt gewordenes Oelgemälde, bewahrt. Erst in der neueren Zeit aber hat das Studium der indischen Sprachen uns die wunderbar herrlichen Denkmale jener alten Cultur erschlossen, und einen tiefen Blick in das Wesen des Volkes, in seine alten Zustände und seine Literatur eröffnet. Die Sprache, in welcher die heiligen Schriften der Indier geschrieben sind, heißt das Sanskrit, das die Wurzel aller Indo-Germanischen, und zugleich eine der vollkommensten aller uns bekannten Sprachen ist: es ist schon seit 2000 Jahren eine todte Sprache. Ihr entsprossen sind die ebenfalls sehr alten und auch schon lange todten Sprachen, das Pali und das Prakrit, die in gewissen einzelnen Gegenden des großen Landes zu Hause waren.

Wunderbar wie sein Land, war das Volk der Indier. Unter dem reinsten Himmel hat hier die Natur alle ihre Schätze, alle ihre Herrlichkeiten ausgegossen: das Erhabenste neben dem Lieblichsten; Alles, was das Gemüth bis in's Mark

zu erschüttern und zu staunender Andacht zu erheben vermag, neben aller Süßigkeit und berauschenden Ueppigkeit, die das Herz mit zauberisch fesselnder Macht in Schlummer und Träume einwiegt und zum Genusse an reizenden, unmerklichen Fäden hinzieht. Dieselbe reiche Mannichfaltigkeit, dieselbe Verbindung des Großartigsten und des Lieblichsten, des tief Dunkelen und des glanzvoll Heiteren zeigt auch Charakter und Literatur des Volkes.

Der Grundcharakter des merkwürdigen Volkes ist ein überströmendes Gefühl von unergründlicher Tiefe; eine in alle Fernen fliegende, wie bei dem Nächsten verweilende Phantasie: beide erzeugen, von dem Verstande wenig gezügelt, jenen Tiefsinn, jene maßlose unbefriedigte Sehnsucht, welche, das Göttliche in den Rahmen menschlicher Anschauung zu fassen, unabläßig bemüht ist. Daher ist Indien die eigentliche Heimath der M y t h e, d. h. der heiligen Geschichte, welche weder Geschichte, noch Religion, noch Philosophie, noch Poesie ist; sondern dieses Alles zusammen in Einer Gestalt, in Einer lebendigen Schöpfung: sie alle liegen in der Mythe wie in dem Kelche die später sich eigenthümlich gestaltenden Theile der Blume. Die Mythe, welche theils durch Naturanschauung, theils durch Betrachtung der Geschichte hervorgerufen wird, ist daher das Erzeugniß jenes Urzustandes des Menschen, in welchem die verschiedenen Seelenkräfte noch nicht von ihrem Grundelemente, der Idee, sich losgerungen haben; sondern noch eng mit einander verschlungen, in ihrer Totalität wirken und sich offenbaren: die Mythe ist der Wort gewordene Geist. Die Geschichte wird in ihr zu einem Acte des Inneren, gleichsam zur That des Gemüthes; das Innere wird in seiner Selbstanschauung zur äußeren Geschichte. Sie ist daher durchaus keine Erdichtung, weil diese innigste Durchdringung und Verschmelzung des Geschehenen mit den Anschauungen und Bildern der Seele eine völlig unbewußte, ja eine noth-

wendige ist: denn die Reflexion, welche den Scheidungsproceß zwischen beiden erst vornimmt, schlummert noch zwischen Bildern und Träumen; wie ein Genius mit der Fackel, die ihnen nur Glanz zuwirft, aber nicht ihr Inneres erleuchtet und für den Blick auseinander treten läßt. Die Seele fühlt und dichtet nicht ohne Verstand, aber sie denkt auch noch nicht ohne Gefühl und Phantasie.

Daher der große Reiz, den alle Mythen für uns haben; der große Zauber, den die Betrachtung derselben auf uns ausübt! Wir haben hier die ungetheilte, unmittelbare Offenbarung der Seele vor uns.

In dieser kurzen Schilderung der Mythe haben wir zugleich das Wesen der ältesten Indischen Literatur geschildert: denn ihren Inhalt bilden Mythen im reinsten Sinne des Wortes; sie ist durch und durch mythisch, und zwar im erhabensten Style: in diesen beiden Beziehungen ist ihr die Literatur keines Volkes zu vergleichen. Sie ist ebensowohl Urpoesie, wie Urreligion und Urphilosophie. Zugleich enthält sie die Urstoffe des Christenthums.

Das hervorragendste Denkmal derselben, und die wie aus unergründlichen, dunklen Felsspalten hervorströmende Quelle aller späteren einzelnen Zweige der Literatur sind die Veda's. So wird ein Werk genannt, das aus 4 Büchern besteht, und die ganze Weltanschauung des alten Indiens enthält. Sie sind nicht das Werk eines Einzelnen; vielleicht war Vieles schon in Mund und Lehre der Bramanen, Priestern des Brama, erhalten, ehe es niedergeschrieben wurde. Wegen dieses hohen Alters und ihres dunklen Ursprungs heißt es auch in ihnen: „Brama selbst, der oberste Gott, habe sie geoffenbaret dem Vyasa, dem Sammler, der sie niedergeschrieben.“ Dieß soll schon 4900 v. Chr. geschehen sein. Die vier Bücher enthalten Gebete, meist in Versen, liturgische Formeln, Belehrungen über Glauben und Sittenlehre und

Gesetze, aber auch über andere Gegenstände. Ein Geist aber weht durch Alles, jener großartig mythische Geist, der gleichsam mit Riesenarmen den Weltgeist zu umspannen, die Laute seines innersten Lebens zu vernehmen und in begeisterter Rede wiederzugeben trachtet. Nach dieser Weltanschauung sind Gott und das Weltall Eins: Brama ist der Odem der Natur, die Weltseele. Ein Ausfluß dieser Weltseele ist die Seele des Menschen: jetzt ist sie die Bewohnerin zweier Welten, aber sie soll zu ihrer Quelle durch die reinigende Wissenschaft wieder zurückkehren. — Einzelnes aus ihren Glaubenssätzen und Dichtungen werden wir unten berühren.

Noch gegenwärtig werden die Veda's von den Bramanen vorgelesen und erklärt; allein es wird damit auch abergläubischer Mißbrauch getrieben. Segenbringend ist schon das bloße Hersagen auch unverstandener Stellen: daher es einerlei ist, ob man sie vor- oder rückwärts liest. So pflegt überall ein herabgesunkenes Geschlecht die größten Schätze einer herrlichen Vorzeit zu entweihen!

Ebenfalls zu den heiligen Büchern gehören die Upaveda's und Vedanga's, Erläuterungsschriften der Veda's. Sie sind ungleich jünger, als diese. Dasselbe gilt von den Purana's, einer Reihe langer Gedichte, worin die Schöpfung und Entwicklung der Welt, die Geschichten der Götter und Göttersöhne, ihre Fleischwerdung u. A. besungen werden. Schon die Purana's enthalten die seltsamsten Verrenkungen und Verzerrungen der uralten Mythen. —

Bei weiterer Entwickelung des Volksgeistes kam ganz naturgemäß eine Periode, wo die in dem Mythischen eng verschlungenen Elemente aus einander zu treten beginnen, und jedes derselben zu einem selbstständigen Ganzen sich zu gestalten strebt. Verstand und Gefühl gerathen in eine Art von Widerspruch, von Streit, in welchem jedes das ihm Gebührende loszureißen und an sich zu ziehen sucht. Von da an

zeigt die Indische Literatur immer mehr und mehr einen ihr eigenthümlichen Mangel; eine Einseitigkeit, welche wesentlich aus zwei Ursachen hervorgeht. Untergeordnet war bei den Indiern von jeher der Verstand; klares, scharfes Denken war nicht Sache des der Phantasie mehr erliegenden, als sie beherrschenden Volkes: wo jener also für sich allein zu wirken sucht, erscheint er wie unmündig; eine eigentliche Philosophie hat Indien nie gehabt. Die Versuche, den heiligen Gehalt der Mythen zu deuten und in Begriffe aufzulösen, führten nur zu oft auf die abenteuerlichsten Zerrbilder.

Sodann aber fehlte dem Indier auch das plastische Talent, was die Griechen in so hohem Grade besaßen; das Talent nemlich, Stoff und Ideen zu in sich abgeschlossenen, harmonisch abgerundeten Gestalten zu bilden, wodurch sie allein das Gepräge der Schönheit erhalten und zu idealisirten Naturgebilden werden. Daher brachte es, nachdem die einzelnen Zweige aus dem Mythischen sich ausschieden, die Mythe nie ganz zu reiner Poesie, zu reiner Religion, zu reiner, Wissenschaft: es klebte jeder noch Etwas von den andern an, mit welchen sie einst, wie Aeste zu Einem Stamme, verwachsen gewesen war. Es fehlte eben Etwas an dem plastisch abrundenden Talent, welches unwillkührlich alles Fremdartige ausscheidet.

Dieß zeigt sich schon in der spätern Entwickelung der Religion, des Brama-Dienstes; sie ging ganz aus den Veda's hervor. Großartig ist noch die Lehre, daß die ursprünglich vollkommene Welt von Zeit zu Zeit durch das böse Princip verdorben werde, und dann nur durch die Menschwerdung eines Gottes vom Verderben erlös't werden könne; eine Idee, welche auch den Mittelpunkt des positiven Christenthums bildet. Dieser Menschwerdende Gott ist Wischnu „der Erhalter“: bei seiner neunten Verwandlung wird er den Namen Krischna führen, und dann das Böse ganz überwinden (die

Wiederkunft zum Gericht). Dazu kamen aber eine Menge in's Ungeheure verzerrte Symbole, eine Anzahl von Göttern, und Anderes, wo gleichsam die Masse den Mangel an ideellem Gehalte ersetzen sollte. — Bedeutungsvoll und sinnig ist noch die aus der Vorstellung, die Menschenseele müsse sich reinigen, um zur Weltseele zurückzukehren, hervorgehende Buße; allein bis zu welchen unsinnigen Selbstpeinigungen artete diese aus! Körper und Geist wurden als mit einander unverträgliche Gegensätze aufgefaßt, und der größte Märtyrer schien der zu sein, der am meisten sein Fleisch ertödtete!

Zu ungleich schönerer und reinerer Blüthe wuchs aus der Mythe die Poesie hervor, in welcher immer der Grundton religiöser Weltanschauung überwiegend blieb, die aber zugleich auch in den schmelzendsten Klängen das schöne, seelenvolle Träumen der Liebe und der Lust aushauchte. Die Indische Poesie, von welcher wir noch nicht Alles kennen, steht an eigenthümlichen Reizen keiner andern nach.

Epische Dichtungen.

Diese Dichtungen, die ältesten der Indier, sind wahre, tiefe Poesie, die schon durch den gewaltigen Flug der Phantasie ihren Ursprung aus der uralten Mythe verräth. Die beiden Gedichte, die wir kennen, sind schon 1200 v. Chr. gedichtet: beide sind reich an zum Theil herrlichen Episoden.

1. Râmâyana, „Wandel des Rama", von dem Dichter Valmikis: es besingt die siebente Menschwerdung Wischnu's. Noch größer ist

2. Mahabharat von Vyasas, ein Gedicht von außerordentlichem Umfange; der eigentliche Gegenstand ist der Zwist eines Herrschergeschlechtes: überwiegende Bedeutung aber haben die Episoden, welche daher zum Theil auch einzeln über-

setzt worden sind. Die Episode Bhagavadgita, eigentlich für sich ein religiöses Gedicht, entwickelt die Lehre von dem Ausflusse der Seele und von ihren Wanderungen, wobei Vieles dem Volke mitgetheilt wurde, was bisher Eigenthum der Priesterkaste war. Es hat in vollem Maße Indischen Character und verliert sich häufig in krasse Phantastereien: prachtvoll und höchst imponirend ist die Scene, wie Held Ardschunas auf seinem Wagen, den Gott Krischnas lenkt, vom Himmel zur Erde herabfährt, und wie von der Schlachtmusik die Erde widerhallt und erzittert. Voll poetischer Schönheiten ist die Episode, welche des Helden Ardschuna's Reise in den Himmel seines Vater Indras schildert: er gelangt über die Sternenstraße, wo an den Thoren der Götterstadt der Weltelephant Wache hält, in den himmlischen Palast, wo ihn die schönste Nymphe vergeblich zu verführen sucht. — Eine andere Episode, „Nalas und Damäayanti" zeichnet sich eben so sehr durch erhabenen, kühnen Schwung, wie durch reizende und glühende Schilderungen aus: sie allein besteht aus 26 Gesängen.

Lyrische Dichtungen.

Sie sind von geringerer Bedeutung; doch finden sich auch hier die lieblichsten Blüthen. Der berühmteste unter den hierher gehörigen Dichtern ist Jayadevas, von welchem vortreffliche Gedichte vorhanden sind: das Idyllische und glückliche Stilleben gelingen ihm in hohem Grade, z. B. Ghatak, „das zerbrochene Gefäß": aber sein Genie zeigt sich am glänzendsten in der Farbenpracht, in der überströmenden Gluth, die er seinen Schilderungen feuriger Liebe einzuhauchen weiß, welche er uns in ihrem idealen Fluge eben so lebendig vor Augen führt, wie in ihrer leidenschaftlichen Sinnlichkeit. In allen diesen Beziehungen unübertroffen ist die Idylle Gitagovinda, eigentlich eine Reihe von Liebesliedern, in welchen

die Liebe des Gottes Krischnas zu der schönen Schäferin Radha besungen wird. Ein nicht minder großer Dichter ist Kalidasas, der nicht ganz 100 Jahre v. Chr. an dem Hofe des mächtigen und kunstsinnigen Königes Vikramaditya lebte: wir werden ihm später bei dem Drama wieder begegnen. Von seinen lyrischen Gedichten ist vorzüglich berühmt: Meghadura, „der Wolkenbote“; ein verbannter Jüngling trägt den Wolken auf, nach Norden zu ziehen, und der heiß geliebten Gattin seine Grüße zu bringen.

Sehr gerühmt werden die „hundert Liebessprüche“ von Amara. Auch besitzen die Indier eine bedeutende Anzahl interessanter Fabeln: eine Sammlung solcher Gedichte trägt den Namen „Hitopadesa“. Wahrscheinlich haben sie diese Gattung von Poesie, worin Thiere und Pflanzen als Personen vorgeführt werden, erfunden.

Später arteten die Lyrische und die ihr verwandten Dichtungen in Schwulst und Tändelei aus, und erst in der neueren Zeit trat eine bessere Behandlung ein.

Dramatische Dichtungen.

In keiner Kunstgattung haben die Indier so Großes und Mannichfaltiges geleistet, als in dieser; in keiner zeigt sich ihr poetisches Talent, ihre künstlerische Bildung so glänzend, als in dieser. Sie wurde so hoch gehalten, daß man sie für eine Erfindung der Götter hielt. Das Theater, wiewohl man keine stehenden Gebäude dafür hatte, war eine eigentliche Volksanstalt: die dramatische Poesie wurde in allen Formen gepflegt, als eigentliches Drama, als Mime mit Tanz, als Pantomine ꝛc.: für alle waren fest bestimmte, sehr in's Einzelne ausgebildete, und daher ziemlich eng gezogene Kunstregeln aufgestellt, und man hatte selbst Dramaturgen, welche eine scharfe Kritik übten.

Sehr genau abgemessen waren die verschiedenen Arten

von Compositionen: jedes Stück mußte sich in den Gränzen einer derselben bewegen. Es gab zwei Hauptgattungen: Uparupaka's, die nicht im engern Sinne Dramen waren, und viele Unterabtheilungen zählten: — sodann:

Das eigentliche Drama, Rupaka: dieses hatte folgende Unterarten:

1. Nataka (Schauspiel), dessen Held ein König, Halbgott oder auch ein Gott sein mußte: deren gab es eine große Menge.

2. Prakarana (Schauspiel), worin geringere Personen die Hauptrolle spielten.

3. Bhana: Monolog in Einem Acte.

4. Vyayoga: kriegerisches Schauspiel, worin keine Frauen auftraten.

5. Samawakara: Drama, dessen Held irgend eine bedeutende Person der mythischen Zeit war. Diese Stücke mußten drei Acte haben; viele Helden traten darin auf, wodurch sie zu eigentlichen Spectakelstücken wurden.

6. Ihanriga: eine Comödie, wo die Intrigue die Hauptsache war.

7. Prahasana: Posse, worin bestimmte Personen mit scharfer Satire verspottet wurden.

Eben so genau festgestellt waren die Gesetze für Form und Darstellung der Schauspiele. Die Sprache richtete sich nach den Personen, denen sie in den Mund gelegt wurde; Göttersöhne und vornehme Helden sprachen Sanskrit; niedrigere Personen das oben erwähnte Prakrit, „Sprache der gemeinen Leute". Vorherrschend war die Prosa: in Stellen aber, wo die Affecte steigen oder die Seele in die Tiefe der Ideen sich versenkt, treten Verse ein. Diese Mannichfaltigkeit in der Sprache ist von der schönsten Wirkung. Von jedem Schauspiele wurde verlangt, daß es auf die Erregung gewisser Gefühle und Stimmungen berechnet sein mußte. Für

jede Gattung war ein stehender Kreis von Haupt- und Neben-Personen vorgeschrieben, so wie eine bestimmte Art der dramatischen Entwickelung. Alle Stücke hatten Vorspiele, in welchen der Schauspiel-Director zum Voraus im Allgemeinen Kenntniß von dem Schauspiele gab, es den Zuschauern empfahl ꝛc.; bei Scenen-Wechsel trat eine dienende Person auf, welche diesen anzeigte und erklärte, und Aehnliches. Wie bei den Griechen, war es auch bei den Indiern Gesetz, daß auf der Bühne kein Mord vollzogen werden durfte.

Als Urheber der Dramatischen Poesie wird Bharata genannt, der in ziemlich früher Zeit lebte, aber wohl kaum mehr, als die einfachsten Grundstriche gegeben haben mag. Zu seiner schönsten Blüthe, zur herrlichsten Entfaltung aller seiner Schönheiten wurde sie erhoben durch den schon oben genannten Kalidasas, eines der ausgezeichnetsten Dichter-Genie's aller Zeiten. Wir kennen von ihm drei Stücke: „Malarika und Agnimitra"; — „Vakramas und Urvasi"; aus dem Mythenschatze des Mahabharata geschöpft, wie auch das dritte: „Sakontala oder der entscheidende Ring". Dieses letztere ist das berühmteste unter allen Indischen Schauspielen, ist daher mehrfach übersetzt worden, und am Meisten geeignet, uns eine Vorstellung von der Eigenthümlichkeit, Hohheit und Herrlichkeit des Indischen Drama's zu geben, als dessen Höhepunkt es betrachtet werden muß. Es hat nicht die hohe, plastische Kunstvollendung des Griechischen Trauerspiels; ist nicht, wie dieses, auf die Erschütterung des Gemüths durch den Hinblick auf ein erhaben dahin wandelndes Schicksal berechnet: es hat auch nicht die scharfe Charakterzeichnung in den Schauspielen der Meister neuerer Poesie. Dagegen ist es unendlich reich an eigenthümlichen, bezaubernden Schönheiten: es führt uns in jene glückliche Urzeit, wo noch die Götter liebevoll mit den Menschen verkehren, und daher spielt das Wunderbare, mährchenhaft Träumende, das

Gemüth süß Einwiegende durch alle Scenen durch; die Menschen verkehren so harmlos mit den gewaltigen Göttern, wie mit ihren Gespielen, und Nichts stört den himmlischen Frieden, in welchem die Menschen und die Natur im Arme der Götter sich sonnen.

Man könnte es daher eine dramatische Idylle in dem herrlichsten, glänzendsten Style nennen. Und doch wird alles Menschliche in stiller Sehnsucht nach dem Göttlichen hingezogen, wie die Sonnenblume sich der Sonne zuwendet: und doch ist wieder so viele dramatische Kunst in Verflechtung und Entwirrung der Handlung, so viel feine, schalkhafte Spielerei mit dem Tiefsten und Innigsten sichtbar: das Erhabene steht im Hintergrunde dieser träumenden Kinderwelt, nicht um zu schrecken, sondern mit seinem Glanze sie zu überstrahlen: neben dem Tragischen steht das Komische, und die Sprache erklingt, wie wenn sie selbst Alles mitfühlte und mitträumte, in allen möglichen Lauten und Formen. Diese unvergleichliche Mannichfaltigkeit, die aus dem Einen Grundtone des seligen Gefühles, am Herzen der guten Götter zu ruhen und mit ihnen zu handeln und zu genießen, hervorquillt, diese ist es gerade, welches dem Gedichte einen mit Nichts zu vergleichenden wunderbaren Reiz verleiht. Am Einfachsten und doch so unübertrefflich wahr preis't Göthe dasselbe in folgenden schönen Versen:

„Willst du die Blüthe des frühern, die Früchte des späteren Jahres,
  Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt;
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begrüßen; —
  Nenn' ich Sakontala dir, und so ist Alles gesagt. —

Hinter Kalidasas stehen alle späteren Dichter schon weit zurück: es werden deren sehr viele genannt, z. B. Sudraka, Vyasa u. A. Am meisten gerühmt wird Bharabhuti, der 800 n. Chr. lebte: doch ist auch er neben jenem großen Heros ein wenig bedeutender Dichter, dem es indeß weniger

an Talent, als an Wärme, Natürlichkeit und richtigem Geschmacke fehlt. Seine Nachfolger, die bis in die neuere Zeit hereinreichen, zeigen nur den immer zunehmenden Verfall der Kunst.

Die Prosa nimmt in der Indischen Literatur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Raum ein, und ist nie eigentliche Prosa geworden, indem bei dem phantasiereichen tiefsinnigen Wesen der Indier überall das Mythisch-poetische durchbricht, ja oft vorherrscht, selbst da, wo Belehrung beabsichtigt wird. Dieß zeigt sich am Klarsten in den sogenannten gesetzgebenden Schriften, welche an das mythische Epos sich anlehnend, seit 1200 v. Chr. sich verbreiteten, und eben als Ausflüsse der uralten heiligen Dichtung, deren Inhalt sie in Vorschriften und Lehren faßten, großentheils hohes Ansehen genossen. Am berühmtesten und ältesten ist das

Gesetzbuch des Menu (Manu). Es enthält Gesetze über das öffentliche Leben, über bürgerliche und Privat-Verhältnisse; aber eben so auch über den Glauben und die Verehrung der Gottheit. In Allem, was sich auf das Letztere bezieht, hüllt es sich in geheimnißvolles Dunkel, und kleidet sich in feierlichen, tiefsinnigen Ernst ein: für die Kenntniß der religiösen Philosophie, in welcher die Entstehung der Welt, der Menschen und deren weitere Schicksale und endliche Bestimmung gelehrt werden, ist dieser Theil von großer Wichtigkeit.

Zunächst wird die Erzeugung des Welteins geschildert: in dem Innern desselben lebt Brama, der Urahnherr des Weltalles: er zerbricht die Schale, und aus ihren Stücken bildet er die Welt. Aus der Weltseele strömen die Menschenseelen aus; diese fallen aber von der Gottheit ab, und dadurch entsteht nun die Masse der menschlichen Leiden, das Unglück

des Daseins. Aus dieser Entfremdung soll der Mensch zu Gott zurückkehren durch Buße und Ertödtung des Fleisches ꝛc. Merkwürdigerweise wird hier schon das, den Veda's noch ganz unbekannte, Kasten-Wesen als eine göttliche Einrichtung gepriesen. —

Von geringem Belange sind die an die Gesetzbücher sich anschließenden sogenannten Philosophischen Schriften, wie die Sânkhya, „Buch der Ueberlegung", System der Metaphysik, und die Nyaya, eine Art von Logik. — —

In so reicher Fülle breitet sich die Literatur des alten Indiens vor uns aus: und doch sind noch lange nicht alle Schätze gehoben und zu Tage gefördert.

---

3. Babylonier und Assyrier.

In Vorderasien, in den fruchtbaren Gefilden, welche Euphrat und Tigris durchströmen, entstand schon in dunkler Zeit ein mächtiges Reich, das der Babylonier und Assyrier. Sehr frühe erhoben sich diese Völker zu nicht unbedeutender Cultur, welche aber bald einer Alles zerstörenden Sittenlosigkeit unterlag. Wissenschaftliche Bildung besaß nur die Priesterkaste, Chaldäer, auch Magier genannt: besonders werden ihre Kenntnisse in der Astronomie gerühmt, welche sich von ihnen aus über die benachbarten Länder verbreiteten. Wie viel sie darin geleistet haben, ist zweifelhaft, da von dem, was sie selbst darüber geschrieben haben mögen, Nichts vorhanden ist. Eben so wenig sind Denkmale aus anderen eigentlichen Literatur-Zweigen vorhanden. Nur ein Geschichtswerk aus späterer Zeit ist uns bekannt: „Babylonische und chaldäische Alterthümer" von Berosus, einem Priester in Babylon. Griechische Schriftsteller haben Fragmente davon erhalten.

---

4. Die Aegyptier.

Bei diesem seltsamen Volke, dessen ungeheuere Bauwerke noch heute ein Gegenstand der Bewunderung sind, war alle Freiheit und geistige Bewegung gehemmt durch die starre Einzwängung in abgeschlossene Kasten. Zwar herrschten Könige über das Land; allein, da sie ganz unter dem drückenden Einflusse der Priester-Kaste standen, so war diese es eigentlich, welche eine fast ausschließliche despotische Gewalt über Alle ausübte. Die Priester allein waren im Besitze aller Wissenschaften: wie viel sie darin geleistet haben, ist nur aus den oft sehr ungenauen Nachrichten Späterer, namentlich der Griechen, und der Anwendung, welche diese von Aegyptischer Weisheit machten, zu entnehmen. Denn sie selbst überwachten ihr Privilegium der Wissenschaft mit der größten Eifersucht: was sie davon in eine für Andere räthselhafte Schrift, die Hieroglyphen, niederlegten, ist gänzlich verloren gegangen. Die Poesie war förmlich verboten: dennoch bildete sich eine Art von Volksliedern, aber von sehr beschränktem Umfange.

In späteren Zeiten kam Aegypten, nach dem Verfalle der Monarchie Alexander's, unter die Herrschaft einer Griechischen Königsfamilie, und bald war ganz Unterägypten so völlig Griechisch geworden, daß dessen Hauptstadt Alexandrien der Mittelpunkt Griechischer Gelehrsamkeit wurde. Indeß gehört das hier Geleistete ganz der Griechischen Literatur-Geschichte an, obgleich Aegytische und überhaupt Orientalische Cultur und Denkweise keineswegs ohne Einfluß auf diese neu auflebende Griechische Gelehrsamkeit blieb.

---

5. Die Phönizier und Carthager.

Das berühmte Handelsvolk, welches in seiner eng begränzten Heimath an der östlichen Küste des Mittelländischen Mee-

res so außerordentliche Reichthümer durch unermüdete Geschäftsthätigkeit und durch Erfindungsgeist zusammenhäufte, erwarb sich auch um die höhere Cultur mehrfache Verdienste. Die Phönizier werden als die Erfinder der Rechenkunst und der Buchstabenschrift gerühmt: sie scheinen aber auch die letztere weit mehr für die Zwecke des praktischen Lebens als für ideellere benützt zu haben. Wenigstens hat sich eine Literatur im höhern Sinne des Wortes bei ihnen nicht ausgebildet. Nur Geschichtschreiber werden erwähnt; der berühmteste unter ihnen, Sanchuniathon, wurde später in's Griechische übersetzt: von dieser Uebersetzung sind noch Bruchstücke vorhanden.

Ganz dasselbe gilt von der Pflanzstadt der Phönizier, dem nachmals so mächtig gewordenen und von den Römern vertilgten Carthago, an der Nordküste Afrika's. Sehr interessant ist ein schriftliches Denkmal des Carthagischen Unternehmungsgeistes. Im sechsten Jahrhundert vor Chr. machte nemlich ein vornehmer Carthager, Hanno, auf der Westküste Afrika's eine große Entdeckungsreise, welche er in seiner Muttersprache beschrieb: von diesem kleinen Aufsatze besitzen wir eine Griechische Uebersetzung.

Eine kleine Probe von der Sprache dieser beiden Völker hat sich zufällig in einem Römischen Lustspiele erhalten.

---

6. Die Literatur der Hebräer.

Dieses Gottbegeisterte Volk, welches dadurch für die Menschheit eine so hohe Bedeutung gewonnen hat, daß aus ihm das Christenthum hervorging, war in uralten Zeiten aus dem Innern Asiens nach den Küsten des Mittelmeeres hin ausgewandert, und ließ sich unter Völkerschaften nieder, die ihm den Namen Hebräer, „Fremdlinge", gaben. Dennoch

ist ihre Sprache nur ein Dialekt derjenigen, welche in dem ganzen Lande gesprochen wurde, obgleich sie fortwährend in strenger Abgeschlossenheit von dessen Bewohnern lebten.

Die ganze uns erhaltene alte Literatur der Hebräer ist enthalten in dem Alten Testamente, dem heiligen Buche des Volkes. In den ältesten Büchern desselben sind Poesie und Prosa noch innig in einander verflochten; sie mußten es sein, da der gewaltige Anhauch religiöser Begeisterung, der das ganze Volk durchglühte, Alles in heilige Poesie umwandelte, und alles Leben und Wissen, alles Sehnen und Denken zum Wellenschlage eines heiligen Gesanges machte, in welchem der Hebräer seinen großen unsichtbaren König, den Gott Jehovah, prieß. Denn das macht die heiligen Bücher der Juden so großartig und so reizend und so rührend zugleich, daß der Mittelpunkt ihres ganzen Seins und Lebens ihr Gott ist, der Schöpfer der Welt, der Herr und Lenker seines Volkes. Er ist ihnen der große, persönliche, von der Welt getrennte Gott; aber er thront in dieser hoch im Himmel und die Erde ist seiner Füße Schemel, und was auf Erden keimt und lebt und athmet, das ist sein Werk. Daher versenkt sich der Hebräer so ganz in die Sinnenwelt; die Natur ist ihm belebt bis in die kleinsten Gestalten hinein; er umklammert sie mit glühender Liebe, er sinkt entzückt vor ihr auf die Kniee nieder: aber nicht die Erscheinungen selbst betet er an, sondern den Geist seines Jehovah, der auch aus ihnen spricht, den auch sie anbeten.

Die Hebräer fühlen sich als das auserwählte Volk Jehovah's, der sie auf allen ihren Tritten geleitet und behütet; ihnen hat er die erste Stelle unter allen Völkern der Erde bestimmt. Diesem Ziele führt er sie auch in den kleinsten Ereignissen entgegen: in ihrer Geschichte handeln nicht die Menschen, nicht ihr Arm schlägt die Feinde, und nicht die Feinde sind es, denen sie erliegen: Alles ist ein Werk des

erhabenen Gottes durch die Menschen, wie er es ist, der durch die Wolken donnert. So wird unwillkührlich auch die Geschichte, wie die Naturbetrachtung, zu heiliger Poesie, durchschauert von der Nähe Jehovah's. Und als das Volk an den Rand des Abgrundes geführt ist, und ein Knecht fremder, unheiliger Völker geworden, auch da nicht wankt ihr Vertrauen; auch da umschwebt sie ihr Jehovah! Sie sollen sich demüthigen vor ihm, und er wird ihnen einst einen Erretter, den Messias, senden, der sie aus der Erniedrigung zu um so herrlicherer Verklärung führen und erfüllen wird, was der Herr seinem Volke versprochen.

Dieß ist der Grundton der Hebräischen Poesie; dieß sind die Elemente, die auch seine Geschichte durchziehen und beiden Einen und denselben Charakter mittheilen. Daher sind beide so tief und wahr, so heilig und so menschlich, so erhaben und lieblich, so erhebend und so rührend zugleich. Wohl keine andere Volks-Poesie hat in der, durch Einen Grundton bedingten äußern Beschränkung diese Fülle innerer Herrlichkeiten, diese reiche Mannichfaltigkeit. Besonders charakteristisch aber ist der unerschöpfliche Reichthum an den wahrsten und theils erschütternden theils bezaubernden Bildern, der eben daher rührt, daß der Hebräer die ganze Natur beseelt; alles Einzelne in lebende Personen, die nur da sind, um Jehovah zu preisen, oder in Werkzeuge und Geräthe und Wohnsitze umwandelt, die zu seinem Dienste der Herr sich erschaffen hat.

Der Hebräer ist unwillkührlich Dichter, so wie er schreibt, weil das Eine Grundgefühl, das wir oben schilderten, ihn nie verläßt, er mag schreiben, was er will. Darin bestärkt ihn gewissermaßen auch seine Sprache, die keinen strengen Unterschied zwischen Poesie und Prosa macht. Sie ist arm an Worten, und dadurch zu bildlichem Ausdruck gezwungen; ihre Worte sind kurz, und inhaltschwer also jeder ihrer Laute;

sie fügt sich leicht in einen gemessenen Rhythmus: Alles Eigenschaften, durch die von selbst jede Darstellung einen poetischen Charakter erhält. Sodann hat der Hebräer keinen Reim, keine besonderen Versmaße; die Sprache der Poesie ist, äußerlich genommen, nur kenntlich durch den sogenannten Parallelismus, der darin besteht, daß zwei kurze, fast gleichlange Sätze denselben Gedanken wenig verändert, nur mit anderen Worten und anderen Beziehungen, ausdrücken, wodurch der Ausdruck etwas Feierliches und das Gemüth Fesselndes erhält. Z. B. folgende Stelle:

„Erzürne Dich nicht über die Bösen;
Sei nicht neidisch auf die Uebelthäter:
Denn wie das Gras werden sie abgehauen,
Und wie das Kraut werden sie verwelken.“

In ihrer Poesie finden sich alle Gattungen derselben; allein nicht rein ausgeprägt, sondern fast überall in einander verflochten, so daß z. B. lyrische Gedichte dramatische Wendungen, epische Ausführungen enthalten, und so umgekehrt. Auch hier zeigt sich der Hebräer wie im Dienste einer Alles beherrschenden Stimmung, die keine strenge Scheidung der einzelnen Elemente zuläßt.

Es lassen sich in der Geschichte der Hebräischen Poesie, zu deren richtigem Verständnisse der große Herder mehr, als alle Erklärer vor ihm, beigetragen hat, drei Perioden unterscheiden:

1. Von den ältesten Zeiten bis zu König Saul: — Wahrheit im Gewande der Dichtung.
2. Die Zeiten David's und Salomon's: — Die einzelnen Gattungen scheiden sich schon strenger; Blüthe des Gesanges.
3. Zeitalter der Propheten: rhetorisch-politische Poesie.

Die fünf Bücher Moses eröffnen die Reihe der poetisch-geschichtlichen Bücher der Hebräer: sie stehen mit Recht an der Spitze, weil sie den eigentlichen Kern des Judenthums bilden, aus welchem sich alles Spätere entwickelte, und weil in ihnen schon alle Richtungen der Volksliteratur enthalten sind. Sie beginnen mit der Weltschöpfung und den Seligkeiten der ersten Menschen im Paradiese, und dem Fluche, den sie auf sich und das ganze Geschlecht durch die Sünde herabgezogen; und schon in den ersten Anfängen der Menschheitsgeschichte schimmert die Zukunft des auserwählten Volkes, als eines über alle andern hervorstrahlenden, hindurch. So beginnt diese heilige Volksurkunde, das geschriebene Denkmal des von Gott mit seinem Volke geschlossenen Bundes, und es schließt mit der Verheißung, daß dieser Gott und König sein Volk hoch über alle andern erheben werde: denn der Segen des sterbenden Moses, der den feierlichen Schluß bildet, endet mit den Worten:

„O Volk, das Du durch den Herrn selig wirst, der Deiner Hülfe Schild, und das Schwert Deines Sieges ist: Deinen Feinden wird's fehlen, aber Du wirst auf ihrer Höhe einhertreten."

Diese Grundidee eines Bundes, in welchem Jehovah der stets schützende, überall helfende ist, giebt dem ganzen Buche, das Poesie, Geschichte, Religion und Gesetzgebung, wie in einem Mikrokosmus innig verschmolzen enthält, eine Erhabenheit; der hohe, darin herrschende Geist eine Einfachheit; — die kindliche Innigkeit der sich ganz in die Natur versenkenden Gottbegeisterten Phantasie eine tief ergreifende, liebliche Anmuth, wie sich dieß Alles in diesem Maße vereint kaum irgendwo wieder zusammenfindet. Das ganze Werk ist übrigens eine, wohl erst in späterer Zeit veranstaltete Sammlung alter Volksdichtungen, Sagen, Geschichten und Gesetze: diese letzteren nehmen einen großen Theil des Raumes ein.

Von wunderbarer Tiefe und Schönheit sind die Dichtungen

des ersten Buches, wie Gott die Welt erschaffen durch sein allmächtiges Wort, wie die ersten Menschen Anfangs so unschuldig, so glücklich lebten, wie dann das Böse ihr Leben vergiftete und fortwucherte, bis der Zorn des Höchsten sie alle bis auf wenige vertilgen mußte. Aus diesen so naiven, kindlich anspruchlosen Erzählungen leuchtet eine so tiefsinnige Natur-Anschauung und eine so in's Innere dringende Kenntniß des menschlichen Herzens hindurch, daß sie sich der Tiefe des Meeres, die so geheimnißvoll uns durch die klaren Fluthen herauf entgegen tritt, vergleichen läßt. Und wie unnachahmlich schön und reizend, wie menschlich wahr und rührend fromm sind die Erzählungen von dem patriarchalischen, glücklichen Leben des kleinen Hirten-Völkchens, das in seinem Oberhaupte den Vater verehrt! Die daran sich knüpfende spätere Geschichte des Volkes enthüllt uns auf's Klarste den ganzen Charakter desselben, und macht uns die Schicksale, welche es später erfuhr, vollkommen begreiflich.

Das Buch Hiob ist die großartigste Dichtung der Hebräer, deren Inhalt höchst characteristisch für den Geist dieses Volkes ist. Hiob, der furchtbar und doch unschuldig leidende, ergießt sich gegen seine Freunde in die bittersten Klagen über sein Schicksal: aber er murrt nicht gegen den Höchsten, der es ihm gesendet; vielmehr hat er unter den betäubenden Schmerzen, in denen er sein Dasein verflucht, Besonnenheit und Geistesgröße genug, um die unbegreifliche Weisheit Gottes zu vertheidigen gegen alle Zweifel und Bedenken. Des Menschen Verstand vermag sie nicht zu ergründen; nur der Glaube, daß im Himmel Alles zum Besten des Menschen beschlossen worden, und daß alle Räthsel im Himmel sich lösen werden, preis't auch im Leiden des Allweisen Güte, und dringt mit hellem Blicke gleichsam in die verborgenen Tiefen des göttlichen Vater-Herzens. Und am Ende erscheint in feurigem Wetter der Allerhöchste selbst, und seine Worte ziehen die

letzten Schleier hinweg, welche noch dem Auge des Glaubens die Wahrheit umhüllten. So ist also das Gedicht, das eine wenn auch noch unausgebildete dramatische Form hat, mit Vorspiel und Nachspiel, der älteste Versuch einer Theodicee, oder Rechtfertigung Gottes über das Unbegreifliche in der Natur und im Menschenleben: zugleich aber spiegelt sich in seinem Inhalte die beginnende Zerrissenheit des späteren Jüdischen Lebens ab, das sich nicht in Einklang mit den Forderungen des menschlichen Herzens setzen kann. Der Stoff scheint übrigens aus Arabien entlehnt zu sein.

Aus der Zeit David's stammen wohl größtentheils die Psalmen, obgleich die Sammlung selbst erst nach dem Babylonischen Exil, in welchem noch viele der herrlichsten hinzukamen, ganz abgeschlossen wurde: sie wurden im Tempel unter Begleitung von Saiten-Instrumenten gesungen. Daher sind sie fast alle rein religiösen Inhaltes; manche auch Festgesänge bei besonderen Veranlassungen: verschieden sind Beziehung, Gegenstand und Form: Loblieder auf Jehovah, Gebete, freudige Gesänge des Glaubens und Vertrauens; — Klagelieder und Bußlieder, — sowohl im Namen Einzelner wie des ganzen Volkes gedichtet. Vorherrschend ist überall der Ausdruck eines frommen Gemüthes, das sich im Kampfe mit den Leiden des Lebens emporschwingt zur Hoffnung und zum Vertrauen auf den Höchsten. Da sie von verschiedenen Verfassern sind, so ist auch ihr Werth verschieden: die meisten aber sind von kühnem, lyrischem Schwung, bilderreich und voll tiefer Wahrheit des Gefühles, das in vielen gewaltig und doch in schön gemessener Form dahin strömt. Zu den vortrefflichsten gehören fast alle, die dem Könige David zugeschrieben werden.

Das hohe Lied Salomons, eine Verherrlichung der Treue reiner und unschuldiger Liebe; das reizendste und glühendste erotische Gedicht des Morgenlandes, dessen glänzende

Farbenpracht und üppig überströmenden Schilderungen wir nur dann gehörig würdigen können, wenn wir den Character des Orientalen im Auge behalten, die sich so ganz in die Sinnlichkeit versenken können, ohne die Reinheit des Herzens einzubüßen. Es ist seiner Form nach dramatisch, schön gegliedert, in vier Acte eingetheilt mit lebhafter Handlung, und mit scharfer, feiner Character-Zeichnung. Die schöne Hirtin Sulamith wird durch den König Salomon, der in Liebe zu ihr entbrennt, von der Seite ihres Geliebten, eines Schäfers, nach dem Palaste entführt: aber alle Herrlichkeiten des Hofes, alle Ueppigkeit, alle überschwenglichen Versprechungen vermögen Nichts über ihre Treue: der König muß sie wieder entlassen, und überselig eilt sie auf die Hirtenflur zurück in die Arme ihres Schäfers. Das ganze Gedicht scheint erst später aus einzelnen Gesängen der Liebe zusammengesetzt zu sein: sehr mannichfaltig ist wenigstens Form und Vortrag; die höchste Zartheit aber ist über Alles ausgegossen. Von Salomon kann es nicht herrühren; auch ist es sehr wahrscheinlich erst ziemlich lange nach ihm im nördlichen Palästina gedichtet worden: vielleicht aber liegt ihm eine wirkliche Begebenheit aus Salomon's Leben zu Grunde. Daß ältere Theologen es als eine Allegorie betrachteten, in welcher die Beziehungen des Volkes zu Jehovah geschildert, oder gar die Verbindung Christi mit der Kirche, seiner Braut, geweissagt sei, möge nur der Curiosität wegen erwähnt werden.

Das kleine Büchlein Ruth ist eine überaus liebliche Idylle aus der Zeit David's.

Der Zeit nach folgen nun die Bücher der Propheten; es sind deren 16 erhalten, 4 größere und 12 kleinere. Die Propheten waren Männer des Volkes, die in gewaltigen Gesängen sich erhoben gegen die despotischen Uebergriffe der Könige, gegen die Anmaßungen der Priester und die Entartung des Volkes; vor Allem aber gegen den Abfall von der

geheiligten Volksreligion und dem unsichtbaren Könige Israel's. Sie sind im höheren Sinne die Vertreter des Volkes, die Organe seines besseren Genius: das verirrte strafen, das strauchelnde warnen, das unglückliche trösten und das mißhandelte vertheidigen sie: sie sind gewissermaßen die poetischen Volkstribune. Ihre Poesie ist eine rein nationale, ja politische, und als solche von hoher Bedeutung, obgleich ihre Schilderungen oft zu allgemein gehalten sind, als daß sie immer eine lebendige Anschauung von dem eigenthümlichen politischen Zustande des Volkes gewährten. Der poetische Werth der einzelnen ist sehr verschieden: am meisten ragen hervor Jesaias und Jeremias.

Jesaias, etwa 750 v. Chr., ist der kühnste, erhabenste, bilderreichste von allen: von hinreißender Begeisterung durchdrungen sind seine Gesänge; mit zermalmender Kraft straft er die Gottvergessenheit des Volkes und malt ihm alle Schrecken vor, die es selbst auf sein Haupt herabzieht. Dann aber weilt er wieder mit aller Seligkeit eines der trüben Gegenwart in das Gebiet idealer Träume sich flüchtenden Gemüths bei der Verkündigung einer Zukunft, wo alles Zerrissene in schöne Harmonie sich auflösen, und alle Völker um Israel sich schaaren und dem Herrn ihr Opfer der Liebe und des Dankes in geläutertem Glauben und in felsenfestem Beharren bei dem Rechte und der ewigen Wahrheit darbringen werden.

Eine großartig düstere, vom tiefsten Seelenschmerze zerrissene und mit dem Seelenschmerze gigantisch ringende Natur ist Jeremias; er schrieb ein prophetisches Buch und Klagelieder; das letztere ein Gesang, der die Wunden eines Herzens aufdeckt, in dem jeder Pulsschlag dem Vaterlande, und nur dem Vaterlande gilt. Seine prophetischen Gesänge dichtete er im Kerker, wohin ihn sein rücksichtsloser Kampf gegen Herrscherwillkühr und Pfaffentrug geworfen hatte, und alle Schrecken der Zukunft, die einer solchen Gegenwart folgen muß, durchzucken seine düsteren

Weissagungen. Und sie trafen ein: er selbst saß noch als Greis auf den Trümmern des durch Nebukadnezar zerstörten Jerusalem's; er wollte nicht in die Verbannung mitziehen, sondern lieber an der Stätte, wo der Tempel gestanden, dem zerstörten Heiligthume seine letzten Thränen weihen. Hier sang er seine „Klagelieder"; Elegieen, in denen sich das letzte Aufflackern eines gewaltigen, aber in seinem Innersten gebrochenen und geknickten Geistes offenbart: seine Klagen fließen in dem Tone der rührendsten Wehmuth dahin; es ist keine Verzweiflung mehr; nur stiller, gedämpfter, weil im Innersten begrabener, Schmerz: es sind die Klagen der Resignation, die Thränen, die lautlos auf die Urne fließen, in der die Asche einer geliebten Mutter ruht.

Die späteren Propheten sind fast alle von geringerem poetischem Werthe; am unbedeutensten die aus der Zeit des Exiles, wo schon Fremdartiges sich in Sprache und Darstellung einmischte, und Affektation an die Stelle wahrer Begeisterung trat. Ueberhaupt aber ging es jetzt, wo die Kraft des Volkes gebrochen war, auch mit seiner Poesie zu Ende.

Schon in dem Salomonischen Zeitalter bildete sich eine Art von Spruch- und Lehr-Weisheit aus, von welcher wir noch Denkmale in den didactischen Gedichten: Prediger Salomon, und Sprüche Salomon's haben. Sie mögen zum großen Theile wirklich von diesem fein gebildeten Könige, der sehr viel dialectische Gewandtheit besaß, und sich in epigrammatisch zugespitzten Sentenzen gefiel, herrühren: Vieles aber hat sich auch erst später an einen einmal vorhandenen Kern angesetzt, und die beiden Sammlungen selbst sind offenbar erst lange nach Salomon abgeschlossen.

Bekannt sind die Geschichtswerke, welche theils die alte Zeit recapituliren, theils die Zeit zwischen Moses und David ausfüllen, theils die Geschichte bis zum Exile behandeln: einige davon, z. B. das Buch Josua, das

Buch der Richter, die Bücher Samuel's haben noch ganz den Charakter epischer Dichtungen.

Für die Literaturgeschichte, als Geschichte der geistigen Productionskraft des Volkes, haben nur sehr geringen Werth die sogenannten Apokryphen des alten Testaments, deren Entstehung in die letzten Jahrhunderte vor der Entstehung des Christenthums fällt. Sehr anziehend sind die Bücher der Maccabäer, welche den heldenmüthigen Kampf des Volkes gegen fremde Tyrannei erzählen; Jesus Sirach ist ein Buch voll practischer Weisheit, und merkwürdig, weil es so ganz aus der Beschränkung des Judenthumes in das Gebiet des universell Menschlichen hinübertritt, und Tobias als ein zartes, schönes Genre-Bild edleren Familienlebens.

Die späteren Jüdischen Schriftsteller, welche noch Hebräisch schrieben, gehören schon der neueren Literatur; die Griechisch schreibenden aber der Griechischen Literatur an.

---

7. Die Literatur der Perser.

Westlich von Indien hatte zwischen dem Indus, dem Oceane, dem Euphrat und dem Kaspischen Meere bis gegen den Kaukasus hin eine Anzahl von Völkern sich ausgebreitet, welche der großen Völker-Familie der Indo-Germanen angehörten, und am richtigsten als der Medo-Persische Zweig derselben bezeichnet werden. Unter ihnen ragen weitaus am meisten die Perser hervor. Ihre Heimath war das nicht sehr umfangreiche Land nordöstlich vom Persischen Meerbusen, das heutige Fars: sie wurden Unterthanen des großen Reiches der Meder, die ihren Wohnsitz südlich vom Kaspischen Meere hatten. Bald aber rissen sie sich von diesem los, und durch rasch auf einander folgende Eroberungen wurden sie Herren aller Länder vom Indus bis an die Gestade des Griechischen Meeres.

Die Perser waren ursprünglich ein durchaus kriegerisches Volk, und besaßen wohl schon seit alter Zeit einen nicht geringen Grad von Cultur: von dieser ältesten Cultur sind aber keine Denkmale erhalten, und die Erinnerung an ihre Thaten lebte nur in Gesängen fort. Erst von der Zeit an, wo sie mit den Griechen in Berührung kamen, fängt für uns ihre Geschichte an. Etwas vor dieser Zeit trat unter ihnen ein großer Reformator auf, Zerdutscht, gewöhnlich Zoroaster genannt. Dieser stellte die uralte Glaubenslehre in ihrer Reinheit wieder her, brachte die religiösen Lehrsätze der Priester oder Magier, und den ganzen Cultus in ein bestimmtes, festes System, welches er in dem berühmten Buche, die Zend-Avesta, „das lebendige Wort", niederlegte, die noch jetzt von den Bekennern des alt-persischen Glaubens, den Parsi oder Guebern in Persien und Indien, als heilige Schrift verehrt wird: doch ist diese durch viele spätere Zusätze und Veränderungen entstellt, und nicht mehr die ursprüngliche. Die Schrift ist in der ältesten Sprache des Medo-Persischen Stammes, dem Zend, welches aber schon seit mehr als 2000 Jahren eine todte Sprache ist, abgefaßt, und war in der Zeit, wo die Parther über das Land herrschten, etwa 500 Jahre lang vergraben, bis das Herrschergeschlecht der Sassaniden sie wieder hervorsuchte, und damit zugleich den alt-persischen Gottesdienst wieder herstellte.

Außer einzelnen Lehren der Sittlichkeit und der Lebensklugheit enthält die Zend-Avesta das vollständige System der alt-persischen Licht- und Feuer-Religion. Nach dieser Lehre gingen aus dem höchsten ewigen Urwesen zwei Gottheiten hervor, Ormuzd und Ahriman. Ormuzd ist der Gott des Guten, oder des Lichtes, welches als das Sinnbild des Guten verehrt wird, und als dessen Sinnbild wiederum das Feuer gilt; daher brennt in dem Tempel ein ewiges Feuer. Ahriman aber ist der Gott des Bösen und

der Finsterniß: beide zusammen haben die Welt erschaffen, und beherrschen sie, aber in immerwährenden Kämpfen, in welchen jeder Gott die ihm dienenden Geister, Ormuzd die Amschaspan's und andere, Ahriman die Dew's in's Feld führt. An diesem Kampfe, der erst mit der völligen Unterdrückung Ahriman's endigt, soll auch der Mensch auf der Seite des Ormuzd Antheil nehmen. So schließt sich die Zoroastrische Sittenlehre unmittelbar an die Religion an, in welcher eine inhaltreiche, geläuterte und poetisch gestaltete Symbolik nicht zu verkennen ist. —

Außer diesem sehr merkwürdigen Buche ist aus der alt-persischen Zeit Nichts erhalten: auch scheinen Wissenschaften und Künste nicht mit besonderer Vorliebe gepflegt worden zu sein.

Eine zweite Periode der Literatur wird vorbereitet mit dem Eindringen der kriegerischen Parsi, Parther auch Neu-Perser genannt, welche bald nach Alexander's Tode, der das unermeßliche Perser-Reich sich unterworfen hatte, das eigentliche Persien eroberten, und daselbst sich niederließen. Auch ihre Herrschaft wurde gestürzt, und mit dem Herrschergeschlechte der Sassaniden erhob sich das so lange unterdrückte alt-persische Volk wieder, und gelangte bald zu einer schönen und reichen Cultur. Besonders im sechsten Jahrhundert nach Chr. blühte in Persien die Literatur, ganz vorzüglich die Poesie; allein es hat sich Nichts davon erhalten, da der Fanatismus der Araber, welche im siebenten Jahrhunderte das Land eroberten und unterdrückten, die ganze alt-persische Literatur vernichtete.

Mit dem Eindringen der Araber ging in dem Volke eine wesentliche Veränderung vor, welche nach langen Kämpfen und Gegenkämpfen ganz verschiedener Elemente endlich, seit dem zehnten Jahrhunderte, eine ganz neue, von der Arabischen ausgehende und von dieser genährte Literatur hervor-

rief; eine Literatur, aus der sich uns noch viele und kostbare Schätze erhalten haben.

Die Araber, welche mit leidenschaftlicher Gluth der Lehre ihres neuen Propheten, des Muhamed, anhingen, und überall, wo sie hinkamen, mit dem Schwerte zu verbreiten suchten, hatten bald den alten Feuerdienst der Zend-Avesta verdrängt und den Muhamedanismus herrschend gemacht, wodurch an die Stelle des bisherigen Glaubens an zwei feindlichen Gottheiten die Verehrung eines Einigen Gottes gesetzt wurde. Schon dadurch wurde die Weltanschauung des Volkes allmählich gänzlich umgewandelt, was auf die Gestaltung der Literatur von dem wesentlichsten Einflusse sein mußte. Ihre Geschichte zerfällt in vier Perioden.

Schon in der ersten Periode entwickelt die poetische Literatur eine reiche Mannichfaltigkeit der Form: es entstehen eine große Menge kleinerer Gedichte, welche dann vielfältig in Divan's, d. h. Sammlungen, vereinigt wurden. Zu größeren Leistungen ermunterten vorzüglich die Könige, welche durch Belohnungen und andere Mittel eine eigentliche National-Literatur zu schaffen, das rühmliche Bestreben hatten: dieß geschah schon von Kabus, der dafür später in einem großen Gedichte gefeiert wurde, dem Kabusname, „Buch der Weisheit für Fürsten". Die eingreifendste Anregung aber kam von Sultan Mahmud, der als der eigentliche Begründer der muhamedanischen Volkspoesie der Perser betrachtet werden kann, indem er unablässig bemüht war, mit gänzlicher Unterdrückung des früheren Götterdienstes, den Islam und die Geschichte der Nation zu einem religiösen und volksthümlichen epischen Gesange zu verschmelzen. In diesem Bemühen kam ihm auf die erwünschteste Weise entgegen der damals lebende größte epische Dichter der Perser, Ferdusi; „der paradiesische". Sein Schahname, „Heldenbuch" ist das erste wahre Epos der Perser; es ist vor-

zugsweise Geschichte der Könige und Helden, aber doch so ganz national, daß es sich bei dem Volke ein ähnliches Ansehen erwarb, wie Homer bei den Griechen; und es ist ein wahrer Spiegel des alterthümlichen persischen Volkslebens, an welchem er mit innigster Treue festhielt. Die Geschlechtsliebe tritt weniger in den Vordergrund, als in den epischen Dichtungen anderer Völker; um so mehr aber ist Blutrache der Antrieb zu den kühnsten Unternehmungen.

Das Gedicht umfaßt die sagenhafte Heldenzeit nicht weniger, als die geschichtliche Zeit, und es glänzen darin die Namen der berühmtesten Könige: Lahorasp und sein Sohn Gustasp (Hystaspis); Dschemschid, der Gründer von Persepolis: am meisten aber ragt Rustem hervor, der Ritter und Priester zugleich ist, wie überhaupt weltliche und geistliche Elemente auf das Schönste in einander geflochten sind. Auch Alexander's Großthaten werden besungen, aber mit den abenteuerlichsten Zusätzen und Ausschmückungen der geschäftigen Sage.

Die Persönlichkeit und die Schicksale des reizenden Dichters sind so merkwürdig, daß wir sie in wenigen Zügen schildern müssen. Er war der Sohn eines Gärtners in der Landschaft Chorasan, ein schlichter Bauer: die ersten Verse des begonnenen Schahname brachte er dem Sultan, der davon so entzückt war, daß er ihm die Vollendung desselben auftrug, und für jeden Doppelvers einen Ducaten versprach. Ferdusi arbeitete vierzig Jahre an dem großen Werke: da aber der Sultan nicht ehrlich Wort hielt, so verschenkte der Dichter den erhaltenen Ehrensold, schrieb in tiefster Entrüstung Spottverse auf den Herrscher, mußte fliehen, und lebte in großer Armuth still in seiner Vaterstadt Tus. Später bereute der Sultan sein Verfahren, und überschickte dem Gekränkten die reichsten Geschenke: aber in demselben Augenblick, als die damit beladenen Pferde in dem einen Thore von Tus einzogen,

trug man den Leichnam des großen Dichters zum andern Thore der Stadt hinaus. Dieß geschah im J. 1030 n. Chr.

In der zweiten Periode artete der so reich aufgeblühte nationale epische Gesang aus zu schmeichelnden und kriechenden Lobgesängen auf die Fürsten; sie wurde Hofpoesie. Mode wurden jetzt die Kassiden, „panegyrische Gedichte", denen freilich glänzende Belohnungen nicht entgehen konnten. Der bedeutendste dieser Dichter ist Enweri, im zwölften Jahrhunderte, der nicht blos den Sultan, sondern auch andere vornehme und bedeutende Personen in zierlichen Liedern und Oden zu verherrlichen wußte.

Fast zu derselben Zeit lebte Nisami, ein ganz vortrefflicher lyrischer Dichter, großartig und lieblich zugleich; — ausgezeichnet als Sänger der Liebe in romantischen Erzählungen, unter welchen das Gedicht „Medschnun und Leila" hervorragt. Für diese und die meisten andern Dichtungen entlehnte er den Stoff aus den Schahmanen.

Auf diesen Dichter der heitersten Lebenslust folgt seltsamer Weise eine Reihe von Sängern, deren Gedichte in die oft düstere Tiefe der Mystik sich versenkten, die ihren Abschluß in Dschelaleddi's Doppelreimen fand. Ihr Bestreben ging, wenn auch unbewußt, dahin, den Muhamedanismus in einen bilderreichen Pantheismus aufzulösen.

Von ungleich größerer Lieblichkeit, von süß duftender Anmuth ist der ernste und phantasiereiche Sadi, besonders in seinem berühmten Gulistan „Rosengarten". Sein Leben, das in das dreizehnte Jahrhundert fällt, war von vielfachen Stürmen bewegt: lange Zeit war er Sclave der Kreuzfahrer, was auf seine Poesie den ohne Zweifel sehr wohlthätigen Einfluß ausübte, daß sie nach Art der Europäer gemessener, ruhiger, plastischer wurde. Sie bewegt sich vorzugsweise im Kreise des Lehrgedichtes, in welchem er eine tiefe Menschenkenntniß und sittlichen Ernst mit der blühendsten

Darstellung verbindet: ausgelassener und selbst frivol ist er in den kleineren Gedichten, unter welchen sich auch herrliche Ghaselen befinden, eine von neueren deutschen Dichtern nachgeahmte sehr kunstvolle Dichtungsart.

Auf der Höhe persischer Dichtkunst steht der unvergleichliche Lyriker Hafis, im vierzehnten Jahrhunderte: erst ganz kürzlich ist von Daumer sein „Divan" — „Liedersammlung" — meisterhaft übersetzt worden. Er ist der Sänger des heiteren Lebensgenusses: Liebe und Wein, Wein und Liebe sind die Gegenstände, die er in unerschöpflichen, und immer wieder neuen, wieder gleichlieblichen Variationen besingt. Dabei spielt er mit Allem, was Andern ein unheimliches Grauen erregt, auf die geistreichste und feinste Weise; der Tod schreckt ihn nicht, die Gottheit fürchtet er nicht: er scherzt mit der Nothwendigkeit, weil er über sie sich erhoben hat; und die Gottheit kann dem Ueberseligen nicht zürnen, weil er ihr sich nahe fühlt, wenn er die von ihr ihm bereitete Lust in vollem Maße genießt, auch ohne ängstlich durch äußere Gebräuche und leeren Formenglauben ihr zu dienen. Daher wurde er auch von den Frommen Freigeist gescholten. Doch war es umsonst, ihm ehrliches Begräbniß zu versagen, und seine Gesänge zu verbieten: diese waren zu lieblich, zu reizend und einschmeichelnd; und immer noch entzücken sie den unbefangenen Leser.

Hafis ist, wie die schönste, so auch die letzte Blüthe Persischer Dichtung: alles Spätere ist nur schwacher Nachhall des Früheren. Dagegen hebt sich nun die aus dem Epischen Gedichte hervorgewachsene Geschichtsschreibung, und reicht mit nicht unerfreulichen Erzeugnissen bis in die neuere Zeit herein.

Literatur der Araber.

Eines der reichbegabtesten und eigenthümlichsten Völker des Orientes sind die Araber, die Jahrtausendelang jene große Halbinsel, welche alle Schrecken und alle Reize der Natur darbietet, bewohnten, ohne von fremden Völkern in ihrem Naturleben gestört zu werden, oder diese zu stören; abgeschlossen in sich. Im Inneren ihres Landes zogen sie als friedliche Hirten oder als kühne Räuberschaaren einher auf üppigen Triften oder durch grauenvolle Wüsten; ohne feste Wohnsitze, nur unter dem ewig heiteren Dache des glühend reinen Himmels: wie an stillen heimischen Freuden, so auch an Gefahren und abenteuerlichen Kämpfen reich war ihr Leben. Dieses Leben, so reich und ewig bewegt, war wie geschaffen, um von selbst eine ächte, üppig blühende Volkspoesie hervorzurufen, die ganz den Charakter des Landes und des Volkes an sich trägt: kühn, stolz, einfach und voll Kraft und Lieblichkeit, beseelt durch die lebendigste Phantasie und getragen von einer sehr beweglichen und bilderreichen Sprache. Die Volkslieder der Araber athmen Liebe, Freiheitslust, Tapferkeit und Ehre: hochgeehrt war der Dichter unter ihnen.

Von den Sammlungen dieser Lieder, welche später gemacht wurden, sind noch mehrere vorhanden. Die Moallakat enthält die Wettgesänge von sieben Dichtern, welche den Preis gewonnen; sie sind sehr verschiedenartig; jedes aber in seiner Weise vortrefflich: der berühmteste jener Dichter ist Amaru. Die Gesänge wurden am Tempel in Mekka aufgehängt; daher ihr Name. — Eine zweite Sammlung heißt Hamasa, „Heldenbuch“, obgleich außer epischen Gesängen Lieder aller Art darin enthalten sind. — Die Abenteuer des Antara, obgleich erst im neunten Jahrhunderte von Asmai gesammelt, gehören ebenfalls der älteren

Zeit an, weil der Sammler sie unmittelbar aus dem Munde des Volkes empfing.

Einen völligen Umschwung, eine außerordentliche Erweiterung erhielt das Leben der Araber durch ihren großen Muhamed. Der neue Glaube, den er seinem Volke predigte, der Islam, wurde bald Gemeingut desselben und vereinigte alle getrennte Stämme zu einem Ganzen, das erst jetzt zum Bewußtsein und zur Entfaltung seiner gewaltigen Kraft gelangte. Indem der „größte aller Propheten" lehrte, daß derjenige Gläubige, der für Verbreitung des allein wahren Glaubens sein Leben lasse, im reichsten Maße die, mit den glühendsten Farben von ihm ausgemalten, sinnlichen Freuden des Paradieses einst genießen werde, machte er sein Volk zu einem Welterobernden, durch seine Begeisterung unwiderstehlichen: nach kaum einem Jahrhunderte breitete der Araber Herrschaft von Spanien bis gegen die Gränzen Indien's hin sich aus. Die nahe Berührung, in welche sie dadurch mit andern Nationen kamen, die Bekanntschaft mit deren Kunst und Wissenschaft; — die wunderbare Schwungkraft, die ihre so schnell herangewachsene, sie fast betäubende Größe ihrem ganzen Wesen mittheilte, und der tief poetische Gehalt ihres neuen Glaubens; — das Alles gab ihrer Literatur ein ganz neues Leben, und hauchte namentlich ihrer Poesie einen kühnen, stolzen Geist ein, der sich in mannichfaltigen Formen entfaltete.

Schon das heilige Buch der Araber, der der Sage nach von Mahomed selbst herrührende Koran, ist in seinen besseren Theilen durch und durch poetisch. Er entstand aus allmählichen Aufzeichnungen, und ohne Zweifel auch Zusätzen seiner begeisterten Schüler: zu Einem Ganzen gesammelt wurden diese von Ebu Bekr. Der Koran enthält zunächst das ganze Glaubensbekenntniß, die Ritual-Vorschriften, die sittlichen Gebote der neuen Religion, aber nicht in der ge-

schlossenen Form, wie die Mosaischen Bücher der Juden, sondern abgerissen, wunderlich gemischt, und überall wie von den Blitzen einer ihrer selbst nicht mächtigen Phantasie durchzuckt. Dazwischen drängen sich die großartigsten poetischen Schilderungen, insbesondere die prachtvollen Ausschmückungen des Paradieses, die haarsträubenden Gemälde aus der Hölle; und wenn nicht selten auch das Absurde in aller Frazzenhaftigkeit uns abstoßend entgegentritt, so ist dieß nur der dem kälteren Abendländer fast unbegreiflichen Maßlosigkeit orientalischer, auf Einen Punkt gerichteten, aber immer wieder abschweifenden Phantasie zuzuschreiben, die auch das Heiligste in fieberhaft durchgeführte Spielereien verwandeln kann, und es zu thun liebt. Dabei fehlt es aber keineswegs an klaren, durchsichtigen Poesien, die rein und gemessen durch die Fluthen als Goldader hindurchziehen, und beweisen, daß Mahomed allerdings ein wahrer, wenn auch nicht, wie er behauptete, der größte, Dichter war. Das größte Verdienst des Korans besteht aber darin, daß er alle Elemente des Volkslebens auf Einen Punkt zu concentriren, und diese Einheit mit der Glorie zu umgeben weiß, die von Allah, dem Gotte der Gläubigen, nur über diese ausströmt; nur sie mit dem Glanze des ewig heiteren Tages umgiebt, alles Andere in den Pfuhl der ewig dunkelen Nacht verstoßend.

Diese, man kann sagen, gährende und phantastische Poesie des Koran klärte sich später in schönere und reinere Formen ab, die in den Dichtungen der nächsten Zeit sich offenbaren, wo der Gehalt jener wilden Poesie plastisch sich zu gestalten strebt. Denn schon bald nach Mahomed treten bedeutende Dichter in sehr erfreulicher Weise auf.

Im zehnten Jahrhundert blühte Montenebbi, der größte Dichter der Araber, die ihn den „Sultan der Dichtkunst" nennen: er ist ein sehr kunstreicher Dichter, bei dem aber oft die Kunstform auch den Gehalt allzusehr verdünnt

und verflüchtigt. Sein Divan enthält meist Liebes- und Helden-Lieder; aber auch Lehr- und Spott-Gedichte. — Sprüche dichtete Meidani; und eine sehr artige Sammlung von verschiedenartigen Gedichten ist Zamakhsawi, „Goldene Halsbänder", worunter vorzügliche Sachen sich befinden. — Auch die Fabel blieb der Arabischen Poesie nicht fremd: ihr berühmtester Fabeldichter, Locman, dem aber, wie dieß auch bei dem Griechen Aesop der Fall war, sehr viele, die von Andern herrühren, zugeschrieben werden, soll schon in der Zeit vor Mahomed gelebt haben.

Am originellsten aber sind die Araber im Mährchen und phantastischen Romane: dem Sohne der Wüste war es Bedürfniß, die langen Nächte, die er unter freiem Himmel verbrachte, durch Erzählungen sich zu verkürzen: und wie sehr reizte die ganze Umgebung, die schlummernde Natur, das geheimnißreiche schimmernde Sternenzelt, die Situation beständiger Spannung; — wie sehr reizte dieß Alles die Phantasie, sich in die Mährchenwelt zu ergehen, und das Halbdunkel, das sie umgab, mit lebendigen Gestalten zu bevölkern und mit schimmerndem Glanze zu beleben! Berühmt ist daher, und auch unter uns so bekannt geworden, die Sammlung Arabischer Mährchen „Tausend und Eine Nacht;" welche die reizendsten Dichtungen enthält: sie sind eingetheilt in Makamat's, d. h. „gesellschaftliche Sitzungen."

Auch die 50 Makamen, „Unterhaltungen" des Hariri, der im zwölften Jahrhundert in der großen Stadt Basra lebte, sind von großer Schönheit; sie schildern die Abenteuer eines fahrenden Ritters Abu Zaïd, sind theils Prosa, theils Vers, und zeichnen sich durch scharfen und oft sehr reizend muthwilligen Witz aus. —

Von der Poesie der Araber, die im Abendlande, in Sicilien, Nordafrika und Spanien sich niederließen, ist uns leider fast Nichts erhalten. Einen eigenthümlichen Werth

dagegen auch noch für unsere Zeit haben die Werke der vielen Arabischen Gelehrten, welche in diesen Ländern die Wissenschaften mit dem größten Eifer und Glück schon in den Jahrhunderten pflegten, wo sie bei den Abendländischen Christen noch schlummerten. Sie wandten ihren Hauptfleiß auf das Studium der altgriechischen Wissenschaft; übersetzten die wichtigsten Werke aus allen Zweigen derselben, und wurden dadurch die Vermittler zwischen Griechischer und Abendländischer Cultur. Insbesondere war es der große Aristoteles, der von ihnen als der Inbegriff aller Weisheit, als die reinste Quelle aller Wissenschaft verehrt, unzähligemal und in allen möglichen Richtungen bearbeitet, und dadurch zum Mittelpunkt der philosophischen Literatur des ganzen Mittelalters erhoben wurde. Die berühmtesten Gelehrten waren: Averroes von Cordova, Alfarabi, der eine Encyklopädie schrieb, u. A.

Gegenwärtig ist diese Arabische Gelehrsamkeit gänzlich erloschen, und nur die großen, zum Theile noch in den Handschriften vergrabenen Schätze geben Zeugniß von dem großartigen Forschungsgeiste und der begeisterten Liebe zur Wissenschaft, die einst die Araber beseelte. —

Was die Türken, welche allmählich Herrschaft und Cultur der Araber an sich gerissen haben, in Poesie und Wissenschaft leisteten, gehört so ganz der Neueren Zeit an, daß wir hier es unerwähnt lassen müssen.

II. Die Literatur des Abendlandes.

Während im Orient das gesammte Leben der Völker und daher auch die Literatur derselben im Allgemeinen den Charakter des Unfreien, der Gebundenheit und des Formlosen an sich trägt, bildet das Abendland zu diesem Allem den entschiedensten Gegensatz. Hier ist es der Drang nach Freiheit, der Alles erfüllt und belebt: die Völker streben, auch unter Jahrhunderte langem Drucke, nach freier Gestaltung ihrer öffentlichen und häuslichen Verhältnisse; der Einzelne will, wenn auch nur in unbewußter, dunkler Ahnung, in seinem Leben die ganze Individualität seines Wesens fest und kennbar ausprägen. Der Geist der Abendländischen Cultur und Literatur beruht daher in dem Principe freier, allseitiger, harmonischer Entfaltung: getragen und gehoben durch den Aufblick zu dem Ideale des rein Menschlichen, strebt hier der Geist darnach, alle Seiten und Richtungen desselben in eigenthümlichen, scharf gezeichneten, in sich vollendeten Formen darzustellen. Schönheit des Ganzen, wie aller seiner Theile, Einheit und Mannichfaltigkeit, ist die Aufgabe der Kunst: Wahrheit und Auflösung aller unverstandenen Anschauungen und dunkler Gefühle in reine Erkenntniß, das Ziel, auf welches die abendländische Wissenschaft hinstrebt.

Als die Schöpfer dieser Kunst und Literatur, die im Gegensatz zu der Orientalischen wie zu der neueren, am einfachsten als antik-klassisch bezeichnet werden, sind die Griechen zu betrachten, an deren unendlich reichem, schöpferischem und beweglichem Geiste sich zunächst die starre Eintönigkeit und Unklarheit des Orientes brach. Sie sind es zugleich, welche das Antik-Klassische auf seine höchste Höhe erhoben, und dadurch die unsterblichen Lehrer der neuen Zeit geworden sind. Nach einer nur allzu kurzen Blüthe erlagen sie dem übermächtigen, Alles erdrückenden Volke der Römer: einen glänzenden Sieg aber errangen sie über diese damals noch ungebildeten Kriegsmänner dadurch, daß diese sehr bald Griechische Kunst und Literatur in sich aufnahmen, ihnen den größten Theil ihrer eigenen Nationalität opferten, und beide in eigenthümlicher Weise weiter ausbildeten. Obgleich die Römer in den meisten Zweigen der Literatur weit hinter ihren griechischen Mustern zurückblieben; so haben sie doch das große, wenn auch unfreiwillige, Verdienst, daß zunächst durch sie Griechische Poesie und Wissenschaft den neueren Völkern überliefert, daß sie gleichsam die Vermittler zwischen beiden wurden.

Durch die langen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch war die dürftige Kenntniß, die sich von der Römischen Literatur erhalten hatte, nur auf Klöster und wenige Schulen beschränkt; die der Griechischen war im Abendlande fast gänzlich verschwunden. Erst gegen das Ende dieses langen Zeitraumes zog der allmählich erwachte Drang nach freierem Aufschwung des Geistes auch jene herrliche Schatzkammer längst entschwundener Jahrhunderte wieder aus dem Grabe hervor: der Geist des Alterthums durchdrang mehr und mehr alle Richtungen des höheren Cultur-Lebens, und an der Hand der antik-klassischen Literatur erhoben auch die

modernen sich in eigenthümlicher Weise auf die Höhe des Klassischen.

Da nun schon während des Mittelalters das Christenthum, jener reinste Ausfluß orientalischer Weisheit, im ganzen Abendlande bis in das innerste Sein und Leben der Völker sich eingesenkt hatte, so bieten Cultur und Literatur der neuen Zeit die eigenthümliche Erscheinung dar, daß in ihnen das orientalische und das antik-klassische Element sich auf's Innigste verschmolzen haben. Die Aufgabe dieser neuen Zeit aber kann keine andere sein, als aus diesen verschiedenartigen Grundstoffen durch die selbstthätige nationale Schöpferkraft sich zur Höhe der reinen, abgeklärten, in sich harmonischen Humanität zu erheben.

---

1. Literatur der Griechen.

Unter den Völkern, welche zu der großen Familie der Indo-Germanen gehören, sind für die Geschichte der Menschheit weitaus am wichtigsten geworden die Griechen, oder wie sie selbst sich nannten, die Hellenen. Nach der großen Halbinsel, welche südlich vom Balkan-Gebirge nach dem Mittelländischen Meere hin sich erstreckt, waren in uralter Zeit die sogenannten Pelasger eingewandert, wahrscheinlich von Kleinasien herüber. Diese Pelasger aber wurden später unter mancherlei Stürmen von den lebenskräftigen Hellenen fast gänzlich verdrängt; auf kleine Landstriche beschränkt oder unterdrückt: in welchem Zusammenhange beide Völker mit einander stehen, ist sehr unklar; eine große, wesentliche Verschiedenheit muß zwischen ihnen statt gefunden haben.

Die Hellenen breiteten sich von den Gebirgen zwischen Makedonien und Thessalien immer weiter nach Süden aus, und besetzten bald auch die zahlreichen Inseln der benachbar-

ten Meere. Unter dem, nicht näher zu bestimmenden, Einflusse orientalischer Völker, namentlich der Kleinasiaten und Phönizier, weniger der Aegyptier, entwickelten sie sich durch ihre vielbewegte Heldenzeit hindurch, nach unaufhörlichen Kämpfen, rasch zu großer und vielseitiger Cultur; zugleich breiteten sie sich durch eine fast zahllose Menge von Colonien nach allen Weltgegenden hin aus. Diese Colonien, von Spanien bis zum Kaukasus hinreichend, blieben durchaus griechisch, sowie der Hellene überhaupt unter keinem Himmelsstriche aufhörte Hellene zu sein, weil er ein unverwüstliches Nationalgefühl besaß: daher reichte das Hellenenthum weit über die engen Gränzen Griechenlands hinaus.

Niemals bildeten die Hellenen Einen Staat; vom ersten Anfange an waren sie in eine Menger kleiner, und locker mit einander verbundener, Staaten getheilt, die Anfangs unter Königen standen, deren Macht durch Adel und Volk nicht wenig beschränkt war, bald aber fast ohne Ausnahme sich in Republiken umgestalteten. Nur selten vereinigten sie sich zu großen gemeinschaftlichen Unternehmungen, wie z. B. zum Trojanischen Kriege; und viele Jahrhunderte lang bietet ihre Geschichte nur das Bild einer vielbewegten Masse kleiner Völkerschaften dar, welche, wenig um fremde Völker sich kümmernd, in unermüdeter Regsamkeit ihre eigenen Kräfte entfalten, und nach immer schärferer Ausprägung ihres individuellen Characters streben, wobei es an größeren und kleinen Fehden nicht fehlen konnte. Aus dieser mannichfaltigen, gährenden Masse ragten allmählich zwei Staaten hervor, Sparta und Athen: weniger durch äußere Macht und Umfang, als durch die Energie, mit welcher sie ihre inneren Zustände ihrer Eigenthümlichkeit gemäß gestalteten und sich geltend zu machen wußten, gewannen sie eine Art von Uebergewicht über die andern, das sie nicht selten an die

Spitze größerer Staaten-Verbindungen stellte, und deren Loos in ihre Hände gab.

Eine höhere Stufe äußerer Gewalt und welthistorischer Bedeutung gewannen die Hellenen durch die berühmten Perser-Kriege, deren an's Wunderbare gränzenden Erfolge ihnen eine Schwungkraft und ein auch vor den großartigsten Unternehmungen nicht zurückschreckendes Selbstgefühl gaben. Besonders war es Athen, das, zu einer alle andern überragenden Seemacht emporgestiegen, von jetzt an eine früher kaum geträumte Größe und Herrlichkeit entfaltete, und in jeder Beziehung der Mittelpunkt Griechenlands wurde. Da es aber zugleich als eine Hauptstadt, die über eine Menge von Unterthanenländern gebot, sich zu Uebermuth und Gewaltthat hinreißen ließ, und sich dadurch dem Geiste der Hellenischen Staaten-Verbrüderung entfremdet hatte, so rief es einen großen Völkerbund gegen sich in die Waffen, der von den Peloponnesiern gebildet, und von Sparta angeführt, den Peloponnesischen Krieg veranlaßte. Dieser merkwürdige, fast dreißigjährige Krieg, stürzte nicht nur Athen von seiner glänzenden Höhe herab; sondern lähmte auch die gewaltigen Kräfte von ganz Griechenland so sehr, daß die immer lauernde Politik Persien's Gelegenheit genug fand, durch Bestechungen, Aufreizungen und Einmischungen aller Art immer mehr an der inneren Auflösung und Schwächung der nur allzusehr zu gegenseitigen Befehdungen geneigten Griechischen Staaten zu arbeiten.

Als daher das benachbarte, bisher wenig geachtete Makedonien durch seinen Philipp, dem bei allen Flecken seines Characters der Ruhm eines großen Feldherrn und noch weit größeren Politikers gebührt, sich plötzlich zu einer bedeutenden und jugendlich aufstrebenden Macht erhoben hatte, konnten die ermatteten uud sorglosen Hellenen dem Drucke derselben nicht widerstehen: sie wurden durch die Niederlage bei

Chäronea (338 v. Chr.) eine Beute des schlauen Eroberers. Sie behielten zwar ihre eigenthümlichen Verfassungen, wenn auch nicht überall unverändert bei: allein sie waren stets der Willkühr des Oberherrn ausgesetzt; die Freiheit war untergegangen. Alle inneren Kämpfe ruhten, so lange Aller Augen auf den kühnen Alexander, Philipp's Sohn gerichtet waren; mit einer kleinen Schaar griff er das ungeheure Perserreich, das so lange ein unwürdiges Spiel mit Griechenland getrieben hatte, an, überwältigte es, und gründete die ungeheuere Makedonisch-Griechisch-Persische Monarchie. Durch einen frühen Tod wurde er aus derselben abberufen, ohne ihr einen regierungsfähigen Nachfolger zu hinterlassen: seine ehrgeizigen Generale warfen in blutigen Kämpfen die eisernen Würfel um die gewissermaßen herrenlose Erbschaft. Der große Coloß zerfiel in viele kleinere Königreiche.

Während und nach diesen langen Kämpfen war es Griechenland gelungen, auf eine Zeitlang, freilich unter manchen Wechselfällen von der Herrschaft fremder Gewalthaber sich frei zu machen, und einen schönen Nachsommer Hellenischer Freiheit zu feiern: aber einen allzukurzen! Denn auch sie erlagen der unwiderstehlichen Gewalt der unvermerkt allmächtig gewordenen Römer, die alle aus Alexander's Reiche hervorgegangenen Staaten bis zum Euphrat hin verschlangen. Von da an bildet es eine Provinz der Römischen Republik, deren Schicksale es theilt: die Römische Republik wird zum Kaiserstaate, und das einst so blühende Griechenland verschwindet fast in der ungeheueren Ländermasse desselben.

Eine Herrschaft jedoch hatte Griechenland mitten in der Unterdrückung immer ausgeübt, ja durch diese erst gewonnen; — die seiner überwiegenden Bildung, seiner Kunst, Sprache und Literatur. Denn durch Alexander's Eroberungen wurden dieselben im Osten bis zum Euphrat hin so herrschend, daß diese Länder so gut wie völlig Griechisch

wurden, in Sitte und Cultur. Und als die Griechen Unterthanen der Römer geworden, breitete sich ihre Sprache und Literatur, die sie unter sich immer rein erhalten hatten, so sehr über alle Provinzen des Reiches aus, daß sie Eigenthum aller Gebildeten wurden.

Als daher das Kaiserthum durch die Theilung des Kaiser Theodosius 395 n. Chr. in zwei große Hälften geschieden wurde, sagte sich die östliche allmählich wieder ganz von allem Römischen los, und wurde so sehr Griechisch, daß sie den Namen „Griechisches Kaiserthum" erhielt. Dieses überdauerte um fast 1000 Jahre das Abendländische, und erst mit der Eroberung Constantinopel's sank das allmählich abgestorbene gänzlich in Trümmer, um in unserem Jahrhunderte wieder als neues Königreich zu erstehen. Von dem Geiste der Hellenen freilich wäre nur wenig aus den mannichfachen und rauhen Stürmen gerettet worden, wenn nicht aus den Werken der Literatur derselbe in unverwelkter Frische zu uns redete.

Die Geschichte dieser Literatur pflegt man, nicht zum Vortheile einer übersichtlichen Darstellung, in mehrere Perioden einzutheilen. Wir unsererseits machen nur Einen, durch die Geschichte selbst gleichsam aufgedrungenen Einschnitt, nemlich mit dem Auftreten Alexander's.

Erste Periode.

Vom Anfange bis auf Alexander. X bis 333.

Wohl keinem Volke der Erde hat von dem Augenblicke an, wo es aus dem Kreise einer größeren Völkerfamilie selbstständig hervortrat, die Gottheit so huldvoll zugelächelt, und die Bürgschaft einer herrlichen Zukunft in solchem Maaße schon in der Wiege mitgegeben, als dem Hellenischen. Das Land, unter dessen klarem, heiter strahlendem Himmel die Hellenen sich entwickelten, wetteifert in Reichthum der Erzeugnisse, in reicher Mannichfaltigkeit mit den gesegnetsten aller Zonen: auf kleinem Raum zusammengedrängt, bietet es allen Wechsel, alle Fülle, alle Erhabenheiten und Lieblichkeiten, die anderwärts nur vereinzelt die Natur dem Menschen bietet: reich genug, um zum Genusse einzuladen, stellt es ihm zugleich Hindernisse genug entgegen, um seine Kraft anzuspornen und seinen Muth zu beleben. Die Buchtenreichen Küsten, die mit Inseln übersäten Meere; die steilen, schroffen Gebirge, die üppigen Thäler; — das Alles war wie geschaffen, um ein Volk, wie die Hellenen, in nie und nirgends schlummernde Thätigkeit zu versetzen. Und wie reich begabt, wie verschwenderisch von der Natur ausgestattet war dieses Volk der Hellenen! Wie ähnlich dem Lande, welches sie bewohnten!

Kein Talent, keine Richtung des Geistes, kein Vorzug des Körpers; — kein schöner oder gewaltiger Zug in der Menschen-Natur, der nicht unter den Hellenen seine möglichst vollendete Verkörperung gefunden hätte. Dieselbe Mannichfaltigkeit unter den Menschen, wie in der Natur; derselbe Reichthum an den verschiedensten, scharf ausgeprägten Individualitäten: aber zugleich durch alle Verschiedenheiten hindurch

auch hier eine Alles wieder verknüpfende, und Alles umfaßende Einheit, nemlich eine wunderbare Lebensfrische und Spannkraft, die jedes Individuum anreizt, zur möglichsten Vollendung und Ausbildung seines Wesens und Charakters durchzudringen.

Liebe zur Freiheit und ungehemmten Kraftentwickelung ist daher Grundzug im Charakter des Hellenen: jeder menschliche Trieb, der ideellste wie der sinnlichste, strebt nach voller, ungetheilter Befriedigung; der Mensch will ein ganzer Mensch sein, nicht eingeengt durch äußeren Zwang und Drang. Denn diese frische Naturkraft trägt ihre Beschränkung in sich selbst; — in dem feinen und unverwüstlichen Gefühle für Schönheit und reines Ebenmaß, das keinem Volke in dem Grade eigen ist, wie den Hellenen. Aus angeborner Scheu vor frevelhaftem Uebermuthe verehrt er seine Götter; aus Ehrfurcht vor dem heiligen, für Alle gleichen Rechte ehrt er Gesetz und Recht des gleichberechtigten Hellenen; der Widerwille vor dem Gedanken, sich selbst zu erniedrigen, hält ihn von dem Uebermaße ab, das zum Laster führt. Wie durch göttlichen Instinct getrieben, erblickt er in schöner Harmonie aller Lebensäußerungen, in dem schön geordneten Zusammenwirken aller Kräfte des Leibes und der Seele, das Ideal des wahren Menschen, oder, was ihm gleichbedeutend ist, des Hellenen. Humanismus ist der Kern, den die Hülle des Hellenismus umgiebt: sein Ideal ist die durch das Göttliche verklärte Sinnlichkeit; seine Tugend die in das Bett der Schönheit eingedämmte Menschenkraft.

Wie viel oder wie wenig einzelne Stämme, Zeiten oder Individuen diesem Bilde des hellenischen Lebens entsprechen, kann über dessen Wahrheit Nichts entscheiden: es drängt sich in allen Erscheinungen desselben, ganz besonders aber in der Literatur der Griechen, zur äußeren Offenbarung hervor. Die Literatur nemlich ist bei ihnen mehr als bei einem andern

Volke der Abdruck des gesammten Volksgeistes, weil es den glücklichen verstattet war, ungehindert von äußeren Beschränkungen ganz naturgemäß sich zu entwickeln, und frei von fremden Einflüssen ihre Literatur auszubilden.

Die ersten Anfänge Hellenischer Cultur verrathen allerdings einen Zusammenhang mit dem Oriente; allein der Zusammenhang mit demselben verschwindet sehr bald vor der genialen Selbstthätigkeit der Griechen, welche sie grade zu Gegensätzen der Orientalischen Völker macht. Im öffentlichen Leben streiften sie alle Spuren des Despotismus ab, unter welchen jene noch gegenwärtig seufzen; die Griechen waren wie die ersten, so auch die consequentesten Republikaner. Ihr Staat war nicht nur, wie bei den Neueren so oft, eine nackte Polizeianstalt zur Sicherung der persönlichen Rechte: vielmehr ging das ganze Volksleben in ihm auf, und wie der einzelne Mensch sich das Ziel stecken soll, in allen Beziehungen ein in sich möglichst vollendeter Mensch zu werden, so war die hohe Aufgabe des Staates, das Volk zur vollen, gesunden Entfaltung aller seiner Kräfte zu führen: Staat und Volk waren aber im Wesentlichen Eins. Recht, Sitte, Religion, Poesie, Kunst und Wissenschaft waren nicht Sache des Einzelnen; sie waren Gemeingut, Volkssache, und die Politik nichts Anderes, als die öffentliche Moral. Die Griechische Literatur ist National-Literatur, wie keine andere wieder, und erhielt eben dadurch jenen gewaltigen Impuls, der sie zu solcher Fülle und Herrlichkeit führte.

Weil aber das ganze Volksleben der Boden war, aus dem sie hervorblühte, und weil der Grieche, der alle niederen Geschäfte vorzugsweise den Sclaven überlassen konnte, eigentlich nur im Staate lebte und im öffentlichen Leben sich bewegte, so erhob sich jeder Einzelne, auch der Aermste und Unbedeutendere, zu einer Bildung, einer Verfeinerung des

Kunstsinnes und Geschmackes, wie wir sie nur in den sogenannten höheren Classen zu finden gewohnt sind. Welchen Einfluß auch dieses auf die Literatur ausüben mußte, ergiebt sich von selbst: eine unpopuläre Literatur wäre ein todtgebornes Kind gewesen, weil Alles populär, volksthümlich war, und höher gebildete Stände in unserem Sinne gar nicht vorhanden waren.

So war es aber allerdings nur, so lange Griechenland frei war: mit der Freiheit erlosch auch die Volksliteratur und wandelte sich in eine Literatur der Gelehrten und der vier Wände um. Denn bei den Griechen hoffte man nicht, wie bei uns, aus der freien Bewegung des Gedankens und des Gemüthes in dem geschriebenen Buchstaben Erlösung von den Fesseln des äußeren Lebens: die Literatur war nicht die ersehnte Messias-Mutter der Freiheit, sondern ihre frische, blühende Tochter.

In eben so enger und ganz in derselben Beziehung stand die Literatur mit der Religion schon darum, weil auch diese eine rein volksthümliche, mit der Urgeschichte eng verflochtene und von dem Staate auf's Angelegentlichste gepflegte war. So sehr war dieß der Fall, daß alle Zweige der Poesie an die religiösen Volksfeste sich anschlossen, die edelsten derselben sogar rein aus diesen hervorgingen. Auch ihrem Wesen nach war diese Religion durch und durch poetisch, wie die Poesie durchaus religiös. Während der in dunklen, düstern Tiefen und unklaren Anschauungen des Göttlichen, wie es unsichtbar in den Naturkräften waltet, sich ergehende Orient Religionen schuf, die in seltsamen, kunstlosen Symbolen einen unmittelbaren Ausdruck für tiefsinnige Ideen suchten, wandelte der lebenswarme, phantasiereiche Grieche die Götter, die auch ihm ursprünglich Symbole der Naturkräfte waren, in Ideale des Menschen um. Dadurch wurden sie seinem Herzen näher gerückt; und wie sie einst nach heili-

gen Volkssagen unter den Menschen leibhaftig gewandelt, mitgehandelt und mitgelitten hatten, so schuf er jetzt selbst sie sich zu täglichen Gefährten um, indem er aller Orten sich mit den Bildern und Statuen derselben umgab, sie in seinen Liedern verherrlichte, auf seinen Theatern sich zur Anschauung brachte. Ueberall aber erschienen die Götter als idealisirte Menschen, nicht in's Unbestimmte, Formlose verschwimmend, sondern in klarem, plastischem Gepräge irgend eine Seite des menschlichen Wesens in ideeller Vollkommenheit verkörpernd. So zauberten bildende Kunst und Poesie aus der ganzen Fülle menschlicher Charactere und Zustände jene unübersehbare Masse individueller, zur Schönheit verklärter Darstellungen des Menschlichen, im Gewande des Göttlichen, hervor.

Zu der schönen Vollendung der Griechischen Literatur trug nicht wenig die Sprache bei, die, wie alles Einzelne, durchaus den Character des Ganzen trägt. Sie ist von außerordentlichem Reichthume, besitzt eine Fülle von Formen, wie kaum eine andere; sie hat eine Menge von kleinen Wörtchen zur Bezeichnung der inneren Verhältnisse der Begriffe zu einander: dabei hält sie das schönste Maß zwischen Kraft und Weiche, und besitzt einen unwiderstehlichen Wohlklang. Durch dieses Alles fügt sie in der Prosa sich wie von selbst zu plastisch geformten Perioden zusammen, und in der Poesie klingt ungesucht die Musik der Gefühle, denen jene entsprungen, hindurch. Diese Vorzüge machen sie ferner fähig zu Darstellungen jeder Art, von einer äußersten Gränze des Darstellbaren bis zur andern. Dazu trägt nicht wenig bei, daß ursprünglich jeder Stamm in seinem eigenen Dialekte schrieb, und daher für seine eigenthümliche Geistesrichtung auch den eigenthümlichen Ausdruck behielt: hatte dieser aber für eine gewisse Gattung eine kunstreiche Ausbildung erreicht, so blieb nun dieser Dialekt von der Gattung unzer-

trennlich bei den Schriftstellern jedes Stammes. Die reiche Mannichfaltigkeit der Literatur wird dadurch zugleich auch zu einer solchen in den Formen der Sprache. Dieß ist aber um so wichtiger, weil diese ein treues Abbild des Characters der Stämme sind: die schärfsten Gegensätze bilden, wie ihre Dialekte, die Jonier und die Dorer. Zu jenen gehörten zwar auch die Athener; allein ihr Dialekt bildete sich später aus dem Jonischen als ein eigenthümlicher, der Attische, hervor, und dieser wurde nach dem Untergange der Freiheit allgemeine Schriftsprache.

Fassen wir alles Gesagte zu einem Gesammtausdrucke zusammen, so ist das Characteristische der Griechischen Literatur: plastische Schönheit, Vollendung und Mannichfaltigkeit der Formen. Daher sind auch alle Kunstgattungen so scharf, eigenthümlich ausgeprägt, daß alle wie lebenskräftige Gestalten mit eigenem Organismus nebeneinander stehen. Daher heißt diese Literatur eine classische: ihre größten Werke werden für alle Zeiten Muster in ihrer Gattung sein.

In unserer Darstellung werden wir im Allgemeinen den historischen Weg gehen, dabei aber die einzelnen Gattungen von einander gesondert halten. Schon aus diesem Grunde wird die gesammte Prosa nach der Poesie folgen.

---

1. Aelteste Poesie.

Alle Ueberlieferungen weisen auf den Norden der Halbinsel als Heimath der ältesten Poesie: von Thrakien bis nach Thessalien hin sollen ihre Sänger gelebt haben; hier sind die Sitze der alten Götter und der Gesang spendenden Musen, die erst später ihre Sitze weiter südlich haben. Diese ganze alte Poesie war eine unzertrennliche Gefährtin der

Religion und des Cultus, und immer zugleich Gesang mit Musik; daher „Dichter, Sänger, Seher" gleichbedeutende Namen sind. Sie gruppirten sich als eigene Priesterschaften besonders um den Dienst der Musen, des Apollo, des Dionysos und der Demeter. Ihre Gesänge, von welchen gar Nichts mehr vorhanden ist, müssen schon eine gewisse Mannichfaltigkeit gehabt haben, je nach den verschiedenen Gegenständen und Veranlassungen: Hymnen, Lobgesänge, Klagelieder ꝛc.

Es werden viele Sänger als große Meister aus dieser Zeit genannt: ihre Geschichte ist natürlich eine ganz mythische, vielfach von den Priesterorden, zu denen sie gehörten, mit Dichtungen ihrem Zwecke gemäß durchwebt: mehrere Namen sind offenbar nur Personificationen gewisser religiöser Institute oder Sängerschulen. Der Gottesdienst selbst war ein geräuschvoller, mit symbolischen Handlungen, Ceremonien und Weihen, nach orientalischer Weise, überladener, und flüchtete später, wo die menschlich-ideellere Religion der Hellenen ihn verdrängte, in die Mysterien, welche sehr lange fortdauerten, und zum Theil die ältesten Sänger immer als ihre Stifter nannten.

Die berühmtesten Namen sind:

Orpheus in Thrakien, dessen Gesange die wunderbarsten übernatürlichen Wirkungen zugeschrieben werden: auch an dem berühmten Argonautenzuge nahm er Antheil. Nach ihm nannte ein lange noch fortlebendes Priestercolleg sich Orphiker. Man erzählt, daß die Mänaden, rasende Dienerinnen des Bakchos, ihn zerrissen hätten, was offenbar auf eine gewaltsame Einführung des Bakchos-Dienstes in Thrakien, trotz des Widerstandes älterer Priesterschaften, hindeutet. Sein Schüler soll gewesen sein Musäos, der seines Meisters Lehre nach Athen verpflanzt habe und Stifter des priesterlichen Geschlechtes der Eumolpiden geworden.

Unter dem Namen dieser beiden sind gewisse Dichtungen vorhanden, die aber weit späteren Ursprunges sind, und daher weiter unten ihre Stelle finden.

Auch Linos, Eumolpos, Melampus, der die Sprache der Thiere verstand, Thamyris, den die Musen zerrissen, u. A. sind gefeierte Namen. — Die Zeit, in der diese Männer gelebt haben sollen, ist etwa das dreizehnte Jahrhundert v. Chr.

2. Epische Poesie.

Auf diese früheste, uns so wenig bekannte Periode der Poesie folgen in nicht gar langer Zeit die ersten Anfänge der herrlichsten und lieblichsten Volkspoesie der Griechen, der Epischen Dichtung.

Bald nach der Eroberung Troja's durch die Griechen — deren gemeinschaftlicher Name damals „Achäer war — um 1100 v. Chr. fanden zahlreiche Auswanderungen aus mehreren Stämmen derselben nach den Küsten Kleinasien's statt: unter diesen befand sich auch eine große Schaar Jonier, die sich in der Mitte der Küste niederließen. Dieses begabteste, beweglichste und empfänglichste Völkchen unter den Hellenen entwickelte sich, gehoben durch den Einfluß eines wunderbar schönen Klima's, und gesegnet mit allen Gaben eines herrlichen Landes, wunderbar schnell zu einem überaus thätigen, reichen Leben und zu einer höheren feinen Cultur, in welcher es allen übrigen Stämmen weit voranging. Sehr bald blühte auch Poesie und Gesang unter ihnen: bei keinem Feste fehlte der Sänger, der hier ein Mann aus dem Volke, kein Priester war, aber hochgeehrt und liebevoll empfangen, wo er sich nahete. Mit leidenschaftlicher Spannung hing das heitere, üppig auflebende, aber auch so kunstsinnige Volk an dem Munde der Sänger, die ihm die Thaten der

Vergangenheit mit begeisterten Worten priesen. Insbesondere waren es die Geschichten aus dem Trojanischen Kriege und die an diesen sich knüpfenden Ereignisse, welche dem Sänger unerschöpflichen Stoff lieferten. Diese Begebenheit war die großartigste des ganzen hellenischen Alterthumes; alle Stämme waren in dieselbe verflochten gewesen; reich an ergreifenden Schicksalswechseln wie an erstaunenswerthen Großthaten, hatte sie ganz Griechenland tief erschüttert; und so Großes war in nicht gar ferner Vorzeit geschehen, und der Schauplatz desselben war so nahe gewesen!

So bildete sich allmählich die Epische Poesie: jedem Sänger war die ganze Fülle jener Begebenheiten gegenwärtig, und ohne weitere Vorbereitung sang er aus dem Stegreif, was man zu hören wünschte. Mit einem kurzen Vorspiele auf der Lyra eröffnete er seinen Vortrag, der wohl weniger eigentlicher Gesang, als eine Art von Recitativ war, unterbrochen von kurzen Accorden auf seinen Saiten. Bald bildeten die Sänger einen eigenen Stand im Volke: sie machten förmliches Geschäft aus dem Gesange, und erhielten den Namen Rhapsoden, von dem Lorbeerstabe, der das Abzeichen ihres Berufes war. Dieß führte dann weiter dahin, daß förmliche Rhapsoden-Schulen entstanden, in welcher begabte Jünglinge Gesang und Musik lernten und übten. Damit war der Uebergang zur kunstmäßigen Ausbildung der Epischen Dichtkunst gewonnen. Vorzügliche Gesangstücke wurden nun wiederholt, dem Gedächtnisse eingeprägt, und der Sänger hatte nun stets eine Anzahl fertiger Gesänge vorräthig, an denen die nie rastende Phantasie allerdings immer rütteln und modeln mochte. Es bildete sich so allmählich eine Reihe von Gesängen, die Anfangs an ganz verschiedenen Punkten anknüpfend, einander doch immer näher rückten, und eine gewisse größere Einheit unvermerkt vorbereiteten. Indeß beschränkte sich der Gesang immer nur auf einzelne Stücke,

die nach dem Bedürfnisse der Feste und anderer Veranlassungen einen größeren oder kleineren Umfang haben mochten: Romanzen und Balladen, um moderne Bezeichnungen darauf anzuwenden; aber kein eigentliches Epos von größerem Umfange und von einer durch Verwickelungen und Episoden zur vollen Einheit eines großartigen Kunstwerkes sich durchwindenden organischen Gliederung. Aus dieser nur kleinere Gesänge zu Tage fördernden Kunstübung tritt nun fast plötzlich ein Dichter mit zwei großen Epischen Gedichten hervor:

Homer.

Ihm werden die beiden noch vorhandenen großen Epischen Gedichte: Iliade und Odyssee zugeschrieben. Die Erscheinung derselben ist eine so überraschende, daß die neuere Kritik nicht daran hat glauben wollen, sie seien das Werk eines Einzigen; sondern allmählig erst aus vielen kleinen zusammengewachsen, und dann einem Manne von erdichtetem Namen zugeschrieben worden. In der That treten sie auf, wie eine völlig gerüstete Athene aus dem Haupte des Zeus; wie die strahlenumflossene Sonne unter die vor ihrem Glanze erbleichende Sterne: sie sind nicht nur die ersten, sondern auch nie übertroffenen eigentlich Epischen Gedichte. Und dennoch ist die wirkliche Existenz eines Einen Homer nicht zu bezweifeln: über seinem Leben freilich liegt undurchdringliches Dunkel; was von seiner Person erzählt ward, ist eitel Sage. Nicht einmal über seine Heimath ist etwas Sicheres zu behaupten: Ionier aber war er in jedem Falle. Am wahrscheinlichsten ist, daß er in Smyrna lebte; einer ursprünglich Aeolischen Stadt, die aber später viele Achäer in sich aufnahm und dann den Ioniern zufiel; dieß erscheint darum wahrscheinlich, weil seine Gesänge die Achäer vor allen verherrlichen und ganz Ionischen Geist athmen.

Ehe wir die Frage über ihren Ursprung weiter verfol-

gen, müssen wir ihren Inhalt näher betrachten, um uns vor Allem davon zu überzeugen, daß beide im höchsten Grade kunstvolle Compositionen mit wahrer, lebendiger, durch alle Episoden kunstreich durchgeführter Einheit sind.

1. Die Iliade.

Den Inhalt dieses großen, wie die Odyssee aus 24 Büchern bestehenden Gedichtes bildet nicht etwa der ganze Kampf der Achäer gegen Troja („Ilion"), sondern eine der großartigsten Episoden aus demselben, die Verherrlichung des beleidigten Achilles, des gewaltigsten unter den Achäischen Helden, dessen Mutter die Meeresgöttin Thetis war.

Neun Jahre schon haben die Achäer fruchtlos Troja bekämpft; da werden sie von einer verheerenden Pest heimgesucht; diese wurde über sie verhängt, weil Apollo ob des Frevels zürnte, den Agamemnon, der Führer des Heeres, gegen einen seiner Priester verübt hatte. Da Agamemnon sich weigert, zur Sühne und Abwehr des Unheils den Fehler wieder gut zu machen, so sucht Achilles mit harten Worten ihn dazu zu bereden: Agamemnon geräth in Wuth und beleidigt den Helden in so hohem Grade, daß dieser nicht nur ganz vom Kampfe sich zurückzieht, sondern auch seine Mutter Thetis anfleht, ihm durch Zeus rächende Genugthuung für die erlittene Beschimpfung durch harte Züchtigung der Achäer zu verschaffen. Zeus verspricht es, und verlockt den Agamemnon zu einem Hauptangriff gegen die Troer, damit durch schmähliche Niederlagen Agamemnon zu dem Bewußtsein komme, wie unentbehrlich ihm Achilles sei.

Der allgemeine Kampf beginnt; ein Zweikampf zwischen Paris, dem Entführer der Helena, um derentwillen der Krieg geführt ward, und Menelaos, dem beleidigten Gatten, führt zu keiner Entscheidung: vielmehr wird die Schlacht mit doppelter Wuth erneuert. Nachdem der Sieg lange zwei=

felhaft geblieben, die Troer sogar hart bedrängt worden, und eine kurze Waffenruhe eingetreten, beschließt Zeus, auf furchtbare Weise sein Wort zu lösen. Die Achäer vermögen nicht, sich im Felde zu behaupten; siegestrunken bringen die Troer auf offenem Felde die Nacht zu, um am frühen Morgen die Schlacht wieder zu beginnen.

In äußerster Bedrängniß, und zum Bewußtsein seines Fehlers gebracht, demüthigt Agamemnon sich vor Achilles, bietet ihm die vollste Genugthuung an, wenn er wieder am Kampfe Antheil nehmen wolle. Der Zürnende aber verharrt in unerbittlichem Trotze, und verweigert jede Versöhnung.

Der nächste Morgen bringt neues Unheil über die gebeugten Achäer: selbst die tapfe[illegible]liehen oder werden verwundet; schon nähern sich die [illegible]er dem Lager: umsonst ist das Bemühen des Poseidon und der Here, die beide mit aller Leidenschaft, deren die Götter fähig sind, den Achäern ihren Schutz gewähren. Unaufhaltsam führt Zeus die beschlossene Demüthigung der Achäer herbei.

Schon haben die Troer das Lager erstürmt; schon zischen ihre Fackeln um die Schiffe der Achäer, deren Vernichtung den Besiegten selbst die Möglichkeit der Rückkehr rauben soll. Da kann Patroklos, des Achilles Waffengenosse und innigster Freund, der all diesen Jammer mit angesehen, seinem Herzen nicht länger gebieten: er fleht den Achilles an, ihm wenigstens zu gestatten, den bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Achilles erlaubt es ihm, jedoch unter der Bedingung, sogleich wieder umzukehren, so wie er die Troer aus dem Lager zurückgeschlagen; damit er diesen um so größeren Schrecken einjage, giebt er ihm seine eigene Rüstung und seine unsterblichen Rosse. Patroklos stürzt sich wüthend auf die Feinde; schnell sind sie aus dem Lager verjagt. Patroklos aber vergißt im Siegesrausche der Warnung seines Freundes, und verfolgt die Fliehenden bis auf die Ebene: ja er stürmt

dreimal gegen die Mauern Troja's an: da erreicht ihn sein Verhängniß; Apollo selbst lähmt seine Kraft, und er fällt durch die Hand des edelsten der Trojaner, des großen Hektor.

Nur nach den furchtbarsten Kämpfen gelingt es den Achäern, des Patroklos Leichnam den racheschnaubenden Troern zu entreißen: er wird in das Zelt des Achilles gebracht, der sich in rasendem Schmerze über den entseelten Freund hinwirft. Sogleich will er in den Kampf eilen, um blutige Rache an dessen Mörder zu nehmen: allein ihm fehlt — die Rüstung; denn Hektor hat sie als Trophäe dem Erschlagenen abgezogen. Eine neue, wundervoll gearbeitete, ein Werk des Hephästos, wird ihm von seiner Mutter gebracht. Sogleich versöhnt er sich nun mit Agamemnon und den Achäern; nach kurzer Rast führt er die Seinen zum Kampfe. Alles wirft er vor sich nieder; ein entsetzlicher Kampf entbrennt, an dem selbst die unsterblichen Götter Theil nehmen, unter deren Füßen die Erde erzittert. Nicht einmal der Stromgott Skamander vermag den Rasenden aufzuhalten; nachdem er alle Troer in die Stadt gejagt, erreicht er den verhaßten Hektor. Er tödtet ihn im Zweikampfe, und in rohem Uebermuthe schleift er den Leichnam nach dem Lager, wo er ihn vor sein Zelt den Vögeln zur Beute hinwirft: doch Apollo schützt den auch im Tode noch geliebten vor jeder Entstellung.

Des gefallenen Patroklos Leichnam aber wird verbrannt, und ihm zum Todtenopfer veranstaltet Achilles glänzende Leichenspiele: neue Mißhandlungen übt er inzwischen an dem Leichnam Hektor's. Deß erbarmen sich die Götter, und auf ihr Geheiß begiebt sich der tiefgebeugte Vater des Erschlagenen, König Priamos, in das Zelt des wüthenden Siegers. Dieser wird erweicht durch das Flehen des jammernden Vaters; er übergiebt ihm die theure Leiche, und diese wird

nun unter lautem Wehklagen des ganzen Volkes vor den Mauern Troja's den Flammen übergeben.

2. Die Odyssee.

Schon sind nach Eroberung Troja's alle übriggebliebenen Achäer wieder in ihrer Heimath angelangt; nur der tapfere und kluge Odysseus, König der Insel Ithaka, verzehrt sich immer noch in unbefriedigter Sehnsucht nach Weib und Kind: denn die schöne Göttin Kalypso hält auf ferne liegender Insel den geliebten Mann zurück, um mit ihm in unauflöslicher Ehe zu leben. Sein erbarmt sich die für ihn unermüdlich sorgende Göttin Athene, und bewegt den Vater Zeus, seine Rückkehr zu beschließen. Allein diese ist für ihn selbst eine sehr gefahrvolle: denn in seinem Hause schwelgen Tag für Tag in rohem Uebermuthe die Söhne der Vornehmsten, um das treue Weib des Odysseus, die edle Penelope, zu bewegen, einen von ihnen zu heirathen, und dadurch dem Unfuge ein Ende zu machen; sie würden sicherlich dem heimkehrenden Odysseus nach dem Leben trachten.

Daher eilt zunächst Athene nach dem Palaste des Abwesenden, um dessen kaum den Knabenjahren entwachsenen Sohn Telemach zu kräftigem Auftreten gegen die Freier zu ermuthigen. Dieser begiebt sich auf der Göttin Rath, nach manchen vergeblichen Versuchen, sich Recht zu verschaffen, auf die Reise nach Pylos zu dem alten König Nestor, der ebenfalls vor Troja gewesen: er versucht bei diesem Kunde von dem so lange abwesenden Vater zu erhalten. Nestor aber vermag ihm nichts Tröstliches zu sagen, und weist ihn an den erst kürzlich heimgekehrten Menelaos, König von Sparta: nur das kann der bekümmerte Sohn hier erfahren, daß sein Vater noch lebe.

Unterdessen war Hermes von Zeus zur Kalypso entsandt worden, um dieser zu befehlen, sie solle endlich den

von wehmüthigem Verlangen tief gebeugten Odysseus nach seiner Heimath entlassen. Nur widerstrebenden Herzens gestattet sie ihm, sich ein Floß zu bauen, um der Heimath zuzusteuern. Er fährt ab; doch der Zorn Poseidon's, des Meer-Gottes, zertrümmert ihm sein Floß, und nach den größten Gefahren rettet er sich endlich auf die Insel der Phäaken. Hier findet er bei König Alkinos gastfreundliche Aufnahme: man verheißt ihm, nach der nahen Heimath ihn sicher zu geleiten. Vorher aber erzählt er den staunenden Gästen die vielfältigen Abenteuer, welche er auf seiner neunjährigen Irrfahrt erlebte.

Er segelt auf Phäakischem Schiffe, mit Schiffern der Insel, nach der lange ersehnten Heimath: auf Ithaka angekommen, wird er von Athene in einen zerlumpten Bettler verwandelt, damit er unerkannt alle Hindernisse und Gefahren entfernen könne, die seinem unvermutheten Auftreten sich entgegenstellen würden. Er begiebt sich darauf zu dem ihm fortwährend treu gebliebenen Eumäos, dem Aufseher der Schweinehirten. Hierhin kommt auch sein eben heimgekehrter Sohn Telemach: mit unendlicher Freude bemerkt er, wie stattlich und verständig dieser, den er als unmündigen Knaben verlassen hatte, herangewachsen ist. Er giebt sich ihm zu erkennen und die Vorbereitungen zum Racheplan gegen die Freier werden verabredet.

Telemach geht allein zur Stadt; Odysseus folgt ihm mit Eumäos, und als „Bettler“ betritt er die so lange, lange entbehrte heimathliche Wohnung wieder. Vielfältige Mißhandlungen hat er von den übermüthigen Schwelgern in seinem eigenen Hause zu erdulden: er bleibt ruhig und duldet. Ihn hat Penelope bemerkt, und begehrt in der Nacht, wo das Haus von den Gästen befreit ist, den verständigen Bettler zu sprechen; sie hofft, etwas über den ersehnten Gemahl von ihm zu vernehmen. Er giebt ihr die begründetste Hoff-

nung, daß dieser bald wiederkehren werde: die erfreute Dulderin befiehlt, ihm alle Ehre zu erweisen, die fremden Gästen gebührt.

Am folgenden Tage setzen die Freier Hohn und Frevel gegen den unbekannten Fremdling fort, und zwar in erhöhtem rächendes Unheil gleichsam weissagendem, Maße. Und wirklich hat Odysseus die blutige Rache mit kluger Umsicht vorbereitet: schon ist die Stunde derselben herangerückt. Penelope fordert die Freier zu einem Probeschuß mit dem Bogen des Odysseus auf: keiner vermag ihn zu spannen. Da ergreift ihn auch Odysseus; mit Leichtigkeit vollbringt er das Verlangte.

Aber er legt den Bogen nicht aus der Hand! Rasch tritt er auf die Schwelle, und plötzlich steht er als der gewaltige, noch jugendfrische — Odysseus da. Pfeil auf Pfeil schwirrt in die Masse der Freier; keiner verfehlt des Zieles: ihm zur Seite kämpfen muthig sein Sohn, Eumäos und ein anderer getreuer Diener. Aber auch die Freier haben sich Waffen verschafft, und der Kampf wird heiß und gefährlich: doch Athene, die unsichtbar ihren Liebling umschwebt, wendet alle Gefahren von ihm ab, und lenkt die Geschosse des kleinen Häufleins so wohl, daß endlich die Freier alle Gegenwehr aufgeben, und in stumpfer Verzweiflung betäubt sich hinmorden lassen. Alle sind gefallen, auch die treulos gewordenen Diener werden hingemordet, und der große Saal des Hauses schwimmt in Blut.

Nachdem alle Spuren des Mordes entfernt sind, wird der Penelope die Kunde gebracht von der Rückkehr des Odysseus und seinem blutigen Siege. Anfangs ungläubig, dann aber überzeugt, stürzt sie sich mit unendlicher Wonne in die Arme des lange entbehrten Gemahls.

Noch aber ist nicht Alles gethan: die Rachethat wird sorgsam dem Volke verborgen, dessen Gesinnung erst erforscht

werden muß. Am andern Morgen eilt Odysseus zu seinem alten Vater Laërtes, der draußen auf dem Felde in einsamer Wohnung lebt. Kaum haben beide den Freuden des nicht mehr gehofften Wiedersehens sich hingegeben, so kommt ein bewaffneter Volkshaufe herangezogen, um den indeß bekannt gewordenen Mord der Freier zu rächen. Mit Hülfe der nie rastenden Athene wird auch dieser Feind besiegt und alsdann der Bund zwischen Volk und Odysseus erneut: dieser ist nun nach unendlichen Mühen am heiß ersehnten Ziele. — —

Man sieht leicht, daß auch die Odyssee, wie die Iliade, einen ganz speziellen Inhalt hat; nicht die Fahrten des Odysseus, sondern nur seine Rückkehr: dabei sind aber auch hier eine Menge von Schilderungen, welche den Stoff in's Allgemeine erweitern, als Episoden auf kunstvolle Weise eingeflochten.

Dieß Inhalt und Umfang der beiden großen Gedichte. Dem unbefangenen und ungetrübten, tiefer eindringenden Blicke kann es nicht entgehen, daß beide so kunstvolle Compositionen sind, wie sie nur von Einem, und zwar von einem wunderbar reich begabten Genie geschaffen, keineswegs aber von mehreren zusammen gefügt, oder gar von dem, die einzelnen Partheien ungesucht herbeiführenden, Zufalle zusammengeschwemmt werden konnten. Eine Idee ist es, die den Mittelpunkt des Ganzen bildet, auf welche alles Einzelne vom ersten Anfange an hinsteuert; welche durch alle Episoden, alle Verwicklungen und Hemmungen hindurch überall wieder hervortritt, wie der Schwimmer, den die Wellen immer und immer zu verschlingen drohen; — und welche endlich an dem Ziele anlangt, das wir schon beim Beginne der Handlung ahnen konnten: denn schon der Anfang versetzt uns mitten in dieselbe; und alle Fäden derselben werden in spannender Ver-

knüpfung uns vorgeführt, um vor unsern Augen auf überraschende Weise entwirrt zu werden.

Ein wichtiger Grund, den man dieser, aus dem innersten Wesen der Gedichte hervorgegangenen Ansicht, daß jedes dieser Gedichte von Einem herrühren müsse, entgegengestellt hat, ist der äußere, daß Homer sich unzweifelhaft der Schreibkunst noch nicht bedienen konnte, und daß seine Gedichte ohne Hülfe derselben Jahrhunderte lang sich erhalten haben mußten, nur durch das Gedächtniß der Sänger. Allein so außerordentlich auch eine solche Erscheinung ist, so ist sie doch nicht unerklärlich. Die unglaubliche Stärke des Gedächtnisses bei Menschen, denen die Schreibkunst ganz fremd ist; — die Schwungkraft, welche der Geist durch den Hinblick auf Einen Gegenstand, den er mit voller Begeisterung erfaßt hat, erhält; — der Charakter der Dichtungen, die gewisse, dem Gedächtnisse zu Hülfe kommende Ruhepunkte darbieten; — der gleichmäßige Ausdruck und Charakter in allem Einzelnen bei aller unendlichen Mannichfaltigkeit; — endlich eben die geschlossene, fast unzerstörbare Einheit der Gedichte; — das Alles sind Momente, die uns unbedenklich machen, jenen inneren Gründen das volle Uebergewicht über diesen äußeren Zweifel an der Möglichkeit einer Composition durch einen Einzigen zuzuerkennen.

Ein anderer Grund aber gegen die ursprüngliche Einheit der Gedichte hat eine größere Bedeutung, weil er auf unläugbarer Wahrheit beruht: es finden sich nämlich in beiden sehr auffallende Verschiedenheiten, große Ungleichheiten, ja selbst offenbare Widersprüche und störende Wiederholungen. Indem wir diese Erscheinungen mit der nie aufzugebenden Ueberzeugung von Einem Urheber der Gedichte in Einklang zu bringen suchen, gehen wir zur kurzen Geschichte derselben über.

Durch die lange Uebung des Epischen Gesanges hatte

sich eine so außerordentliche Menge einzelner Gesänge gebildet, daß der ganze Sagenkreis vom Trojanischen Kriege gleichsam erschöpft war: unvermerkt schlossen sich einzelne dieser aufgeschossenen Blüthen zu kleinen Kränzen zusammen, und mehr zusammenhängende, gleichsam gegliederte, größere Gesänge entstanden nach den Bedürfnissen der oft Tage lang andauernden Feste. Damit war die Annäherung, die Vorbereitung zu einem großen Epischen Gedichte in vollendeter Kunstform und in dramatischer Verwicklung gegeben, und einem außerordentlichen Genie es möglich gemacht, ein solches wirklich hervorzubringen: denn auch der größte Dichter, auch Homer, bedarf vielfältiger einzelner, von der Gegenwart ihm gebotener Fäden, um ein großes Gewebe zu schaffen. Ein solches kunstvolles Gewebe schuf Homer, und wie natürlich war es, daß er von bereits vorhandenen kleineren Gesängen, deren Inhalt in den Kreis seines großen Gemäldes fiel, einen mehr oder weniger freien Gebrauch machte: ja er mochte, wenn solche kleine Bilder eine kaum zu übertreffende plastische Vollendung hatten, sie wenig oder gar nicht verändert mit seinem Gemälde verschmelzen; dieß war in diesem epischen Zeitalter um so natürlicher, da man es liebte, denselben Gegenstand, denselben Gedanken, so oft man auf ihn zurückkam, auch in derselben Form wiederzugeben, wenn diese, da sie der vollendetste Ausdruck des Inhaltes zu sein schien, als eine unübertreffliche, gleichsam nothwendige betrachtet werden mußte.

Dieses Sichaneignen bereits ausgebildeter Formen widerspricht keineswegs der schöpferischen, Alles zur innersten Einheit verknüpfenden Thätigkeit des Genies; war vielmehr um so natürlicher, weil dadurch diese Durchführung Einer Idee ohne den Anhaltspunkt des geschriebenen Wortes erleichtert, ja für das Alles umspannende Gedächtniß vielleicht erst möglich gemacht wurde. Von selbst erklärt sich aber auch daraus,

warum sich im Einzelnen so manche Ungleichheiten in Sprache, Vorstellungsweise und Aehnlichem finden: denn dadurch konnte der Dichter einer Zeit, wo die Phantasie mit so großer Lust in reicher Mannichfaltigkeit sich ergeht, um so weniger sich gestört fühlen, da der kritische Verstand noch schlummerte, und ihm gewiß Vieles entging, was spätere Augen nüchterner Forscher freilich gar leicht aufspürten.

Die so entstandenen, also nicht geschriebenen, großen Gedichte, waren keineswegs, wie man behauptet hat, zu groß, um auf Einmal durch den Mund der Sänger mitgetheilt zu werden, was doch nothwendig geschehen mußte, wenn dem Dichter seine geniale Bemühung um kunstvolle Einheit nicht als eine vergebliche und müßige erscheinen sollte. Allein die Feste, welche vorzugsweise durch Gesang verherrlicht wurden, dauerten oft, wie oben bemerkt, mehrere Tage lang: das so fein gebildete und bei aller Beweglichkeit so ernst sinnige Volk besaß eine Ausdauer im Anhören oder Anschauen des Schönen, die uns Neueren fast unglaublich scheint. Es besaß das Talent, auch durch mehrere Tage hindurch seinen Blick unverwandt auf die Einheit eines ihm gebotenen Gedichtes hinzurichten, und sich am Schlusse noch mit unverwischter Lebhaftigkeit des Eindruckes, den der Anfang gemacht hatte, bewußt zu sein, weil seine Aufmerksamkeit durch das hohe Interesse in immerwährender Spannung gehalten wurde.

Vorgetragen aber wurden diese Gedichte an den Festen gewiß nicht von Einem: vielmehr wechselten einzelne Sänger sicherlich miteinander, was bei der Einfachheit und Gleichförmigkeit des Vortrages auch nichts Störendes hatte. Dieß wurde dadurch erleichtert, daß beide Dichtungen wie von selbst in einzelne größere, durch tiefer einschneidende Momente der Handlung gebildete, Abschnitte zerfielen; erleichtert ferner durch die viele Sänger umfassenden Rhapsodenschulen. Auf dieselbe Weise fand ohne Zweifel auch die ununterbro-

chene Ueberlieferung durch das Gedächtniß statt: mußte auch jeder Rhapsode den Zusammenhang aller Theile in der Einheit des Gedichtes genau kennen, so war es doch nicht nöthig, daß er alle auch im Gedächtnisse hatte. Und in der That gab es eine berühmt gewordene Sängerschule, welche sich die Homeriden nannte, und deren eigentlicher Beruf es war, die Gesänge des großen Dichters, nach welchem sie sich nannten, zu bewahren und vorzutragen. Ihre Heimath war Chios und lange Zeit war ihr Name ein sehr gefeierter.

Jahrhunderte lang existirten die Iliade und die Odyssee nur in dem Gedächtnisse dieser Rhapsoden: wenn sie aber auch dieselben mit der gebührenden Pietät so rein und unverändert wie möglich zu erhalten bemüht waren, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß in ihren Vortrag unvermerkt sich mancherlei kleine Veränderungen, wirkliche oder vermeintliche Verbesserungen; ja selbst mehrfache, vielleicht nicht unbedeutende Zusätze und Erweiterungen einschlichen. Erst im sechsten Jahrhunderte wurden die Gedichte aufgeschrieben: nach einer freilich nicht ganz sicheren Ueberlieferung ließen Pisistratos und seine Söhne Rhapsoden nach Athen kommen, welche der Reihe nach, wie sie gerade die einzelnen Parthieen im Gedächtnisse hatten, die großen Gedichte zum Aufzeichnen dictiren mußten. Jetzt erst hatte man einen geschriebenen Homer. Man mußte aber gar bald bemerken, daß derselbe bei seiner langen Wanderung durch so viele Köpfe vielfache Veränderungen und Umstellungen erfahren hatte: daher machten einzelne kundige Männer, welche man Diaskeuasten nannte, es sich zur Aufgabe, die ursprüngliche Ordnung und Form überall wieder herzustellen. In einem späteren Zeitalter, dem der Alexandrinischen Gelehrsamkeit, waren gelehrte Sprachkenner sehr eifrig bemüht, auch die Sprache des großen Dichters von allen Flecken, die sich ihr angehängt

hatten, zu reinigen. So groß aber auch in vielen Beziehungen ihre Verdienste sein mögen, so haben sie doch auch Vieles verschlimmert, indem sie von der falschen Voraussetzung ausgingen, daß die Sprache Homer's in ihren Formen schon eben so abgeschlossen und stehend gewesen sei, als die ihrer Zeit; und so entfernten sie gar Manches als später hinzugetretene Verderbniß, was nichts Anderes war, als eine Folge der schönen Biegsamkeit und des Formenreichthums der Homerischen Sprache.

So ist denn Homer nicht ohne mannichfache Entstellungen und Zusätze, die sich zum Theile ganz unzweifelhaft nachweisen lassen, in unsere Hände gekommen, und auch dem eindringendsten Scharfsinne wird es nicht gelingen, ihn in seiner ganz ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Wenn aber dennoch die ganze Einheit der Composition in jedem der beiden Gedichte noch so unversehrt vor uns liegt, daß sich spätere Zusätze dem tiefer dringenden Blicke wie von selbst als etwas Fremdartiges ausscheiden, so ist dieß ein glänzender Beweis von der Unverwüstlichkeit der wie aus unvergänglichem Metalle durch ein großes Genie gegossenen Kunstform derselben.

Obgleich wir aber die Ansicht, daß jedes dieser Gedichte nur von einem einzigen Genie entworfen und geschaffen sein könne, festhalten müssen, so ist doch keineswegs erwiesen, daß beide das Werk eines und desselben Dichters seien: vielmehr ist das Gegentheil wahrscheinlicher. Die Odyssee nemlich ist unverkennbar jünger, als die Iliade, und zwar ist die Verschiedenheit beider so groß, daß wenigstens ein Menschenalter zwischen ihnen zu liegen und die Annahme, die Odyssee sei von Homer erst im Greisenalter gedichtet worden, zur Erklärung dieser Erscheinung nicht auszureichen scheint. Die religiösen Vorstellungen in der Odyssee weichen in wesentlichen Punkten von denen der Iliade ab; das öffentliche und

häusliche Leben steht schon auf einer höheren Stufe; die Sitten sind milder, feiner; die ganze Composition des Gedichtes ist künstlicher und verschlungener; die Sprache endlich ist entwickelter und steht der einer etwas späteren Zeit näher. Darin aber sind beide Gedichte einander vollständig gleich, daß beide in ihrer Weise vollendete Kunstwerke und im Allgemeinen der Abdruck einer und derselben Zeit sind. —

Homer ist nicht nur der größte epische Dichter der Griechen, sondern er ragt auch durch plastische Vollendung, durch reine Kunstform und wahrhaft dichterische Objektivität über die Epiker aller Völker und Zeiten hervor. Nichts kann verglichen werden mit der kunstvollen Anlage der beiden Gedichte, in denen neben der höchsten Einfachheit und Naivität ein hoher, Alles beherrschender Kunstverstand sich offenbart: eine gleichsam göttliche Ruhe und Klarheit überstrahlt wie ein ewig heiterer Himmel alle Theile der Gedichte; eine unaussprechliche Anmuth und fleckenlose Schönheit verklärt Alles, jeden Zug, jedes Wort, jede Linie des reichen Gemäldes; bei den ergreifendsten Schilderungen der gewaltigsten Stürme in der Natur und im Menschenleben, wie bei den Gemälden des beseligenden Friedens in menschlichen Verhältnissen oder in der Brust des Einzelnen, — bei der Darstellung glühender Leidenschaften, wie bei den Bildern heiterer, hingegebener Lebenslust, — überall leuchtet die schöne, sich selbst beherrschende Mäßigung und eine dem einfachsten, tiefsten Naturgefühle gleichsam unwillkührlich entströmende Grazie uns entgegen. Homer ist das Ideal des idealen Hellenenthums.

Eine so große Objectivität waltet durch alle Parthieen der Gedichte hindurch, daß die Person des Dichters nirgends auch nur in der leisesten Andeutung hervortritt: er ist so ganz in seinen Gegenstand versunken und aufgegangen, daß die Ruhe seiner Darstellung dieselbe bleibt bei den furchtbarsten Scenen wie bei den Lachen erregenden komischen Schil-

derungen: überall derselbe ruhige Ernst, dieselbe Harmonie der Form, und doch überall eine unaussprechliche Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung. Alles trägt das Gepräge jener poetischen Andacht, die mit heiliger Scheu in dem Kleinsten wie im Größten, in der lautlosen Natur wie in dem Herzen des Menschen eine Offenbarung des Göttlichen erblickt, als deren Diener der Dichter mit seligem Gefühle sich betrachtet. Ein Gott spricht durch seinen Mund, nicht er selbst.

Die Götterwelt ist in Homer eine verklärte Menschenwelt: die Götter sind durch und durch erhabene Menschen, nur in höherem, schrankenlosem Maße; von allen Gefühlen, Trieben und Leidenschaften beseelt, wie die Menschen selbst. Darum nehmen sie auch an diesen und an ihrem Schicksal einen so innigen Antheil; Nichts geschieht ohne sie; sie hassen und lieben mit leidenschaftlichem Ungestümm: der Mensch aber fühlt sich ihnen immer nahe; in Leid und Freud, allüberall erblickt er das unsichtbare Walten eines Gottes, der bald in Gestalt eines Menschen, bald in anderer Weise ihm nahe steht. Dieser innige Zusammenhang zwischen Göttern und Menschen, diese Verschmelzung göttlicher und menschlicher Thätigkeit in den kleinsten Zügen und Ereignissen giebt den Gedichten einen tief religiösen Charakter, welcher, da der Glaube, aus dem er hervorgeht, auf reinem, unverwüstlichem Naturgefühl beruht, die poetische Weltanschauung zu einer wahrhaft menschlichen Verehrung der Götter verklärt. Die Götter sind eben so scharf und eigenthümlich gezeichnete Persönlichkeiten, wie die Menschen: und welche Tiefe blickt uns aus der in so heiterem Spiele der Phantasie und üppiger Farbenpracht sich entwickelnden religiösen Weltanschauung entgegen! Die menschenähnlichen Götter kennen in ihren Leidenschaften so wenig ein Maß, wie die Menschen; sie haben nur Eines im Auge, und nie den Zusammenhang des Ganzen, das alles Einzelne umfaßt: die Welt würde aus ihren

Fugen treten, wenn sie allein, die sich selbst und andern Göttern ewig widersprechen, die Welt regierten; daher müssen alle, wenn auch widerstrebenden Herzens, ihrem erhabenen, Alles lenkenden und weise überschauenden Herrscher, dem Zeus, gehorchen. Aber auch dieser ist menschenähnlich, nur in höherem Maße; auch ihn beherrschen Leidenschaften; auch er verliert das unabänderliche Recht und Maß oft aus den Augen. Daher steht auch er unter dem Einflusse einer höheren Macht: auch er ist dem ewig waltenden, im geheimnißvollen Dunkel Alles ordnenden, und Alles unsichtbar lenkenden und zum Ziele führenden Schicksale unterworfen. Dieses ist gleichsam der Alles abgränzende Rahmen des unendlich reichen und bewegten Gemäldes; die wunderbare, nur mit schweigender Demuth zu verehrende Macht, die Alles in die ihm bestimmten Gränzen mit unerbittlicher Strenge einschließt.

Dadurch, daß Homer die Götter, die ursprünglich Symbole einzelner Naturkräfte waren, was hie und da noch durchschimmert, zu menschlichen Charakteren in höherem Style umwandelte, ist er maßgebend für die ganze spätere Religion und Poesie der Griechen geworden. Nicht minder offenbart sich schon in ihm die ganze schöpferische Produktionskraft und plastische Vollendung, welche die Griechische Literatur und Kunst in so hohem Grade auszeichnet.

Alles in seinen Schilderungen trägt den Charakter kunstloser Einfachheit und einfacher Naturwahrheit: und dennoch, wie außerordentlich scharf und fein sind alle Charaktere gezeichnet! Sie tragen alle durchaus den Stempel ihrer Zeit: es sind Naturmenschen voll sinnlicher Kraft, überströmender Leidenschaftlichkeit und voll tiefen, leichtbewegten, ohne Ziererei sich kund gebenden Gefühles; aber auch zwischen den Ausbrüchen einer oft noch so rohen Gesinnung schimmert eine edlere, man könnte sagen, auch das Rohe wieder mildernde

und versöhnende Zartheit der Empfindung hindurch, wie sie nur einem so reich begabten Volke, wie die Hellenen waren, eigen sein konnte. Der Dichter selbst aber weiß durch die innere Wahrheit seiner ganzen Darstellung alles Unsittliche gleichsam in sich selbst aufzulösen, dem sittlichen Ideale überall die vollste Geltung zu verschaffen, und durch das Toben überströmender Leidenschaften hindurch die sittliche Harmonie des Lebens siegreich wieder hervorzuführen. Dabei haben alle einzelnen Charaktere, so sehr auch der oben hervorgehobene Grundtypus festgehalten ist, eine so große Individualität, daß man erstaunen muß über die Wirkung, welche der Dichter mit so wenigen und einfachen Mitteln hervorzubringen weiß. Wie unendlich wahr und bis in die kleinsten Züge ausgeprägt und lebensfrisch sind die Helden Achilles, Hektor, Diomedes, Odysseus, Agamemnon; ein Paris, Nestor, Priamos; wie sehr in ihren Grundzügen sich gleich, und doch wieder so unendlich verschieden! Unvergleichlich ist aber die Kunst Homer's in Schilderung weiblicher Charaktere: Helena, Andromache, Penelope, Nausikaa; — ist nicht jede dieser Frauen ein unendlich wahres und treues Abbild einer gewissen, ganz eigenthümlichen Richtung und Entfaltung ächter Weiblichkeit? Ja selbst die Sclavinnen, eine Briseis, Eurykleia und A. sind mit ganz wenigen Pinselstrichen zur vollsten, lebendigsten Anschaulichkeit hingezeichnet! Eben so ist Homer ein treuer Spiegel seiner Zeit und aller ihrer Verhältnisse; schon in dieser Beziehung sind seine Gedichte als Gemälde einer Bildungsstufe der Hellenen, die uns ohne ihn fast gänzlich unbekannt wäre, von unschätzbarem Werthe. Das ganze Volksleben entfaltet sich nach allen seinen Richtungen vor unseren Augen: wir sehen das bewegte Leben der Volksversammlungen, werden in die Sitzung eines Gerichtshofes, in das Gewühl des Hafens und des Marktes geführt, wie zu den behaglichen

Schmäusen der Könige und der Vornehmen und in die Hütten mühsam ihr Leben fristender Sclaven und einfacher Landleute. Wir hören die Gesänge der alten Sänger, die bei jedem Gelage erscheinen; die Gebete der opfernden Könige und die Klagen der Frauen, die für das Leben der kämpfenden Gatten zittern. Und wie wahr, wie sinnig, wie durchdrungen von der liebenswürdigsten Einfalt des Herzens ist jeder Zug in diesem reichen Gemälde: eine entzückende Heiterkeit, die das Glück und Leben genießt, Unglück und Tod nicht fürchtet, ist über alles ausgegossen. Selbst die Pforten des Schattenreichs werden uns eröffnet: wir sehen die Seelen der Abgeschiedenen; auch als Schatten ihres früheren Seins denken und handeln sie noch, wie sie es als lebensfrische Menschen thaten; aber alle Freude ist in diesem dumpfen Zustande ihnen geraubt: denn die herrliche Sonne, die Tag für Tag über den Häuptern der Lebenden dahin wandelt, sendet nicht zu ihnen ihre milden, erwärmenden Strahlen. Und hoch oben auf dem vielgezackten Gipfel des Olympes, der bis in den Himmel ragt, wohnen in unvergänglicher Jugend und Heiterkeit die unsterblichen Götter. —

Sprache und Vers tragen nicht wenig dazu bei, diese Gedichte so reizend zu machen, da sie in genauer Harmonie mit dem inneren Wesen derselben stehen. Die Sprache ist zwar im Allgemeinen die des Jonischen Stammes; jedoch steht sie der alten Ursprache aller Stämme noch so nahe, daß sich eine Menge von Eigenthümlichkeiten aller Dialekte in ihr finden: darum hat sie einen außerordentlichen Reichthum an Formen, eine seltene Beweglichkeit und die oft bewundernswerthe Fähigkeit, schon durch Klang und Ton das Darzustellende auszumalen, und unmittelbar durch das Ohr zum Herzen zu dringen. Auch der Vers ist so ganz dem Inhalte angemessen, daß er, wie das Gedicht selbst, sich in den mannichfaltigsten Formen bewegt: der Hexameter läßt den freiesten

Wechsel von langen und kurzen Sylben zu, und schmiegt sich dadurch dem Inhalte auf das Innigste an, indem er bald in prachtvollem Ernste, bald in schwungreicher Lebendigkeit, bald in dem süßesten, lieblichsten Wohlklange dahin fließt. Zugleich ist er lang genug, um einen ununterbrochenen, stetigen Gang der Erzählung zuzulassen, und auch wieder kurz genug, um dem Sänger einen natürlichen Ruhepunkt zu gewähren.

Homer's Gedichte sind, um alles Gesagte kurz zusammen zu fassen, so ganz und gar aus dem edelsten, tiefsten Wesen der Hellenen hervorgegangen; sie sind so sehr Volksgesänge im eigentlichsten Sinne des Wortes, daß sie zu allen Zeiten als eine Art von heiligem Buche betrachtet wurden: die schönsten Feste wurden durch den Vortrag derselben verherrlicht, und die Jugend schon sehr frühe in den Schulen mit denselben vertraut gemacht.

Kleinere Gedichte Homer's.

Außer jenen großen Gesängen ist noch eine Anzahl kleinerer Gedichte vorhanden, welche zwar auch den Namen Homer's tragen, und großentheils auch Homerischen Geist athmen, allein erwiesener Maßen nicht von ihm, sondern von seinen, zum Theil sehr späten, Nachfolgern im epischen Gesange herrühren; sehr viele wahrscheinlich von dem Sängergeschlechte der Homeriden, die vorzugsweise der Aufbewahrung und dem Vortrage der Homerischen Gesänge sich widmeten.

Die 33 Homerischen Hymnen sind Gesänge, welche zum Preise eines Gottes an den demselben gewidmeten Festen gesungen wurden, und irgend einen Zug aus seinem Leben und Wirken zum Gegenstand haben. Die kleineren sind eine Art von einleitenden Vorspielen zu eigentlich epischen Gesängen: die größeren mögen ihren Ursprung den poetischen Wettkämpfen der Rhapsoden verdanken, mit welchen oft die großen Volksfeste eröffnet wurden. Diese Hymnen sind von

sehr verschiedenem Werthe, obgleich alle im Wesentlichen von gleichem Charakter. Von ausgezeichneter Schönheit sind: der an den Delischen Apollo, von einem Homeriden aus Chios an dem Apollofeste auf der Insel Delos gesungen; — der an Aphrodite, wahrscheinlich zu Ehren der am Ida-Gebirge wohnenden Nachkommen des Aeneas; — der an Hermes, welcher die seltsamen Wunderthaten des eben erst geborenen Gottes in dem naivsten, anmuthigsten Tone besingt; — der an Dionysos u. A. Der Hymnos an die Demeter ist aus sehr später Zeit, und trägt den Charakter jener Orphischen Mysterien, für welche er auch wahrscheinlich gedichtet wurde.

Der Froschmäusekrieg ist ein kleines scherzhaftes episches Gedicht, welches gar artig die Schlachtscenen der Iliade durch die Schilderung eines Kriegs zwischen den Fröschen und den Mäusen parodirt: es ist sehr wahrscheinlich erst zu den Zeiten der Perserkriege gedichtet worden. — Von geringerer Bedeutung sind einige andere, ebenfalls Homer's Namen tragende kleinere Gedichte.

Die Kyklischen Dichter.

Mit Homer war die dichterische Produktionskraft auf dem Gebiete der epischen Poesie erschöpft: allein Sinn und Geschmack für diese Dichtungsart war einmal durch jenen großen Genius in hohem Grade angeregt, und ganze Sängerschulen waren vorhanden, und dichteten weiter, mehr zunftmäßig jedoch, als begeistert von der göttlichen Muse. Sie machten es sich zur Aufgabe, den ganzen Sagenkreis, wie er im Munde des Volkes lebte, durch eine zusammenhängende Reihe von großen epischen Gedichten gleichsam zu erschöpfen; eine poetische Bearbeitung der Volkssagen zu liefern. Ihre Tendenz war also schon eine eigentlich pro-

saische; sie suchten ohne Rücksicht auf inneren Gehalt eine Vollständigkeit zu gewinnen, wie die Historiker, von denen sie sich fast nur durch die poetische Form unterschieden. Ihre Gesänge wurden kyklische, d. h. „ganze Sagenkreise umfassende" genannt, und bilden den Uebergang zur prosaischen Geschichtschreibung: sie sind aber bis auf wenig bedeutende Fragmente sämmtlich untergegangen.

Die kyklischen Dichter schlossen sich auf's Engste an Homer an, und waren daher vorzüglich bemüht, eine Reihe von Gedichten zu liefern, welche mit Iliade und Odyssee sich in engsten Zusammenhang setzten, und so mit diesen ein vollständiges Ganze bildeten: ihre Behandlungsweise des Stoffes war freilich eine ganz andere, eine unendlich mehr nüchterne. Auf diese Weise entstand ein Cyklus von folgenden dem Trojanischen Sagenkreise gewidmeten Gesänge.

1. Die „Kypris" des **Stasinos** beginnt mit der Erzeugung der schönen Helena durch Zeus und Nemesis; erzählt also die Veranlassung des Trojanischen Krieges, der hier als das Werk eines düstern, dunklen Verhängnisses erscheint. — 2. Homer's Iliade. — 3. Die „Aethiopis" des **Arktinos**. — 4. Die „kleine Iliade des **Lesche** und 5. die „Zerstörung Ilion's", ebenfalls von Arktinos, setzten die Iliade fort, indem sie alles von Homer nicht Geschilderte bis zur Eroberung der Stadt erzählten. — 6. „Die Rückkehr der Atriden" von **Agias** schilderte die Abenteuer vieler heimkehrenden Helden der Achäer, und soll an poetischem Werthe den Homerischen Gesängen sich am Meisten genähert haben. — 7. Die Odyssee. — 8. Die „Telegonie" Fortsetzung der Odyssee bis zur Ermordung des Odysseus durch seinen Sohn Telegonos, der den Vater nicht kannte.

Außer diesen Kyklikern, welche meist im achten und siebenten Jahrhundert vor Christi lebten, wird noch eine kleine An-

zahl anderer epischer Dichter aus etwas späterer Zeit genannt, welche, ohne sich an jene anzuschließen, einzelne epische Gesänge lieferten, die ebenfalls für uns verloren sind. Einige wie **Panyasis**, **Antimachos** und A. genossen eines bedeutenden Ruhmes. Der Glanz epischer Dichtung war indeß verloschen; dieses einst so prachtvolle und herrlich leuchtende Gestirn war verblichen vor den Strahlen anderer aus dem höher entwickelten Volksleben hervorquellender Richtungen der Poesie.

---

3. Episch - didaktische Poesie.

Etwas später, als die epische Poesie in Kleinasien, blühte — um 800 v. Chr. — auf ganz anderem Boden eine verwandte, und doch wieder in wesentlichen Punkten verschiedene Poesie, die episch-didaktische; zwar auch erzählender Art, aber mit dem vorherrschenden Zwecke der Belehrung, weßhalb sie als Grund und Vorläuferin der eigentlich didaktischen betrachtet werden kann. Der Stifter dieser neuen Kunstgattung ist

Hesiod.

Von seinen Lebensumständen ist etwas mehr bekannt, als von denen Homer's: indeß hat er das mit diesem gemein, daß auch sein Name der Repräsentant einer ganzen Sängerschule geworden ist, und daher an der Spitze von Gedichten steht, die nicht ihm, sondern dieser angehören. Er stammte aus Kleinasien, ließ sich aber in Böotien, im Flecken Askra nieder, weßhalb er auch der Askräer genannt wurde. Er hatte mancherlei unglückliche Schicksale und Bedrückungen, selbst durch seinen eigenen Bruder erfahren, und soll in ziemlich hohem Alter ermordet worden sein.

Natur und Volksleben waren in dem düsteren, etwas neblichten Böotien ganz anders, als in dem fast ewig heiteren Jonien, was auch auf die hier sich entwickelnde Poesie von sichtbarem Einflusse war. Durch vielfältige Wanderungen, innere Verwicklungen und Entzweiungen war viel Ungemach über das Volk gekommen, das, als zum Dorischen und Aeolischen Stamme gehörig, schon seinem Wesen nach ernster und zu stiller Betrachtung geneigter war, als der überaus lebhafte Jonier. Daher finden wir in den Hesiodischen Gedichten nicht die freie, heitere poetische Weltanschauung des jonischen Epos: es herrscht in ihnen ein ernster, sinnender Geist, der durch Warnung und Belehrung die Unfälle des Lebens mildern oder verhindern, — das Gemüth durch das Vertrauen zu den Göttern und auf seine eigene Kraft erheben und stärken will. Diese Absichtlichkeit in allen Theilen der Gedichte giebt ihnen einen, die wahre Poesie beeinträchtigenden praktischen Anstrich, selbst eine gewisse Nüchternheit auch da, wo Entstehung, Schicksale und Wirksamkeit der Götter geschildert werden, weil auch hier das Bestreben durchleuchtet, Alles in ein abgeschlossenes, den Verstand befriedigendes System zu bringen. Denn die Hesiodische Poesie ist gewissermaßen eine kunstmäßigere Fortsetzung der uralten priesterlich-belehrenden Orphischen Poesie, von welcher früher die Rede war: daher überall die mystisch-speculative Richtung, so wie eine Menge sittlicher Lehren und Vorschriften, die sowohl mit priesterlichen Reinigungs-Ceremonien, wie mit ganz auf den Nutzen berechneten Klugheitslehren verschmolzen sind. Diesem Charakter entspricht es, daß sie zum Theil bei Opfern und andern gottesdienstlichen Gebräuchen vorgetragen wurden, und zwar ohne Begleitung von Musik.

Viele Gedichte, welche Hesiod's Namen tragen, sind offenbar nicht von ihm: auch ist verhältnißmäßig nur Weniges noch erhalten. Wir kennen folgende Gedichte:

1. Werke und Tage: eine sehr locker zusammenhängende Reihe von Sittengeboten, Hauslehren, sowie von ernsten Betrachtungen über die Entstehung des Uebels 2c. Es herrscht durchweg eine trübe Stimmung vor, Mißtrauen gegen die Menschen, und namentlich Geringschätzung der Frauen, und ein gewisser Haß gegen Reiche und Mächtige: daneben aber auch eine hohe Verehrung für Recht und reine Sitte. Vieles mag von späteren Sängern eingeschoben worden sein; daher mancherlei Wiederholungen, und selbst Widersprüche. Anziehend sind besonders: die Schilderung der fünf Weltalter, die Erzählung von der Geburt der Pandora, die Fabel von Nachtigall und Habicht; interessant die sehr in's Einzelne gehenden Hausregeln, die selbst in Lehren über Heirathen und Schifffahrtsregeln sich verlieren und mit der Angabe von guten und bösen Tagen, auf die man bei Geschäften und Unternehmungen wohl achten soll, schließen.

2. Die Theogonie; ein wichtiges und sehr interessantes Fragment, worin die Entstehung der Welt und Götter besungen wird. Denn nach dem Volksglauben der Griechen sind die Götter nicht ewig; sondern nur die Natur, aus deren dunklem Schoße auch sie hervorgingen. Im Anfange war das Chaos, die gähnende Tiefe, aus welcher durch die belebende Kraft des Eros Erde und Himmel geboren wurden: aus deren Umarmung ging das alte Göttergeschlecht hervor, die Titanen, deren jüngster, Kronos, „die Zeit", seinen Vater Uranos, „Himmel", vom Throne stürzte, um die Welt zu beherrschen. Aber auch er wird mit allen Titanen gestürzt, durch den mächtigeren Sohn, den Zeus: nun beginnt die Herrschaft des neuen Göttergeschlechts, dessen Größe nicht, wie die der Titanen, in der ungebändigten rohen Naturkraft, sondern in der erhabenen Ueberlegenheit des Geistes besteht, mit welcher die Götter, Zeus an der Spitze, nach fest bestimmten Gesetzen, und in ruhig waltender

Ordnung die Welt und die Menschen, denen sie verwandt und ähnlich an Gestalt sind, beherrschen. Diese neue Ordnung streben die gestürzten Titanen immer wieder zu durchbrechen, woraus furchtbare Kämpfe mit den verklärten auf dem Olympe wohnenden Göttern entstehen.

Dieß im Allgemeinen der, mit manchen Episoden durchflochtene Inhalt der Theogonie, die gewiß auf uralten Sagen beruht, welche von dem Dichter in eine Art von poetisch-philosophischem System gebracht wurden, dem eine große Tiefe der religiösen Weltanschauung nicht abgesprochen werden kann. Die sehr gedehnte Einleitung, Anrufung und Preis der Musen, ist offenbar späteren Ursprunges, so wie dieß auch mit einigen andern kleineren noch vorhandenen Stücken der Fall ist.

Von etwas ähnlichem Character sind die 88 Hymnen, welche den Namen des **Orpheus** tragen, aber nur darum, weil es Gesänge sind, welche zu den Festen und Opfern in den Orphischen Mysterien gedichtet wurden: die meisten haben etwas Ernstes, Feierliches, und athmen den mystischen Geist eines symbolischen Naturdienstes, in welchem die Ahnung des Unendlichen durchschimmert.

Ebenfalls dem Orpheus zugeschrieben wird ein größeres episches Gedicht, „die Argonautenfahrt", welches aber noch weit späteren Ursprungs ist, als jene Hymnen, und einen geringeren dichterischen Werth hat: die Homerische frische und einfache Naturwahrheit fehlt ihm ganz; dagegen ist es mit Zaubergeschichten und abergläubischen Vorstellungen überladen. Auf den Stoff, den es behandelt, werden wir bei anderer Gelegenheit zurückkommen. —

Was andere **Mystiker,** welche in den Zeiten, die auf das Hesiodische Zeitalter folgten, an vielen Orten durch Reinigungsopfer, Entsühnungen und ähnliche Handlungen eines

phantastischen Wunderglaubens großes Ansehen sich erwarben, dichteten, ist fast gänzlich untergegangen. —

Während alle diese über tiefsinnigen Symbolen gleichsam hinbrütenden phantastischen Bestrebungen, in das Göttliche sich zu versenken, hauptsächlich in die Mysterien sich flüchteten, an welchen nur Eingeweihete Antheil nehmen durften, erhob sich in anderen Kreisen der forschende Verstand allmählich zur Philosophie, welche das Göttliche, Uranfängliche zu begreifen strebte. Sie trat sehr bald in entschiedenen Gegensatz zur Volksreligion, indem sie alles Bestehende nicht aus dem Walten unsterblicher Götter, sondern aus reinen Naturgesetzen zu erklären suchte. An dieser Stelle findet sie nur darum eine kurze Erwähnung, weil die ersten Philosophen ihre Lehren in Gedichten vortrugen, welche die Form des Epos hatten: dieß war um so natürlicher, da in diesen ersten Versuchen die Phantasie noch mächtig in die Operationen des Verstandes eingreift, und diesen daher einen poetischen Anstrich giebt. Von allen hierher gehörigen, rein didaktischen Gedichten ist fast Nichts mehr erhalten: wir wissen aber, daß die des **Xenophanes**, im sechsten Jahrhunderte, der auch als Elegieendichter vorzüglich sich auszeichnete; des etwas späteren **Parmenides** und des **Empedokles** besonders berühmt waren. Die sogenannten „goldenen Sprüche" des **Pythagoras** rühren nicht von diesem selbst, sondern von einem oder mehreren seiner Schüler her.

---

4. Die Elegische und Lyrische Poesie.

Mit der allmählichen Umgestaltung des öffentlichen Lebens, welche namentlich durch die Verwandlung der Monarchieen in Republiken hervorgerufen wurde, gingen auch mit der Poesie bedeutende Veränderungen vor: das freiere Volksleben

7

schuf eine Fülle von glänzenden Festen, bei denen Musik und Gesang eine wichtige Stelle einnahmen; die vielfachen inneren Kämpfe brachten eine tief eingreifende Aufregung in den Gemüthern hervor: überhaupt aber fühlte der Einzelne durch die erhöhte Theilnahme an den Staatsverhältnissen auch eine erhöhte Stimmung seines inneren Lebens, die nach außen hin sich geltend zu machen sich unwillkührlich gedrungen fühlte. So gewann die Poesie immer mehr persönlichen, subjectiven Character; sie wurde vorherrschend Ausdruck der Gefühle und Anschauungen des einzelnen, zu poetischen Schöpfungen aufgeregten, Menschen; es entstand die Elegische, und fast gleichzeitig die Lyrische Poesie: beide schließen sich in ihren ersten Anfängen dem Epos an. Wie sehr aber beide durch mehrere Jahrhunderte hindurch blühten, davon ist der sprechendste Beweis die außerordentliche Menge von Sängern, welche als Meister in ihrer Kunst berühmt waren. Um so beklagenswerther ist es, daß von ihren Gedichten verhältnißmäßig so unendlich wenige erhalten, ja von den meisten Dichtern nur unbedeutende Bruchstücke übrig geblieben sind. —

Die Elegische Poesie ist ebenfalls eine Erfindung der Jonier: das Wort Elegie bedeutete bei den Alten keineswegs ein Gedicht der Klage und der Trauer; es war ein allgemeiner Name für alle Gesänge, in welchen Hexameter und Pentameter mit einander wechselten: der letzte Vers entstand aus einer sehr wirkungsreichen Verkürzung des ersten. Dieses Versmaß war ganz vorzüglich zum Ausdrucke lebhafter, tief erregter Empfindung geeignet, deren leidenschaftliche Bewegung in dem kräftigen Aufschwung des Hexameters und dem melodischen Niedersinken des Pentameter in vortrefflicher Weise sich abspiegelt. Alles daher, wodurch die den Dichter umgebende Gegenwart dessen Gemüth lebhaft ergriffen hatte, konnte Gegenstand der Elegie werden: zunächst waren es die zur Ermuthigung, zu Ausdauer oder kräftigem Handeln

mahnenden politischen Verhältnisse, welche zu Elegieen begeisterten. Dann aber sprach sich in ihnen auch Freude oder Schmerz über andere den Dichter nahe berührende Verhältnisse, — Sehnsucht und Klage der Liebe; — der Drang zu belehren und zu Lebensweisheit und sittlicher Kraft zu ermahnen, in den ergreifenden Tönen der Elegie aus. Bei mehreren Dichtern war diese letztere Richtung, die gnomische Elegie genannt, vorherrschend, so wie auch das elegische Versmaß vorzugsweise dem Epigramme diente, diesem in sich abgerundeten, auf Einen Punkt hingedrängten Ausdruck stiller und sinniger Contemplation. Doch überall haben die Elegieen einen gewissen gemeinschaftlichen Grundton, weßhalb sie in bestimmt abgegränzte Unterarten nicht wohl zu scheiden sind.

Ursprünglich wurden sie wohl nicht gesungen; sondern es ging ihrem Vortrage nur ein kleines Vorspiel auf der Flöte voran: doch führte dieß bald zu förmlichem Gesange, dessen beständige Begleiterin die Flöte blieb, bis die Elegie einen vorherrschend belehrenden Character erhielt. So diente sie denn vorzüglich zur Verschönerung heiterer Feste und Gastmäler; erklang aber auch in Volksversammlungen und beim Auszuge zu Krieg oder Schlacht.

Als Erfinder der Elegie wird **Kallinos** von Ephesos, um 800 v. Chr., genannt, dessen Gesänge ganz politischen Inhaltes waren, und vorzüglich zum Kampfe gegen eingedrungene Barbaren zu begeistern suchten: es klang in ihnen eine schmerzlich bewegte Empfindung durch das Feuer der Ermunterung hindurch. Eine Elegie ist noch vorhanden.

Tyrtäos aus Athen sang vorzüglich feurige Schlachtelegieen und Marschlieder; aber auch bürgerliche Elegieen, die zu Eintracht und Ordnung mahnten und die Wohlthaten gesetzlicher Ordnung priesen. Durch seine Gesänge begeisterte er die während des zweiten Messenischen Krieges muthlos gewordenen Spartaner in solchem Grade, daß Sieg und

innere Ruhe wieder zu ihnen zurückkehrten, weßhalb er Jahrhunderte lang ein von ihnen sehr gefeierter Dichter blieb. Man sang seine Lieder sowohl im Kriege, wie Abends nach dem Male. — **Archilochos**, ein unten näher zu betrachtender Dichter, dichtete auch noch viele kriegerische Elegieen, doch auch schon solche, die in heiteren Klängen zu Freude und Genuß ermunterten. — Die Schmerzen und Klagen hoffnungsloser Liebe ertönten zuerst aus den Elegieen des **Mimnermos**, deren Grundton überhaupt eine melancholische Wehmuth über die Unbeständigkeit des Lebens und seiner Freuden ist. Jedoch dichtete er auch politische Elegieen, in welchen er den hereinbrechenden Verfall seines Vaterlandes Jonien beklagte, welches damals (630 v. Chr.) schon hart von den Lydiern bedrängt wurde. Wir haben noch schöne Fragmente von ihm. Ein vortrefflicher Elegieen-Dichter war der berühmte Gesetzgeber **Solon** in Athen, dessen Elegieen zum Theil noch einen ganz politischen Character haben, zum Theil aber auch schon auf das Gebiet der gnomischen übergehen: berühmt war sein feuriger Gesang „Salamis“, Aufforderung zur Eroberung dieser Insel. In dem Wenigen, was sich von ihm erhalten hat, spricht sich eine überaus edle Milde und Humanität, und jener feine und gemessen kräftige Geist aus, der die Athener überhaupt, in besonderem Maße aber ihn und seine Gesetzgebung auszeichnet.

Theognis aus Megara ist der erste, uns bekannte, rein gnomische Elegiker, von welchem wir eine ziemlich bedeutende Sammlung von elegischen Gedichten besitzen, deren Aechtheit und ursprünglicher Zusammenhang aber im Laufe der Zeit sehr Noth gelitten haben. Er war einer der reichen Aristokraten seiner Vaterstadt, die in revolutionären Bewegungen, wie sie so oft die kleinen Republiken erschütterten, Vieles von dem niederen Volke, nicht ohne eigene Schuld, zu leiden hatten. Diese Stürme hatten in dem reichbegabten

Dichter eine solche Erbitterung gegen jenes Volk hervorgerufen, daß ihm die Worte „gut" und „vornehm", „Schelm" und „Plebejer" gleichbedeutend wurden; wodurch seine Elegieen, die man ebenfalls gegen das Ende von Gastmalen sang, eine unerquickliche Einseitigkeit bekommen haben, für welche die kräftig schöne Sprache und der Reichthum an treffenden Sentenzen nicht hinlänglich entschädigen können. Indessen sind seine Gedichte für die Kenntniß der öffentlichen Zustände in den Dorischen Staaten, zu denen Megara gehörte, von großer Wichtigkeit: diese Zustände haben mit denen der modernen Welt, wo jener Kampf zwischen bevorrechteten Besitzenden und begehrenden Besitzlosen sich wiederholt, nicht geringe Aehnlichkeit.

Außer dem großen **Simonides**, der uns unter den Lyrikern wieder begegnen wird, haben wir als Elegiker noch zu erwähnen: den Tragödien-Dichter **Jon; Kritias**, einen der 30 Tyrannen von Athen; **Euenos;** den berühmten **Sophokles, Krates** u. A.; besonders aber den geistreichen **Hermesianax** aus dem Ende dieser Periode, von welchem sich ein reizendes Bruchstück aus einem Kranze von Elegieen, die seiner schönen Geliebten Leontion gewidmet waren, erhalten hat. —

An kleinen, geistvollen **Epigrammen** war schon in dieser Zeit die Griechische Literatur sehr reich. Ursprünglich bezeichnete man mit diesem Namen nur Inschriften, auf Gräbern und anderen Denkmalen, die ihrer Bestimmung gemäß kurz und einfach sein mußten: dann wurden aber auch viele solcher Inschriften nur fingirt; man drückte in Form derselben die Gefühle und Betrachtungen aus, welche durch irgend einen Gegenstand in der Kunst oder der Natur hervorgerufen wurden: und so entstand eine Menge, scharf oder zierlich, ernst oder witzig abgerundeter kleiner Gedichte in der reichsten Mannichfaltigkeit, die sich wie zier-

liche Arabesken um die größeren poetischen Bilder der hellenischen Literatur herumschlingen.

Schon einige der kleineren sogenannten Homerischen Gedichte sind den Epigrammen beizuzählen, und fast von jedem einigermaßen bedeutenden Schriftsteller hatten sich mehr oder weniger solcher kleinen Perlen erhalten, die, wie wir weiterhin sehen werden, später öfters gesammelt wurden. Vorzüglich schöne besaß man von Archilochos, Euripides, Platon von fast allen lyrischen Dichtern; ganz vorzüglich aber von Simonides, der als Meister und Vollender der lieblichen Kunst, herrliche Inschriften zu dichten, galt, und daher in der großen Zeit, welcher er angehörte, der der Perserkriege, die ehrenvollsten Aufträge für solche erhielt.

Der Elegischen nahe verwandt, aber glänzender und mannichfaltiger entwickelt war die **Lyrische Poesie**: beide hatten, wie wir schon oben zeigten, ihre Wurzeln in dem freieren und bewegteren Volksleben. Die Lyrik aber durchdrang, belebte und veredelte dieses in weit höherem Maße noch: alle Volksfeste, alle öffentlichen Zusammenkünfte erhielten ihre Weihe durch sie; in Krieg und Frieden, in Markt und Haus, in Palast und Hütte hallte Alles gleichsam wieder von Saitenspiel und Gesang: selbst die untergeordnetsten Geschäfte waren von Gesang begleitet. Dieser war in vollem Maße eine allgemeine, öffentliche Angelegenheit und von dem Volksleben in allen Richtungen unzertrennlich. Daher auch der außerordentliche Reichthum an Formen und Arten der Lyrischen Poesie; von den erhabensten, schwungreichsten Chorgesängen bis zu den lieblich spielenden und tändelnden Volksliedchen herab. Jede Stadt hatte ihre Dichter, die als erwählte Festordner zugleich eine Art von öffentlichen, von Staats-Personen waren.

Charakteristisch für die ältere Lyrische Poesie der Griechen ist, daß sie nicht im stillen Zimmer gelesen, sondern unter dem weiten Himmel gehört, und so gewissermaßen auch gesehen wurde. Denn unzertrennlich von dem Gedichte war Gesang, Musik und Tanz. Dieß Alles hatte man schon in der ältesten, epischen und vorepischen Zeit; allein die Verschmelzung dieser Künste war nicht so innig, nicht so in Eine reiche, harmonische Kunstform gebracht, wie es von der Zeit an, wo das Epos zu erbleichen begann, geschah. Fast jedes Fest wurde mit großartigen Chor-Tänzen, die aber in ihrem mimisch-plastischen, bald feierlich ernsten, bald phantastisch rauschenden Charakter mit den Tanzsprüngen unserer Zeit so gut, wie Nichts gemein hatten, gefeiert: diese waren begleitet nicht nur von Musik, sondern auch von festlichem Chorgesange. Die Musik war so unzertrennlich von diesem, daß ihre Geschichte mit der Geschichte der Poesie selbst auf das Engste zusammenhängt: ja sie war nicht weniger, als diese, ein organischer Ausdruck des Volkslebens. Die gewöhnlichsten Instrumente waren Saiten-Instrumente, verschieden an Größe, Umfang und Form, Lyra, Barbiton und andere: weniger im Gebrauche war die Flöte.

Als der Schöpfer der eigentlichen Kunstform der Musik wird **Terpandros**, 670 v. Chr., genannt; er ordnete zuerst die mannichfaltigsten Elemente zu einem schönen harmonischen Ganzen nach bestimmten Kunstregeln: auch soll er die siebensaitige Lyra erfunden haben, und zuerst die Gesangstücke mit Noten versehen, und in Sparta bei feierlichen Wettkämpfen den Sieg erhalten haben. In der Griechischen Musik war die Melodie, als die eigentliche Seele derselben, vorherrschend; die Instrumental-Musik dem Gesange streng untergeordnet, und man betrachtete es als eine Entartung, wenn später jene diesen an Fülle der Töne überwog. Noch später brachte man es z. B. in Makedonien freilich so weit, daß große

Symphonien mit hunderten von Instrumenten aufgeführt wurden. — Die Haupt-Tonweisen waren die Dorische, Lydische, Aeolische, Jonische, deren Charakter sehr verschieden gewesen sein muß.

Denn so wie die einzelnen Stämme ihren eigenthümlichen Charakter in Sitte und Verfassung festhielten, so prägt sich dieser auch in ihrer Kunst, und insbesondere in ihrer lyrischen Poesie sehr deutlich aus. Die der Dorer, im Peloponnese, in Kreta, Sikilien &c. war ernst, feierlich, volltönend, wofür ihr die Mundart derselben mit ihren schweren vollen Formen sehr zu statten kam. Die Richtung dieser Poesie war eine vorherrschend sittliche und würdige; weßhalb sie als ein wesentliches Bildungsmittel der Jugend betrachtet, und ihre alterthümliche Formen von Staatswegen aufrecht erhalten wurden. Hier waren vorzüglich feierliche Chor-Gesänge von sehr kunstreicher Form, mit Strophe, Gegenstrophe und Nachgesang, heimisch.

Milder und einfacher war die Aeolische Lyrik, vorzüglich auf Lesbos gepflegt; sie war seltener Chorgesang, wie Einzelgesang, in welchem die Empfindung eines Individium's ihren Ausdruck fand: daher war sie reich an schönen, schwungvollen und höchst kunstreichen Formen der Ode und des Liedes. Weniger ernst, hart und marmorn, wie die Dorische, war sie dagegen voll Wärme und Innigkeit, und naiv traulich, was auch ganz zur Eigenthümlichkeit des Aeolischen Dialektes stimmt. Schön und bedeutungsvoll ist die Sage, das Haupt des gemordeten Orpheus sei von Thrakien über das Meer nach Lesbos hinüber geschwommen!

Die Jonier, ganz besonders die Athener, nahmen von den Dorern die Form von Chorgesängen, namentlich den sogenannten Dithyrambos an, bildeten ihn aber auf sehr eigenthümliche Weise weiter. Sie auch waren die Erfinder der Jamben, und bei ihnen besonders gedieh das

heitere, fröhliche Lied, — weich, zerfließend, wie die Klänge ihres Dialektes. —

Indem wir nun zu den besonderen Arten dieser reichen Poesie, und den einzelnen Dichtern übergehen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß fast alle Kunstgattungen, welche ursprünglich bei einem einzelnen Stamme einheimisch waren, doch bald mehr oder weniger Gemeingut aller wurden, indem der empfängliche Grieche sich auch das anzueignen wußte, was auf einem andern Boden aufgeblüht war: dabei blieb aber in jeder Gattung der Dialekt des Stammes, der sie zuerst kunstmäßig gebildet und gepflegt hatte, der herrschende.

Wir führen daher bei jeder lyrischen Gattung auch Dichter auf, welche anderen Stämmen angehörten.

Dorische Lyrik.

Die ältesten lyrischen Gesänge der Dorer waren Päane, Loblieder oder Danklieder zur Verherrlichung Apollon's: später ging der Name auf jede Art von feierlichen Liedern über. Aus dem Anfangs nur einfachen Päane entwickelte sich dann bald eine Reihe von andern Dichtungsarten, namentlich die Hymnen, feierliche Gesänge zu Ehren eines Gottes oder zu Verherrlichung irgend eines freudigen Ereignisses. Alle Hymnen der Dorer waren wesentlich verschieden von den in epischer Darstellungsweise sich bewegenden Jonischen, die wir oben schon unter den Gedichten Homer's kennen lernten. Die der Dorer nemlich waren Chorgesänge von sehr künstlicher Form; sie erhielten nach Veranlassung, Bestimmung, Form 2c. verschiedene Namen: — Epinikien hießen Gesänge zur Verherrlichung eines Sängers in öffentlichen Wettkämpfen; Dithyramben, Festgesänge für die Dionysos-Feier, dem Charakter derselben gemäß von leidenschaftlichem Schwunge, mit rauschender Musik.

Chorgesänge anderer Art waren die Threnen, Trauergesänge bei Bestattungen; — Embaterien, (Schlachtgesänge), Hymenäen (Brautlieder), u. A.

In diesem Kreise der lyrischen Poesie zeichneten folgende Dichter*) sich aus, wenn sie auch nicht alle Dorer waren:

Thaletas von Kreta, in sehr alter Zeit; soll dem Päan seine kunstmäßige Form gegeben und den Chortanz mit Musik und Gesang in enge Verbindung gebracht haben. Er soll nicht nur Künstler, sondern auch Priester und Gesetzgeber gewesen sein. Die Zeit seiner Blüthe wird gewöhnlich in's neunte Jahrhundert gesetzt.

Alkman, in Lydien geboren, aber in Sparta erzogen, dichtete Gesänge von mancherlei Arten; nur wenig erhalten. Er erwarb sich in Sparta hohe Verdienste um kunstvollere Anordnung der Chöre und Verbesserung der Musik, und war ein Dichter von innig begeisterter Wärme, und treuer Auffassung der Natur: besonders gerühmt werden seine Gesänge für die Chortänze der Jungfrauen.

Stesichoros von Himera machte ebenfalls in seiner Kunst wichtige Erfindungen, und wird als ein hoher, kräftiger und doch sanfter Geist gerühmt, in welchem Dorische und Jonische Eigenthümlichkeiten sich vereinigten; er muß also ein Geist von selbstständiger Kraft gewesen sein. Ueber sein Leben hatte man mancherlei Sagen.

Ibykos aus Rhegion, dessen tragisches Ende durch Schiller's Ballade bekannt genug geworden ist, scheint nur kleinere Gesänge gedichtet zu haben, an welchen aber feurige Begeisterung und glänzende Darstellung gerühmt werden. Er sowie Stesichoros können als die Vollender des Dorischen Gesanges betrachtet werden.

---

*) Wenn bei einem Dichter nicht insbesondere etwas Anderes bemerkt ist, so versteht es sich, daß von ihm entweder Nichts mehr, oder nur sehr Unbedeutendes vorhanden ist.

Simonides von Keos, um 470 v. Chr., von uns schon oben beim Epigramme erwähnt, war einer der größten lyrischen Dichter. Er nährte seinen erhabenen und reichen Geist an den großen Ereignissen seiner Zeit — den Perserkriegen, — und übertraf alle seine Kunstgenossen an Vielseitigkeit. Es ist uns von ihm, wenn auch nicht viel, doch Vortreffliches und sehr Verschiedenartiges erhalten worden: überall spricht sich das tiefste Gefühl, geniale Kraft und eine durch große Besonnenheit geläuterte Weisheit, so wie das volle Bewußtsein seiner dichterischen Würde aus. Er gehörte einer Familie an, in welcher die Kunst des Gesanges gleichsam erblich war, verkehrte mit den angesehensten und mächtigsten Personen seiner Zeit und erwarb sich durch seine Kunst ein nicht unbedeutendes Vermögen, und ein großes Ansehen. Jedoch überragt ihn der größte Lyriker der Alten, sein Zeitgenosse

Pindar von Theben, der so hohen Ruhm sich erwarb, daß noch lange nach seinem Tode Alexander sein Haus in Theben bei der allgemeinen Zerstörung der Stadt wie ein Heiligthum unversehrt stehen ließ. Von seinem Leben ist nur wenig bekannt; er machte, wie die meisten seiner Kunstgenossen, häufige Reisen, und war überall, besonders bei König Hinro in Syrakus, ein hochgeehrter Gast: spätere Zeiten umgaben die Geschichte seines Lebens, wie die eines Heros, mit verherrlichenden Sagen. Er dichtete Chorgesänge jeder Gattung; am berühmtesten müssen seine Epinikien gewesen sein: denn, während von allen übrigen Dichtungen Pindar's nur Fragmente übrig sind, hat uns die Sorgfalt der Abschreiber von jenen Siegesliedern den größten Theil erhalten; — ein unschätzbarer Schatz aus einem für uns fast ganz untergegangenen Gebiete!

Die Siegeshymnen sind in vier Bücher getheilt: Olympische, Pythische, Nemëische, Isthmische — so genannt nach den Orten, wo der verherrlichte Sieger den

Preis gewonnen hatte. An ihnen können wir am Vollständigsten den Charakter Dorischer, insbesondere Pindarischer Chorgesänge überhaupt erkennen. Der Dialekt ist der altepische, mit Dorischen und Aeolischen Formen; — der Rhythmus ein reich verschlungener, prachtvoll entfalteter, klangvoll erhabener; — die Composition von tiefem sinnendem Ernste geboren, mit größter Besonnenheit berechnet, führt auch durch die künstlichsten Verwickelungen und Gliederungen von Gedanken und Bildern die Eine Grundidee zur harmonischen Einheit hindurch. Es werden in ihnen nicht nur die Sieger und Preisgewinner verherrlicht; sondern mehr noch Geschlecht und Heimath des Siegers, die Götter, unter deren besonderer Obhut diese stehen, und die Tugenden und Vorzüge, welche zum Siege führen.

In Pindar hat sich die ganze Idealität hellenischer Bildung in der verklärtesten, gleichsam concentrirtesten, Form offenbart: seine Gesänge bieten eine eben so im Ganzen erhabene, als in den einzelnen Theilen *schöne* Erscheinung dar, vergleichbar den herrlichen Werken gothischer Baukunst. Eine gewisse Ueberfülle aber von Ideen und Bildern müssen schon die Alten an Pindar tadelnd bemerkt haben: denn **Corinna**, eine ausgezeichnete Dichterin, welche, so wie ihre Freundin und Lehrerin **Myrtis**, gleichzeitig mit Pindar in Böotien lebte, sagt in Beziehung auf diesen: „Man muß mit der Hand, nicht mit dem ganzen Sacke säen." Dunkel ist er indeß für uns nur darum an manchen Stellen, weil wir die feinen, tief in Einzelnheiten eingehenden Beziehungen nicht alle mehr verstehen können. Ein hoher Ernst, die reinste Gesinnung, die größte Wahrheit und Unabhängigkeit des Charakters offenbart sich in allen Zügen, und macht auch die Person des Dichters zu einer wahrhaft großartigen und um so mehr achtunggebietenden, da er mit den mächtigsten Männern seiner Zeit verkehrte. Für die Feste, welche zur Verherrlichung des Sie-

ges von den Siegern und ihren Freunden veranstaltet wurden, entweder an dem Orte des Wettkampfes, oder in der Heimath derselben, waren die meisten seiner Epinikien gedichtet. —

Am reichsten war die Literatur der schon oben genannten Dithyramben, weil die Dionysosfeste mit ganz vorzüglicher Pracht und inniger ja leidenschaftlicher Theilnahme gefeiert wurden. Von den vielen Dichtern, welche durch solche Gesänge sich hohen Ruhm erworben, ist leider! fast Nichts mehr erhalten.

Arion von Methymna, der gegen Ende des siebenten Jahrhunderts lebte; der gefeierte, von dem mächtigen Periander in Korinth so hoch geachtete Dichter, von welchem die Sage eine wunderbare Rettung durch einen Delphin erzählt; — dieser war es, der zuerst dem in leidenschaftlicher Begeisterung dahin rauschenden Dithyrambos künstliche Form und schöne Bildung gab. Er verband zuerst den höchsten Schwung überströmender Festfreude mit wehmüthiger Innigkeit des Gefühles in seinen Dithyramben, und verschmolz dadurch in ihnen die beiden Elemente, aus welchen später zwei so ganz auseinander tretende Kunstformen, die der Tragödie und der Komödie, hervorgingen. Sein würdiger Nachfolger war der 100 Jahre später lebende **Lasos**, von dem berichtet wird, daß er zuerst Wettkämpfe der Dithyramben-Sänger eingeführt habe. Auch **Praxilla**, die bald nach Pindar blühte, war eine viel gerühmte Dichterin von Dithyramben, an denen man aber auch einen überströmenden bakchantischen Taumel tadelte. — **Melannipides** führte die zwölfsaitige Lyra ein.

Vorzüglich glänzte **Bakchilides**, ein Neffe des berühmten Simonides, der wahrscheinlich auch sein Lehrer war. Er selbst war ein Dichter von außerordentlicher Anmuth und glühender Frische, mit welcher er besonders den heiteren Genuß des Lebens zu preisen wußte: dadurch gab er freilich

dem Dithyramben schon eine Hinneigung zu jener Ausgelassenheit und kecken Sinnlichkeit, welche später dessen Entartung in gröberen Händen herbeiführte, woraus indeß dem geistvollen, von tiefer Begeisterung erfüllten und von dem reinsten Schönheitsgefühle geleiteten Dichter kein Vorwurf gemacht werden kann. Wenige Bruchstücke. —

Dieser Verfall des Dithyrambos beginnt hauptsächlich mit der Dichterin **Phrynis** aus Lesbos, um 450 v. Chr., und erreicht, nachdem **Likymnios** und **Philoxenos** noch Schöneres geleistet, in dem kurz nach dem Peloponnesischen Kriege lebenden **Timotheos**, der mit einer gewissen Keckheit der alten Zucht spottete, seinen Höhepunkt. Noch unbedeutender und zuchtloser sind **Kinesias, Diagoras,** u. A., welche bald diese einst so herrlich blühende Art von Chorgesängen in völligen Mißcredit brachten. Kinesias wurde von den Komikern seiner Zeit wegen seiner Entweihung der Kunst viel verspottet.

Aeolische Lyrik.

Diese blühte ganz besonders, wie schon früher bemerkt worden, auf der gesegneten Insel Lesbos, die durch einige der glänzendsten poetischen Genie's berühmt geworden ist.

Am meisten ragt hervor **Sappho** von Mitylene, etwas vor 600 v. Chr., eine der ausgezeichnetsten Frauen des Alterthumes: sie war so hochgeachtet als Dichterin, daß man sie die „zehnte Muse" nannte; überdieß auch in ihrem Leben eine edle Frau von reiner, hoher Weiblichkeit, und wahrer Begeisterung für alles Schöne und Große. Daher übte sie nicht nur selbst ihre herrliche Kunst mit eben so heiliger Liebe wie mit glänzendem Erfolge, sondern bildete auch jüngere Frauen in einer eigenen Sängerschule zu derselben heran: für einige unter diesen hatte sie, wie eine noch vorhandene Ode beweist, eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe.

Sie erfand ein eigenes, nach ihr benanntes Versmaß, und hinterließ neun Bücher Lieder, deren unnachahmlicher Wohllaut Alles entzückte: außer zwei Oden besitzen wir nur kleine Bruchstücke. Manches Anstößige, was von ihrem Leben erzählt wurde, rührte theils von Verwechslung mit einer andern Sappho, theils aus Mißverstand ihrer oft in glühender offen sich kund gebender Begeisterung geschriebenen und mit sinnlich frischer Farbenpracht ausgestatteten Gedichte her: auch erlaubte die freiere Lesbische Sitte ihr Manches, was anderwärts den Frauen nicht gestattet war. — Ihre Freundin und Schülerin **Erinna** war nicht weniger berühmt, als sie selbst: Manche stellten ihre Lieder so hoch, wie die Homerischen Gedichte.

Alkäos, ebenfalls von Mitylene und Zeitgenosse der Sappho, zeichnete sich vorzüglich durch hohe Freiheitsliebe und feurigen Patriotismus aus, und seine Thatenlust gab sich auch in seinen kühnen, inhaltschweren Gedichten auf die kräftigste Weise in männlich edlem Stolze kund. Seine Lieder waren zugleich erhaben, bilderreich und überaus lieblich: er schuf sich ein eigenes Versmaß, das Alkäische, welches den reizendsten Wohlklang mit dem kräftigsten Schwunge verband, und später von dem Römer Horaz, der manche seiner Gesänge nachahmte, besonders häufig angewendet wurde. Aus den 10 Büchern seiner Lieder sind nur Bruchstücke erhalten.

Da er, einem aristokratischen Geschlechte angehörend, die Waffen gegen den Tyrannen Pittakos geführt hatte, so mußte er fliehen und lange im Auslande sich aufhalten: der Haß gegen jenen im Ganzen edlen Mann verleitete ihn zu manchen unwürdigen Bitterkeiten. Auch in seinen Liedern der Freude tritt ein ernster Hintergrund hervor, wie es überhaupt im Aeolischen Charakter lag.

Von **Ariphron** und **Hybrias**, von deren Leben uns nichts Näheres bekannt ist, besitzen wir zwei vortreffliche

kleine Lieder; von dem berühmten Philosophen **Aristoteles** einen ausgezeichnet schönen Hymnus an die Tugend. — Als Erfinder neuer Versmaße erwarben sich großen Ruhm: Asklepiades, Glykon und Phaläkos.

Jonische Lyrik.

Ein eigenthümliches Erzeugniß der Poesie der Jonier, die überhaupt so viel Schönes in's Leben riefen, ehe sie in Weichlichkeit und Schlaffheit versanken, ist das Jambische Gedicht. Jamben nannte man scharfe, beißende Spottgedichte, die gegen einzelne Personen und ihre Thorheiten gerichtet waren; in einem Versmaße, das diesem Charakter der Rede durch seine rasche, heftige Bewegung vortrefflich diente: später blieb der Name nur dem Verse, wenn auch der Inhalt ein ganz anderer war. Der Erfinder dieser spottenden Jamben war

Archilochos von der Insel Paros: er lebte um 700 v. Chr. und war einer der berühmtesten Dichter Griechenland's: seine satyrischen Gedichte sollen von so schneidender Schärfe gewesen sein, daß die Sage entstand, der reiche Lykambes und seine Tochter Neobule haben sich selbst den Tod gegeben, aus Beschämung und Aerger über die poetischen Züchtigungen, mit welchen der Dichter sie verfolgte, weil der Vater dessen Bewerbung um die Hand der Tochter schnöde abgewiesen hatte. Um die auffallende Erscheinung, daß in einer Zeit, die für alles Hohe eine so reine, jugendliche Begeisterung hegte, auch der beißende Spott aufkommen und eine Kunstform sich schaffen konnte, zu begreifen, muß man bedenken, wie vielseitig der Hellenische Genius war, wie nach allen Seiten hin und in allen Formen die ihn durchdringende Lebenskraft sich offenbarte; — bedenken, daß je tiefer eine Zeit von dem Idealen ergriffen ist, um so geharnischter der Widerwille gegen dessen Gegensätze auftritt, und daß es den Hellenen überhaupt eigen war, auch in den

heiligsten Angelegenheiten durch Spott und heitere Laune die niederen Bestandtheile, die nun einmal allen menschlichen Dingen, auch den edelsten, ankleben, von sich fern zu halten. Der Grieche konnte, ohne in seinem Glauben irre zu werden, auch mit seinen Göttern Scherz treiben; und so war wirklich auch der Dienst der Demeter auf Paros mit scherzhaft neckenden, und derb spottenden Ausgelassenheiten verbunden: diese mögen die nächste Veranlassung zu der genialen Erfindung des Archilochos gegeben haben. Er wurde durch dieselbe so berühmt, daß man ihn dem Homer gleich achtete: über das eigentliche Wesen aber und die eigenthümlichen Vorzüge seiner Jamben sind wir sehr im Unklaren, weil fast Nichts davon erhalten ist: sie wurden mit sehr lebendigen Gesticulationen unter Begleitung von musikalischen Instrumenten vorgetragen, zum Theil wohl auch gesungen. Uebrigens war Archilochos auch in andern Dichtungsarten ausgezeichnet, namentlich in ernst gehaltenen Trochäischen Gedichten, in Elegieen, Hymnen ꝛc. Sein Leben war ein vielbewegtes und vielgestörtes, woran seine große Erregbarkeit am Meisten Schuld gewesen sein mag: er fiel in einem Treffen gegen die Einwohner der Insel Naxos.

Simonides von Amorgos, der Großvater des oben genannten Simonides, richtete seine Jamben weniger gegen einzelne Personen, wie gegen ganze Classen der menschlichen Gesellschaft. Wir besitzen noch ein Spottgedicht von ihm auf die Weiber, worin er auf sehr komische Weise fingirt, daß die verschiedenen weiblichen Charaktere aus dieser oder jener Thierseele geschaffen worden seien: die putzsüchtigen stammen vom Rosse, die häuslichen von der Biene her, u. s. w. —

Auch der oben schon erwähnte **Solon** dichtete Jamben.

Geachtet und gefürchtet zugleich war der weit später lebende **Hipponax** von Ephesos, dessen Schärfe und Bit-

terkeit sprichwörtlich geworden ist. Er hatte sich in vielfältige politische Streitigkeiten verwickelt und eiferte ganz besonders gegen den Luxus und die Ueppigkeit seiner Landsleute, wozu er nur zu viel Grund hatte. —

Im heiteren, anmuthig fröhlichen Liede, welches ebenfalls eine Schöpfung der Jonier war, erwarb sich unvergänglichen Ruhm

Anakreon von der Insel Teos, der etwas vor 500 v. Chr. blühte. Dieser Sänger des Weines und der Liebe war bis in sein hohes Alter ein Mann von unverwüstlicher Heiterkeit, geliebt und gerne gesehen von Allen, denen er nahe kam. Das schöne Talent, mit welchem er seinen leichterregten Gefühlen in kleinen und anmuthigen Liedern den gefälligsten, reizendsten Ausdruck zu geben verstand, machte ihn zum Lieblinge mehrerer fein gebildeter Herrscher seiner Zeit, sogenannter Tyrannen; namentlich des Polykrates auf Samos, und der Pisistratiden in Athen. Er starb in hohem Alter auf seiner heimathlichen Insel. In seinen kleinen, leicht hingeworfenen, gleichsam hingehauchten Liedern herrscht ein liebenswürdiger, in einfach schönen und leichten Formen des Ausdruckes und Verses sich bewegender Frohsinn, der auch auf ein niedergebeugtes Gemüth wie mit elektrischem Feuer wirkt. In der uns erhaltenen Sammlung seiner kleinen Lieder, welche erst im zehnten Jahrhundert n. Chr. veranstaltet wurde, ist freilich auch gar manches enthalten, das nicht ihn zum Verfasser hat; doch sind fast alle so von demselben Geiste durchdrungen und von derselben Grazie belebt, daß es theilweise sehr schwer ist, die echten von den unechten zu unterscheiden. Seine Lieder waren, von Lydischen Melodieen begleitet, Jahrhunderte lang die beliebtesten Festlieder. Männlichen Ernst und großartige Gesinnung findet man in ihnen allerdings nicht: vielmehr spricht sich in vielen Zügen eine nicht gerade wohlthuende hofmännische Sinnlichkeit aus, die oft an Frivolität streift:

vergessen wir aber nicht, daß überhaupt in der Griechischen Literatur alles Individuelle mit einer gewissen scharf abgegränzten Einseitigkeit sich ausprägt, und daher in allen Poesieen wesentlich nur Eine Seite des Menschen hervortritt, ohne daß andere, aber im Gedichte nicht angeschlagenen, Saiten gefehlt hätten: — daher rührt denn, wie als Entschädigung für das Anstößige die, besonders bei Anakreon so liebenswürdige, Hellenische Tugend der ungekünstelten Wahrhaftigkeit, die jede Hülle und falsche Decenz verschmäht. —

Noch haben wir des großen Schatzes zu erwähnen, welchen die Griechen in ihren eigentlichen Volksliedern besaßen; Liedern, die, wenn auch von Einzelnen gedichtet, doch unmittelbar aus dem Volksleben, wie unmittelbare Naturlaute hervorgingen; kunstlos und doch so wahr und schön! Dahin rechnen wir zunächst die sogenannten Skolien: dieß waren kleine Rundgesänge, welchen gewöhnlich irgend ein inhaltreicher Spruch, eine Sentenz oder Aehnliches zu Grunde lag. **Terpander** von Lesbos soll der Erfinder gewesen sein: später aber war das kunstsinnige Athen der Ort, wo diese schöne Poesie des Tages und der guten Stunde die frischesten Blüthen trieb.

Es war nemlich eine schöne Sitte, daß bei Trinkgelagen, mit welchen die Gastmale zu enden pflegten, in ungezwungenem Wechsel und mit oft scherzender Willkühr eine Laute herumgereicht wurde, unter deren Begleitung der sie in Empfang nehmende Gast ein kleines, meist improvisirtes Lied singen mußte: diese Liedchen nannte man Skolien; viele, die besonderes Wohlgefallen erregt hatten, wurden niedergeschrieben, gingen dann wohl von Mund zu Munde, wurden oft wiederholt, und später auch gesammelt. So hatten sich viele von Solon und Pittakos erhalten; heitere, geistreiche Spiele ernster, die Freuden der Geselligkeit aber nicht meidender Männer. Berühmt war das Skolion von

Kallistratos zur Verherrlichung des Harmodios, der im Kampfe gegen den Tyrannen Hipparch, des Pisistratos Sohn, gefallen war. Es wurde so gewöhnlich an jedem Festgelage gesungen, daß „den Harmodios mit Jemanden singen", so viel hieß, als „bei Jemand zu Gaste sein." Wir besitzen das schöne Lied noch. Auch von dem sonst nicht beliebten, weil gemeinen und schmähsüchtigen, Dichter **Timokreon** von Rhodes wird gerühmt, daß er viele schöne Skolien gedichtet habe. —

Unendlich viele Volkslieder anderer Art wurden von dem liederliebenden Volke gesungen und immer wieder gesungen und später, als mit der Freiheit des Lebens auch die Freude des Gesanges zu ersterben begann, gesammelt. Ueberfrommer Eifer der spätern christlichen Jahrhunderte hat die meisten derselben, sowie fast alle Skolien, vernichtet. Doch haben wir noch wenigstens einzelne schöne Reste dieser eigentlichen Volksliteratur: *) Liebeslieder, Hochzeitlieder, Bettlerlieder, Schnitterlieder und Anderes. —

Dichter, von welchen wir nicht viel mehr, als den, wenn auch einst vielgefeierten Namen kennen, lassen wir unerwähnt, so wie wir nur im Allgemeinen bemerken, daß gar mancher Dichter, welcher durch größere Gedichte sich eine Stelle in der Literaturgeschichte errungen hat, auch durch lyrische, für uns aber verlorne, Poesieen sich Liebe und Bewunderung erwarb.

---

5. Dramatische Poesie.

Ueberblicken wir nochmals den Entwickelungsgang der Griechischen Poesie, wie er von uns in den bis hierher mitgetheilten Umrissen dargestellt worden ist, so muß es uns von selbst klar werden, wie naturgemäß derselbe ist, und wie auch

*) S. mein „Hellas und Rom", Abth. I., S. 348. u. 353.

auf diesem Gebiete die Geschichte der Hellenen die der Menschheit im Kleinen, und die des einzelnen Menschen im Großen ist. Aus dem Schooße religiöser, von tiefsinniger Naturanschauung genährter Begeisterung gingen die ersten, tief bedeutungsvollen, aber noch kunstlosen Klänge der alten, religiösen Lyrik hervor. Dann führten die großen Kämpfe und Schicksale, welche das Volk erregten und erschütterten, und in wundervollen Sagen dem Gedächtnisse der Nachwelt gegenwärtig erhalten wurden, zu jener ganz in die Anschauung und Betrachtung des Ueberlieferten sich versenkenden epischen Poesie: diese ging gleichsam ganz in dem Gegenstande auf; die Person des Dichters trat ganz hinter das Dargestellte zurück: es ist gewissermaßen der poetische Volksgeist, der durch ihn dichtet. Je mehr sich aber die einzelnen Individualitäten frei gestalteten, und aus dem großen, Alle umschlingenden Kreise objectiv-poetischer Weltanschauung selbstständig hervortraten, um so frischer und rascher lief die epische Poesie in die lyrische; in die kunstvoll und reich gegliederte Poesie der subjectiven Empfindung und Darstellungsweise hinüber. Endlich erhob sich, aus epischer und lyrischer Poesie gleichsam gemischt, das herrliche Drama, die vollendetste Kunstform der Poesie, welche den aus dem Epos entlehnten Stoff ganz in der subjectiven Auffassungsweise des Dichters untergehen läßt, und aus dieser heraus neu, selbstständig gestaltet, und zu unmittelbarer, durch den Genius des Dichters vermittelter Anschauung uns vor Augen stellt. Diese höchste Spitze der poetischen Kunst, in welcher Tiefe des Gehaltes und Schönheit der Form sich auf das Innigste durchdringen, ist ein fast ganz ausschließliches Werk der so reich begabten, und so rasch emporgestiegenen Athener.

Athen ist die eigentliche Heimath der dramatischen Poesie. Die Athener hatten als Jonier ganz die leichte Erregbarkeit und das feine, bewegliche Gefühl dieses Stammes: aber zu-

gleich mehr männliche, energische Kraft, als die übrigen Jonier, und in dieser ein äußerst wohlthätiges Gegengewicht gegen jene, sonst zu leicht zerfließende Eigenthümlichkeit: — da sie überdieß so überaus reich an großen poetischen Talenten waren, so waren sie wie dazu bestimmt, das Höchste in der Dichtkunst hervorzubringen. Hierzu kam die außerordentliche Größe und Herrlichkeit, zu welcher sie so rasch durch die ungeahnten Erfolge der Perserkriege emporgehoben worden waren: die reichsten Mittel standen ihnen jetzt zu Gebote, und niemals hat ein Volk von seinen Schätzen einen würdigeren Gebrauch gemacht, als die Athener in der, leider! nur kurzen Blüthezeit ihrer Kunst und Poesie, welche eine unglaubliche Menge von Kunstwerken schuf, wie überhaupt sie grade die allseitigsten unter allen Hellenen waren. —

Die dramatische Poesie ging aus den wichtigsten und beliebtesten religiösen Volksfesten des Ländchens Attika hervor, den Dionysien, zu Ehren des Dionysos oder Bakchos: es gab deren vier im Jahre. Das Wesentlichste bei diesen Festen war der in dem Abschnitte über lyrische Poesie geschilderte Dithyrambos, ein von einem Chore vorgetragener feierlicher Gesang, der mit pantomimischen Tänzen und Umzügen verbunden war. Der Gegenstand dieser Gesänge war das Lob des Dionysos und die Verherrlichung seiner wundervollen Thaten: jedoch hatte schon der Dichter Arion auch andere Götter und Personen der Heroenzeit in seinen Dithyramben besungen, und damit schon den ersten, wenn auch leisen Uebergang zum späteren Drama gegeben: denn immer mehr wurde dieß nun in Attika Sitte, und der eigentliche Gott des Festes trat bald in den Hintergrund. Der ursprüngliche Charakter des Dithyrambos wurde jedoch dadurch festgehalten, daß die Chöre sich in die Gestalten von Satyrn, den beständigen Begleitern des Dionysos, einer Art phantastischer Doppelgeschöpfe, halb Mensch, halb Bock, vermummten.

In dieser Verkleidung des Chors lag der erste Keim zum Drama; der zweite aber war in der Person des Chorführers gegeben. Hier müssen wir nun zunächst eine andere Eigenthümlichkeit der Dionysosfeste in's Auge fassen.

Es gab nemlich zwei wesentlich verschiedene Arten derselben: der heitere, lebenspendende Gott, der nicht blos als der Gott des Weinbaues, sondern der zeugenden Naturkraft überhaupt verehrt wurde, war als solcher dem ewig wiederkehrenden Wechsel in der Natur, dem Wechsel von Absterben und Wiederaufleben, unterworfen. Daraus entstand die symbolische Vorstellung, daß er bei einbrechendem Winter in den dunklen Schooß der Erde herabgezogen und dort gefesselt; — mit dem anbrechenden Frühlinge aber wieder zum heitern Lichte entlassen werde. Daher waren die Feste des Winters Feste der Trauer um die Leiden des den unterirdischen Mächten anheimgefallenen Gottes, — die des Frühlings und des Sommers feierten in lauter, ausgelassener Lust das Wiedererwachen des segenspendenden Gottes.

So wurden denn diese Feste die Wurzel von zwei ganz verschiedenen Arten dramatischer Kunst, der Tragödie und der Komödie, zu deren näherer Betrachtung wir nun überzugehen haben.

A. Tragödie.

Mit den Tänzen und Gesängen der maskirten Chöre an den ernsten Dionysien waren schon früher gewisse Wettkämpfe verbunden; — die Chorführer unterbrachen öfters die Gesänge, indem sie, die Hauptperson vorstellend, in deren Namen sangen und agirten. Sie standen also alsdann als eine eigene Person dem Chor gegenüber, stellten eine dritte Person vor, und bildeten damit den ersten, sehr unvollkommenen Anfang einer dramatischen Action; man hatte aber doch schon einen Monolog mit Chorgesängen. Zum wirklichen,

immer noch sehr unentwickelten Drama wurde diese Darstellung zuerst durch **Thespis**, im J. 540 v. Chr., erhoben, welcher zuerst jenem Chorführer einen Schauspieler, der nur sprach, und zwar zu leiserer Musik, gegenüberstellte und so einen Dialog möglich machte. Nach diesen ersten Anfängen wurden nun sehr rasch vielfältige Erweiterungen vorgenommen, woran **Chörilos** und **Phrynichos**, sehr bald nach Thespis, besonderen Antheil hatten. Die wahre Kunstform aber verdankt die Tragödie ihrem großen Meister:

Aeschylos.

Dieser fügte den zweiten Schauspieler hinzu und stellte dadurch den dramatischen Charakter dieser Dichtungen auf immer fest, obgleich seine nächsten Nachfolger noch mancherlei Erweiterungen hinzufügten. Wir können also an seinen Namen eine nähere Darstellung der alten Tragödie überhaupt anknüpfen, um so mehr, da er auch den äußeren Einrichtungen, dem Theater und der Art der Aufführung die Gestalt gab, wie sie im Wesentlichen immer geblieben ist.

Die Tragödie behielt ihrem Ursprunge gemäß immer einen religiösen Charakter: sie blieb ein dem Gotte dargebrachtes Opfer. Nur zur Darstellung wurden Tragödien gedichtet; Anfangs blieb dem agirenden Chorführer und Schauspieler auch Spielraum zu Improvisationen: allein schon die unmittelbaren Vorgänger des Aeschylos vollendeten ihre Dichtungen bis in's Einzelnste, wie überhaupt die Entwickelung dieser Tragödie eine fast wunderbar schnelle ist. Nur an den Dionysien wurden Stücke aufgeführt: die Darstellungen, welche früh Morgens mit feierlichem Opfer begannen, nahmen ganze Tage ein. Die Dichter, welche Stücke zur Aufführung bringen wollten, die immer ein Wettkampf war, nach welchem eigene Preisrichter dem Sieger den Ehrenkranz zuerkannten, mußten sich vorher melden: die erforder-

lichen Kosten mußten von reichen Bürgern bestritten werden; die Dichter, welche oft selbst auftraten, und gewöhnlich auch die Musik erfanden, übten die Schauspieler ein. Der Dialog wurde in Jamben gedichtet, den Chören aber ließ man die alten, kunstvollen, vielfach verschlungenen und meist prachtvollen Rhythmen.

Jeder Dichter hatte vier Stücke auf einmal zur Aufführung zu bringen, welche unmittelbar auf einander folgten, so daß das letzte meist erst bei Fackelschein endete: dieses letzte war immer ein sogenanntes Satyrspiel; eine Art von phantastischer Posse, in welchen Götter dem Gelächter Preis gegeben wurden, und die Chöre immer aus Satyrn bestanden. Die aufgeführten Stücke wurden zwar natürlich, wenn sie es verdienten, schriftlich aufbewahrt: Wiederholungen der Aufführung fanden aber, mit wenigen Ausnahmen, erst in späterer Zeit statt, wo ein Mangel an guten neuen Stücken sich fühlbar machte, und das trat schon bald nach den Zeiten des Peloponnesischen Krieges ein.

Von besonderer Wichtigkeit blieb immer der Chor. Wir haben gesehen, daß er ursprünglich Alles war; auch als der Chorführer hervor-, und ein Schauspieler neben ihm auf-trat war er noch ganz überwiegend; und bei Aeschylos breitet er sich noch in bedeutenden Massen zwischen Handlung und Dialog aus, bis Sophokles ihm eine mehr zurücktretende Stellung gab. Er wurde immer zu rauschender Musik in kunstvollen Melodien gesungen, wobei die Sänger in entsprechender tanzartiger Bewegung sich befanden, oder in häufig wechselnden Gruppen symmetrisch aufgestellt waren. Auf glänzende Entfaltung des Chores in allen Beziehungen verwendeten die Dichter ganz besondere Sorgfalt.

Den Chor bilden Personen, welche bei der Handlung zwar betheiligt, doch weniger in dieselbe verflochten, gleichsam theilnehmende Zuschauer sind: Jungfrauen, Krieger,

Greise rc. welche an dem Orte der Handlung wohnen, oder den Haupthelden begleiten rc. In ihren Gesängen, welche immer nach einem Abschnitte in der Handlung eintreten, sprechen sie bald ihr inniges Mitgefühl aus, bald treten sie den Leidenschaften warnend entgegen, oder deuten auf die wunderbaren Fügungen des Schicksals hin. Das Schicksal aber, das ewig und unerbittlich waltende, ist die in den Tragödien herrschende Grundidee; entsprechend der Bedeutung jener ernsten Dionysosfeste, denen sie ihren Ursprung verdanken.

Das Theater war in Athen (und so auch die der Alten überhaupt, welche nach diesem Vorbild ihre Form erhielten), in einem Halbkreise erbaut, mit terrassenförmig emporsteigenden Sitzen: es war ohne Dach, und der Hintergrund, über welchen die Burg hervorragte, gleichfalls offen. Zu ebener Erde, wo bei uns das Parterre ist, war die sogenannte Orchestra, in welcher der Chor sich aufstellte, seine Gesänge und Tänze aufführte, und an die Bühne, auf welcher die handelnden Personen auftraten, in mannichfacher Weise und Form sich anschloß. Die Bühne, welche immer einen freien Platz — Straße, Vorplatz eines Palastes oder Tempels und dgl. — vorstellte, war in gleicher Höhe mit den niedrigsten Sitzen der Zuschauer, und reich an Scenerien und allen nöthigen Maschinerien. Chorsänger und Schauspieler hatten Masken vor, gewisse allgemeine Charaktermasken, die zur Verstärkung der Stimme in den großen offenen Räumen nothwendig waren: in der Tragödie trugen die Spielenden Schuhe mit hohen Absätzen, Cothurne, wodurch ihre Gestalt etwas Großartiges bekam. Da nun ihre Bewegungen weit gemessener und feierlicher waren, als bei uns, so sagt Schlegel sehr treffend, daß sie wie große, sich bewegende Statuen ausgesehen.

Fassen wir alle Züge dieser kurzen Schilderung zusammen, so können wir den Eindruck, welchen eine Tragödie auf die Zuschauer machen mußte, kaum richtiger und schöner

beschreiben, als mit folgenden Worten eines geistvollen Kritikers: „Die ganze Aufführung der Dramen; — der Pomp des eintretenden Chores mit goldenen Kränzen und kostbaren Gewändern; das Erscheinen der Schauspieler in feierlicher Erhabenheit der Götter und Heroen; die lebendige Begleitung der Recitationen mit Musik und idealischer, wahrhaft plastischer Mimik; — der prächtige Schmuck der Sieges- und Fackel-Züge; — die architektonisch verzierte Scene mit ihren Tempeln und Palästen, mit ihren Statuen und Malereien; — und gegenüber der Halbkreis von oft 30,000 erwartungsvollen Zuschauern, auf welche der blaue Aether des Tages oder der gestirnte Himmel der Nacht herabblickte; — das Alles mußte den Geist heben und zur Andacht stimmen: es mußte sich vereinigen zum Eindrucke höchster Festlichkeit und die göttliche Harmonie des Ganzen erzeugen, worin man mit Recht die Vollendung aller Kunst erkannt und bewundert hat." —

Und das Alles war im Wesentlichen und zunächst eine Schöpfung des großen **Aeschylos!**

Er war im Attischen Städtchen Eleusis 525 v. Chr. aus vornehmem Geschlechte geboren, und nahm an den wichtigsten Schlachten der Perserkriege den rühmlichsten Antheil. Als Tragödiendichter hatte er sich ein so hohes Ansehen und eine so fast ausschließliche Geltung auf der Bühne erworben, daß er das Aufkommen jüngerer, ihm den Sieg abringender, Dichter, so wie manche Abweichungen von seiner einfacheren Kunst und andere, von ihm wohl mit zu großer Empfindlichkeit aufgenommene Kränkungen nicht wohl verschmerzen konnte. Er verließ mehrmals seine Heimath und ist in hohem Alter auf Sikilien gestorben.

Seine Tragödien waren noch sehr einfach; grandios, gewaltig, kühn in Wendungen und im Ausdrucke; — überströmend von erhabenen Bildern; im großartigsten Style, der noch etwas Schroffes und bei seinem Mangel an Ueber-

gängen oft mehr Ueberwältigendes, als Anziehendes hat. Die epischen und lyrischen Elemente, aus welchen die Tragödie zusammengeflossen, sind noch weniger mit einander verschmolzen, und treten vielfach noch fast vereinzelt hervor: er besaß, nach einem sehr treffenden Ausdrucke, eine „furchtbare Grazie." Seine Chorgesänge müssen bei ihrem schweren, feierlichen Rhythmus und in ihrer gewaltigen Sprache einen ergreifenden, ja erschütternden Eindruck gemacht haben: sie sind von fast überwiegendem Umfange. Seine Compositionen sind noch sehr einfach, ohne besondere Verwickelungen. Charakteristisch ist für ihn in hohem Grade, daß er fast immer je drei Tragödien dichtete, die eine Trilogie bildeten, d. h. eine innere Einheit hatten, ein großes Ganze ausmachten, dem sich auch das Satyrspiel als ergänzender, scherzhafter Schluß anreihte. Jene drei Tragödien bilden gleichsam Anfang, Mitte und Abschluß einer und derselben Handlung; eine Gliederung, die sich auch in den einzelnen Akten einer jeden Tragödie wiederholt.

Die Einsicht in das Wesen dieser Trilogie ist für uns dadurch sehr erschwert worden, daß uns nur eine einzige ganz; aus allen übrigen aber, die nicht ganz untergegangen sind, nur das mittlere Stück erhalten ist, welches keinen befriedigenden Abschluß der ganzen dramatischen Handlung gewähren kann. Denn bei Aeschylos, dessen Gemüth von einer tiefen und großartigen Frömmigkeit beseelt war, waltet überall ein erhabenes Schicksal, das alle maßlos überströmenden Leidenschaften unerbittlich zermalmt, aber auch den, der in die ihm angewiesenen Schranken demüthig zurückkehrt, liebevoll wieder in seine Arme schließt. Dieses Schicksal ist allerdings bei ihm noch ein mit grauenvoller Macht umkleidetes, unmittelbar eingreifendes, das aber überall aus den streitenden Elementen eine höhere Einheit, aus Tod Leben, aus Fluch Segen in versöhnender Klarheit hervorgehen läßt. Diese ideale Verklärung der durch

Stürme hindurch führenden Schicksalsmacht kann aber in dem mittleren Stücke einer Trilogie noch nicht hervortreten; vielmehr muß dieses immer mit scharfen, grellen Dissonanzen enden, die erst im dritten Stücke ihre Auflösung in eine höhere Harmonie finden. Erst in neuerer Zeit ist man zu dieser Einsicht gelangt, welche frühere irrige Vorstellungen von der Schicksalsidee bei Aeschylos entfernt hat.

In der äußeren Darstellung hat wohl kein Tragiker eine imposantere Pracht und einen feierlicheren Glanz entwickelt, als Aeschylos. Von den 87 einzelnen Tragödieen, die er dichtete, besitzen wir nur noch sieben: viele derselben wurden noch lange nach seinem Tode immer wieder aufgeführt; eine Abschrift von allen lag in dem Staatsarchive.

Eine kurze Betrachtung der noch erhaltenen wird uns die anschaulichste Vorstellung von dem Charakter des Dichters geben. Wir beginnen mit den drei Tragödien, welche die einzige uns noch vollständig erhaltene Trilogie des großen Dichters bilden, die sogenannte Orestie; die einzelnen Stücke sind: „Agamemnon, die Grabesspenderinnen, die Eumeniden.“

1. Agamemnon. Als Agamemnon, der Anführer aller gegen Troja ziehender Achäer, seine Heimath Mykene verließ, übergab er die Obhut seines Reiches und die Sorge für sein zurückgelassenes Weib, die Klytämnestra, seinem Vetter Aegisth. Dieser mißbrauchte aber das ihm erwiesene Vertrauen in solchem Grade, daß er die Königin zur Untreue verlockte und die Königsgewalt an sich riß. Beide müssen vor der Rache des nach beendigtem Kriege Heimkehrenden zittern. Ausgestellte Wächter — und hier beginnt die Tragödie — melden, daß er gelandet: Klytämnestra verbirgt ihre verbrecherischen Absichten hinter erheuchelter Freude und ermuntert den Chor zu feierlichen Gesängen des Dankes: sie spielt ihre heuchlerische Rolle auch gegen den vor Aga-

memnon schon auftretenden Herold fort, der seines Gebieters Thaten und Schicksale berichtet. Nun erscheint der König selbst, begleitet von seiner Sklavin, der Trojanischen Königstochter Kassandra; er wird von seiner Gemahlin festlich begrüßt und empfangen und in den Palast geführt, während Kassandra, die als Gottbegeisterte Seherin Alles voraussieht, das Schreckliche, das sich dort begeben soll, weissagt. Bald hört man die Wehrufe des im Innern des Palastes überfallenen und gemordeten Agamemnon. Klytämnestra tritt aus dem blutbefleckten Hause hervor und verkündet selbst mit Schauer erregendem Stolze die verübte Gräuelthat; auch Aegisth, der Theilnehmer ihres Verbrechens, erscheint, bekleidet mit dem königlichen Purpur.

2. Die Grabesspenderinnen. Nach langen Jahren kehrt Orestes, des Agamemnon Sohn, den seine sorgsame Schwester Elektra sogleich nach Ermordung des Vaters zu einem fern wohnenden Freunde geflüchtet hat, zurück, um Rache an den Mördern zu nehmen. Eine Locke, die er auf das Grab des Vaters niedergelegt, bringt der tiefgebeugten Schwester die erste Kunde von seiner Ankunft: er selbst tritt vor sie hin; die Rache wird beschlossen: selbst der Chor, Jungfrauen, die mit Elektra am Grabe Agamemnon's Grabesspenden darbrachten, mahnt zur Rachethat:

„Für blut'gen Mord sei blut'ger Mord!
Wer that, muß leiden!" — — —

Klytämnestra und Aegisth werden durch die erdichtete Nachricht, Fremdlinge seien angekommen, welche den Tod des Orestes gemeldet haben, in freudige Sicherheit gewiegt, die ihren Untergang um so schauerlicher macht. Denn alsbald dringen Orestes und sein Freund Pylades in den Palast; Aegisth wird erschlagen, und Orestes wird, so sehr sich auch sein Gefühl dagegen sträubt, auch der Mörder seiner Mutter, weil die Pflicht ihm gebietet, des Vaters Mord nicht ungerächt

zu lassen. Allein er hat damit zugleich gegen die heiligen Gesetze der Natur gefrevelt: schon steigen die furchtbaren Erinnyen (Furien) aus schauerlicher Tiefe hervor, um den Orestes, der ihnen, als den Rachegöttinnen, verfallen ist, zu verfolgen.

3. Die Eumeniden. Von nun an hat Orestes keine Ruhe mehr; die Erinnyen — mit milderem Namen Eumeniden genannt — hängen sich an seine Fersen, und quälen ihn mit den Qualen des Fluches, welcher auf dem Muttermörder lastet. Er flüchtet in den Tempel des Apollon zu Delphi, der ihn zu der blutigen That ermuntert hatte. Auch dahin folgen ihm die Eumeniden. Er entflieht abermals; der Schatten der Mutter steigt aus der Unterwelt hervor und klagt die Eumeniden an, daß sie ihr Opfer sich haben entgehen lassen. Orestes aber ist nach Athen in den Tempel der Athene geeilt, um dort Hülfe zu suchen: diese milde, versöhnende Göttin nimmt ihn in ihren Schutz; sie bewegt die auch hier ihr Opfer suchenden Eumeniden, auf dasselbe zu verzichten, und verspricht ihnen dafür in der Stadt, deren Schirmgöttin sie ist, ein Heiligthum zu errichten. So wird durch göttliche Fügung Orestes von dem Fluche befreit; er lebt wieder auf und mit seiner Wiedergeburt ist zugleich seinem ganzen, so lange von Verbrechen heimgesuchten Geschlechte die Ruhe wieder geschenkt. —

Die noch übrigen vier Tragödien stehen vereinzelt da, weil die beiden andern, mit welchen jede eine Trilogie bildete, untergegangen sind.

4. Prometheus. Prometheus, des Titanen Japetos Sohn, hatte den Zorn des Zeus dadurch auf sich geladen, daß er den armen hinfälligen Menschen das Feuer gebracht, und es ihnen dadurch möglich gemacht hatte, eine Stufe der geistigen Entwickelung zu erreichen, welche die Götter fürchten ließ, sie möchten es versuchen, sich ihnen gleich zu stellen.

Dafür sollte Prometheus büßen. — Dieß der Inhalt der verlorenen Tragödie „Prometheus, der Feuerbringer.“ — In der noch vorhandenen mittleren: „der gefesselte Prometheus“ sehen wir die Rache an dem kühnen Titanensohne vollzogen. Er wird mit Ketten an einen Felsen des Kaukasus angeschmiedet; aber alle furchtbaren Qualen, in welchen verwandte Götterwesen ihm Trost zusprechen, vermögen nicht, seinen Troz zu brechen: er allein nemlich kennt ein Geheimniß, das für Zeus von der größten Wichtigkeit ist; allein er will sich dasselbe nicht durch Martern entreißen lassen, sondern erst dann dem gewaltigen Götterkönige enthüllen, wenn dieser ihn wieder freigelassen. Er bleibt unbeweglich; auch dann noch, als der gähnende Tartaros ihn sammt dem Felsblocke, an den er gekettet ist, verschlingt, womit diese großartigste aller Tragödien endet. — Die dritte Tragödie stellte die endliche Befreiung des unbeugsamen Dulders dar durch die Kraft des Herakles, worauf er mit den Göttern sich wieder versöhnt.

5. Auch die Perser sind sehr wahrscheinlich das Mittelstück einer Trilogie, deren erste und dritte Tragödie uns nicht mehr erhalten ist. Die noch vorhandene ist eine Verherrlichung des großartigen Sieges der Griechen über die Perser: durch das vorangehende und das nachfolgende Stück wurde derselbe in echt äschyleischer Weise als das Glied einer großen Schicksalsentwickelung dargestellt, und so zugleich aus dem Gebiete der Tagesgeschichte gleichsam zu einem Ringe in der von höherer Hand geschmiedeten Kette eines ewig waltenden Verhängnisses erhoben. Unser Stück beginnt mit dem feierlichen Gesange persischer Greise vor dem königlichen Palaste zu Susa: alle sind erfüllt von banger Sorge für Xerxes und seine Schaaren: dessen Mutter Atossa erzählt, wie sie jede Nacht von beängstigenden Träumen gequält wird. Da tritt ein Bote auf mit der Schreckensnach-

richt von der Niederlage bei Salamis, welche von ihm auf das Prachtvollste beschrieben wird. Selbst der Schatten des Darios steigt aus dem Grabe hervor, und beklagt die Vermessenheit seines Sohnes, der zum Schlusse noch selbst erscheint, in tiefer Beschämung.

Die dritte Tragödie soll der „Glaukos" gewesen sein.

6. Aus der Trilogie Thebaïs, deren Inhalt das tragische Geschick des Oedipus bildete, das wir bei Sophokles näher kennen lernen werden, ist ebenfalls nur das mittlere Stück vorhanden: „die Sieben gegen Theben". Eteokles, des Oedipus Sohn, hat seinen älteren Bruder Polyneikes von Thron und Stadt verdrängt; dieser hat Hülfe im Peloponnese gefunden, und mit sechs andern Fürsten belagert er seine Vaterstadt Theben. Hier ist Alles von Angst erfüllt; Eteokles rüstet sich zu tapferer Gegenwehr. Der Sturm beginnt; alle Sieben sind gefallen, die Stadt ist gerettet; allein auch Eteokles hat seinen Tod gefunden, und zwar durch die Hand des Bruders. Die Leichen der Feinde, auch die des Polyneikes, sollen unbestattet auf dem Felde liegen bleiben; für den Eteokles aber wird ein feierlicher Leichenzug veranstaltet. Diese Tragödie zeichnet sich besonders aus durch herrliche, kunstvoll gebaute Chorgesänge und athmet einen echt kriegerischen Geist.

Doch schließt sie mit einem grellen Mißtone, indem die Mißhandlung von Leichen eine fluchwürdige Unthat ist; besonders erscheint Antigone, des Polyneikes fromme Schwester, am Ende des Stückes tief entrüstet, daß auch an ihrem Bruder eine solche verübt worden. Daher wurde in der dritten Tragödie „die Eleusinier" das feierliche Begräbniß Aller dargestellt, und so der großartigen Begebenheit ein versöhnender Schluß gegeben.

7. Das erste Stück der Trilogie „Danais" war „Aegyptos"; das dritte „die Danaiden"; auch von

dieser ist nur das mittlere erhalten: „die Schutzflehenden.“ Die 50 Danaiden, welche mit ihrem greisen Vater aus Aegypten hatten fliehen müssen, um den zudringlichen Bewerbungen der 50 Söhne ihres Oheims Aegyptos zu entgehen, treten als Schutz suchende in Argos auf: der König des Landes gewährt ihnen denselben, und beschirmt sie mit aller Kraft, als ein Aegyptischer Herold die Rückkehr der Entflohenen mit Gewalt erzwingen will. —

Aus andern Trilogieen des großen Dichters ist uns gar keine Tragödie erhalten worden; besonders bekannt waren: „die Lykurgia“, — „Niobe“, welche die höchste Bewunderung erregte, — „Pentheus“ u. A. — —

In noch höherer Vollendung schließt unmittelbar an Aeschylos sich an:

Sophokles aus Kolonos.

Wohl kaum hat es einen größeren „Liebling der Götter“ gegeben, als dieser große Mann war. In dem Flecken Kolonos bei Athen, dessen reizende Umgebungen der Dichter selbst in einem herrlichen Gesange gefeiert hat, war er im Jahr 495 v. Chr., also dreißig Jahre nach Aeschylos geboren. Die Natur hatte seinen Körper wie seinen Geist mit den herrlichsten Naturgaben ausgeschmückt, und eine sorgfältige Erziehung diese unter den glücklichsten Verhältnissen auf das Glücklichste entwickelt. Als einer der schönsten und anmuthigsten Jünglinge sang er bei dem nach der Schlacht bei Salamis, 480 v. Chr., zur Feier des Sieges aufgeführten Chorreigen den Chorgesang zur Laute vor. Frühzeitig wurde er von den herrlichen Darstellungen, durch welche Aeschylos der Bühne erst ihre wahre Weihe gab, ergriffen und gefesselt, und schon in seinem 25. Jahre brachte er die erste Tragödie zur Aufführung, welcher bald viele andere folgten, in denen er öfters durch seine Darstellungen weib-

licher Charaktere (denn auch diese wurden von Männern gegeben) die Zuschauer entzückte. Schon mit diesen Stücken, die sämmtlich untergegangen sind, gewann er oft den Preis gegen Aeschylos; ja, nachdem er mit der Antigone, dem frühesten Stücke von ihm, das wir besitzen, obgleich erst in seinem 53. Jahre aufgeführt, den Preis errungen hatte, ernannte ihn das Volk in seinem Enthusiasmus zum Feldherrn. Ueberhaupt aber war sein Leben ein durch das Bewußtsein einer hohen genialen Kraft, durch den vollen Genuß aller schönen Freuden des Lebens, durch die begeistertste Verehrung seiner Mitbürger und durch jene schöne heitere Harmonie seines ganzen Wesens ein hoch beglücktes. Nie verließ er seine Heimath, wo er in sehr hohem Alter starb: auch nach seinem Tode behielt er die allgemeinste Liebe und Bewunderung, die sich auf jede mögliche Weise aussprach. —

Schön und in sinnigen Bildern spricht ein späterer Dichter das Wesen des großen Dichters in folgendem Epigramme aus.

Sophokles' Grab.

Mögest du sanft hinschleichen um Sophokles' Hügel, o Epheu; —
  Sanft ausgießen auf ihn dein unverwelklich Gelock:
Rosengebüsch auch blühe dann rings, und von Beeren umschimmert,
  Schütte der Weinstock feucht grünende Sprossen umher;
Wegen der sinnigen Kunst, die der Anmuthvolle geübt hat; —
  Denn ihm waren zumal Musen und Chariten hold.

In der That sind seine Tragödien Bilder einer vollendeten Anmuth: Alles bewegt sich auf idealer Höhe; alles Harte und Schroffe, das überströmend Gigantische in der Aeschyleischen Poesie ist zu künstlicher, ernst heiterer Vollendung und Schönheit gleichsam geschmolzen. Er taucht den mythischen Stoff in den ideellen Grund reiner poetischer Anschauung, und läßt ihn aus diesem in wunderbarer Klarheit und Vergeistigung wieder hervorsteigen. Er hob die tragische Kunst zu ihrer größten Höhe und Vollendung empor, und

drängte alle Elemente in das durch besonnene Kunstübung scharf begränzte Bette eines prachtvoll dahin rollenden, göttlich klaren und den ewig heiteren Himmel in sich abspiegelnden Stromes. Der Wettkampf, der von seinem ersten Auftreten an zwischen ihm und Aeschylos sich erhob, war daher nicht der gewöhnliche Kampf ebenbürtiger Nebenbuhler; es war der Wettstreit einer alten und neuen Kunst. Der Sieg konnte daher dem Sophokles nicht fehlen.

Die ideale Schönheit der Sophokleischen Tragödien zeigt sich zunächst in dem rein harmonischen Verhältnisse aller Theile, in der vollkommenen Uebereinstimmung aller Elemente, aus welchen die Dichtkunst besteht. — Die Charaktere, alle aus der Heroenzeit, gehen nicht, wie bei Aeschylos oft, über das Maß menschlicher Ideale hinaus: es sind hohe, verklärte Menschengestalten, welche in höheren Regionen wandeln, wo Licht und Schatten von ätherischem Glanze umflossen sind. In der Schilderung weiblicher Charaktere, in der Darstellung weiblicher Seelengröße und Innigkeit steht Sophokles über allen uns bekannten Dichtern des Alterthums, den einzigen Homer ausgenommen, mit dem er überhaupt oft verglichen worden ist.

Das Schicksal, welches bei Aeschylos, mehr außer dem Menschen stehend, mehr auf ihn, als in ihm wirkend erscheint, wohnt in Sophokles' Dichtungen ganz in dem Menschen: hier flechtet es in der unergründlichen Tiefe des Gemüthes, die dem Menschen selbst ein Geheimniß ist, seine dunklen Fäden zum dichten Gewebe; die Menschen selbst ziehen seine ewigen Schlüsse in ihrem eigenen Innern groß, indem sie sich in Widerspruch mit ihm versetzen, und aus der unabänderlichen Gesetzmäßigkeit der Natur heraustreten. Und so kann der verblendete Mensch den Fluch der bösen oder verkehrten That selbst auf sein ganzes Geschlecht herabziehen. Allein das Schicksal will nicht schonungslos vernichten; es

will keine Rache: vielmehr weiß es selbst in unerkannter Milde aus den Widersprüchen, ja aus den schauerlichsten Verirrungen heraus den Faden zu finden, der den Knoten entwirrt, und an seiner Hand die Menschennatur gekräftigt und geläutert aus dem furchtbaren Kampfe hervortreten läßt.*)

Die Handlung der Stücke schreitet mit streng abgemessenen Schritten, die Einheit von Zeit und Ort auf ungezwungene Weise festhaltend, ihrem Ziele entgegen: der Zuschauer ahnet dieses schon im Beginne der Handlung, und sieht es, je weiter die Handlung sich entwickelt, um so klarer vor Augen, während es den Handelnden selbst noch ganz verborgen bleibt, oder nur halb sich enthüllt. So wird also weniger die niedere Bewegung der Neugierde rege, als vielmehr die edlere der innigen Theilnahme, des wahrhaft sittlichen Mitgefühles, wodurch des Sophokles Tragödien so veredelnd auf den empfänglichen Menschen wirken. Ueberhaupt findet sich bei ihm erst die eigentliche Katastrophe der Handlung, die organische Entfaltung derselben durch künstliche Verwickelung hindurch zu einem abrundenden, Alles aufklärenden Schlusse. Dieß erreichte er dadurch, daß er den dritten Schauspieler hinzufügte, und den Chor in weit engere Gränzen, als dieß bei Aeschylos der Fall war, einschloß, und mehr von der Handlung isolirte, ohne ihm die innige, warme Theilnahme und den höheren, über die handelnden Personen sich erhebenden Standpunkt der Betrachtung und der frommen Verehrung der waltenden Götter zu entziehen. An hoher, hinreißender Anmuth der Form und des Ausdruckes stehen die Sophokleischen Chöre weit über allen, die wir kennen.

Die Trilogie des Aeschylos mußte er aufgeben, weil

---

*) Man vergleiche „Hellas und Rom", I., S. 450, wo das hier und weiter unten über Sophokles Gesagte näher entwickelt und begründet ist.

bei ihm schon jede einzelne Tragödie eine so künstliche Gliederung hatte, daß eine Trilogie die nothwendige Klarheit des Ueberblickes gestört haben würde: auch imponirte er, dem Charakter seiner Tragödien gemäß, weniger durch Scenerie und grandiosen Pomp der Darstellung überhaupt. Dagegen athmen Sprache und Vers bei ihm einen unnachahmlichen Wohllaut: sie sind ein vollendetes Abbild jener echt hellenischen reinen Grazie, welche der Vermählung des idealsten Ernstes mit der heitersten Anmuth entstammte.

Wie viele Stücke — Tragödien und Satyrspiele — er gedichtet hat, ist nicht ganz bestimmt; ohne Zweifel gegen hundert. Erhalten sind nur sieben, deren Inhalt wir hier kurz darzulegen und zu charakterisiren haben.

Wir beginnen mit drei der vollendetsten Tragödieen des Dichters, welche zugleich in einem inneren Zusammenhang mit einander stehen: doch bilden sie mehr einen dramatischen Cyklus, als eine eigentliche Trilogie; es sind gewissermaßen drei prachtvolle, aus demselben Boden hervorgetriebene Bäume, nicht aber, wie bei Aeschylos, kühn aufstrebende Aeste, welche in Einem Stamme sich vereinen. Jede Tragödie ist nemlich ein in sich vollkommen abgeschlossenes Kunstwerk, dessen Grundidee nur in ihm selbst wurzelt und sich organisch enfaltet, ohne der Ergänzung durch ein zweites und drittes zu bedürfen. Auch dichtete Sophokles sie zu sehr verschiedenen Zeiten, und zwar grade das dritte, „Antigone“, zuerst.

Die Sage von dem furchtbaren Fluche, den Oedipus in Theben unbewußt auf sein Haupt herabgezogen, müssen wir als bekannt voraussetzen und gehen sogleich zum Inhalte der Tragödien selbst über.

1. König Oedipus. Oedipus, der ohne sein Wissen den Vater Laïos erschlagen, und seine Mutter Jokaste geheirathet hat, herrscht als edler und glücklicher König in Theben. Da bricht eine furchtbare Pest aus; das Orakel

zu Delphi erklärt, daß sie nur dann weichen werde, wenn man den in Theben's Mauern weilenden Mörder des Laios entferne. Oedipus selbst, in innigster Theilnahme für das hartbedrängte Volk und voll tiefen Abscheus gegen den versteckten Mörder, ordnet die sorgfältigste Untersuchung an. Diese aber führt zu dem schrecklichen Ergebnisse, daß gerade er dieser Mörder ist; ja, daß Laios, nicht, wie er geglaubt hatte, der König Polybos in Korinth, der ihn erzogen, sein Vater war. Offenbar ist nun auch die zweite entsetzliche That: er hat seine Mutter zur Gemahlin genommen. Jokaste erhängt sich im Wahnsinne der Verzweiflung, und Oedipus reißt sich die Augen aus, verbannt sich selbst aus der Stadt, und will, ein blinder, fluchbeladener Bettler, fortan in der Fremde umherirren. — Diese äußerst kunstvolle Tragödie zeichnet sich vorzüglich durch die Meisterschaft aus, mit welcher der verworrene Knoten gelöst wird; sie erregt das tiefste Mitleid in dem Zuschauer, indem dieser schon von Anfang an den ganzen Zusammenhang klar erkennt, den edlen Herrscher aber in einer Verblendung befangen sieht, die erst allmählich von ihm weicht: er selbst zieht vor unsern Augen unbewußt das entsetzliche Verhängniß auf sich herab. Er duldet unverdient; doch der vom Fluche getroffene murrt nicht gegen das Schicksal; er verhängt selbst die Strafe über sich: denn er erkennt, daß die Götter in ihrem unerforschlichen Rathschlusse es also wollen. In dieser sittlichen Größe liegt das beruhigende Gegengewicht gegen die Gewalt des Schicksales, von welcher die Reinheit des Herzens nicht getrübt werden mag. Dieß ist die tiefe Bedeutung der unvergleichlichen Tragödie.

2. Oedipus in Kolonos. Jahre lang irrt nun der Unglückliche von Land zu Land, da Jeder mit ängstlicher Scheu den von den Göttern gehaßten meidet. Er wäre ohne Schirm und Schutz; allein seine edle Tochter Antigone

leitet mit unermüdeter Sorgfalt den hülflosen Vater: ihre liebevolle Hand ist seine Stütze auf der mühebelasteten Wanderung. Diese führt ihn endlich, ohne daß er es wollte, oder auch nur ahnte, in den Hain der Eumeniden zu Kolonos bei Athen: mit frohem Erstaunen erkennt jetzt Oedipus, daß der Tag der Erlösung für ihn gekommen; denn der Gott des Orakels hat ihm geweissagt, daß er hier sie finden werde. Athen's König, der milde, herrliche Theseus, verheißt ihm seinen Schutz gegen jede Gewalt, damit sein Schicksal sich erfüllen könne: und bald soll er dieses Schutzes bedürfen. In Theben ist nemlich indeß für die herzlosen Söhne, die den Vater verstoßen, der Tag der Vergeltung gekommen. Polyneikes und Eteokles*) hatten sich Anfangs vereint, die vom Vater Oedipus ererbte Herrschaft nach Jahren wechselnd zu führen: bald aber vertreibt der jüngere, Eteokles, den älteren, Polyneikes: dieser zieht Rache drohend gegen Theben. Beide wissen aber, daß nur der siegen werde, mit welchem Oedipus ist; diesem wird der Schicksalsspruch von seiner jüngeren Tochter Ismene überbracht. Freiwillig aber will Oedipus sich keinem von beiden ergeben, weil beide so feindselig gegen ihn gehandelt, und er nur neuen Leiden entgegen gehen würde. Zuerst erscheint Kreon, der Jokaste Bruder, der in Theben dem Eteokles zur Seite steht, sucht ihn zur Rückkehr dahin zu bewegen, und da er nicht einwilligen will, reißt er ihn mit Gewalt von dannen. Kaum hat Theseus ihn aus den rohen Händen wieder befreit, so tritt auch Polyneikes auf, um Gleiches mit ihm zu versuchen. Aber auch jetzt rettet ihn die hülfreiche Hand seines edlen Beschützers: die Stunde, die ihn durch wunderbare Verklärung erlösen soll, ist gekommen. Unter Donnerschlägen ruft ihm die Gottheit aus dem Innern des Haines entgegen: „Oedipus,

*) Man vergleiche oben „die Sieben gegen Theben“ von Aeschylos.

komme: — schon lange harret man des Säumenden.“ Oedipus nimmt Abschied von den treuen Töchtern, geht allein mit Theseus tiefer in den Hain und verschwindet dort. Theseus steht, wie vor einer mächtigen, furchtbaren Erscheinung, die der Blick nicht ertragen kann: dann stürzt er anbetend zur Erde. So schloß sich dem Dulder die Schwelle der Unterwelt erbarmend auf; ein Gott nahm ihn von dannen. Wie es geschah, vermag kein Sterblicher zu sagen, außer Theseus.

In dieser wundervollen Tragödie löst sich der schreckliche Knäuel entsetzlicher Schickungen in Frieden und Segnung auf: das Zeitliche erscheint in seinem Untergange, in seiner Auflösung verklärt zu ewiger Ruhe. Zwar haben die Götter den Oedipus schwer heimgesucht und ihm Furchtbares auferlegt: „aber*) es irrt der Mensch, wenn er in seine Schwächen ihre Größe kleidend, Haß ihre Prüfungen, ihre Züchtigungen Härte nennt. Ob sie das Unglück senden, daß gottvertrauende Demuth sich bewähre, oder ob Vergeltung, das Urgesetz der Welt, nach ihrem Rathschluß walte; so bebe nicht vor ihnen, wer des Elenden sich erbarmet. Denn sie wollen es, daß der Mensch edel sei, und hülfreich und gut.“ — Hiermit ist der dem Charakter des Christenthums so sehr sich nähernde Gehalt der großen Dichtung eben so wahr bezeichnet, als die Schönheit derselben, das echt Hellenische der Darstellung durch folgende Worte A. W. Schlegel's:

„Daß endlich der Hain der Eumeniden mit der Lieblichkeit eines südlichen Frühlings überkleidet ist, vollendet die süße Anmuth der Dichtung: und wenn ich für die Sophokleische Poesie ein Sinnbild aus seinen eigenen Tragödien wählen soll, so möchte ich sie eben als einen heiligen Hain der Schicksalsgöttinnen beschreiben, worin Lorbeer, Oelbäume und

*) Wir geben hier eine vortreffliche Bemerkung Thudichum's wieder, der uns eine der besten Uebersetzungen des Sophokles geliefert hat.

Weinreben grünen, und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen."

3. Antigone. Die aufopfernde Tochter ist nach dem wunderbaren Ende des Vaters nach Theben zurückgekehrt, und bewährt hier auch als Schwester den ganzen Heroismus ihrer frommen Liebe, für welche ihr hier die Krone der verklärten Märtyrerin zu Theil werden soll. Wie ihre Brüder Polyneikes und Eteokles geendet, haben wir schon in des Aeschylos „Sieben gegen Theben" gesehen. Das Gebot des jetzigen Königs Kreon, dem Bruder Polyneikes eine Bestattung nicht zu gewähren, welche eine von den Göttern selbst gebotene Pflicht ist, kann sie nicht bestimmen, der Menschen Satzungen höher zu achten, als die ewigen Gesetze der Unsterblichen. Sie unternimmt die Pflichterfüllung mit Gefahr des Lebens: bei dem zweiten Versuche wird sie ergriffen, und mit unerbittlicher Strenge befiehlt der König, über sie die auf die Uebertretung gesetzte Todesstrafe zu verhängen. Ihre eben so edle, aber schwächere Schwester Ismene sucht vergebens das furchtbare Verhängniß von der Schwester fern zu halten durch das falsche Bekenntniß, daß sie die Mitschuldige sei. Die Nachricht von der Verurtheilung der Antigone trifft wie ein Schlag des Entsetzens des Kreon's Sohn, Hämon, den Verlobten der Antigone. Umsonst ist sein Flehen: der Vater bleibt ungerührt; umsonst der heroische Todesmuth der edlen Antigone; umsonst die Mahnung des blinden Sehers Tiresias, daß der starren Vollziehung menschlichen Gebotes der Fluch der beleidigten Götter folgen werde. Antigone wird in schauerlicher Felsenkluft lebendig eingeschlossen: Hämon eilt, um sie zu retten, herzu und sprengt den Eingang der Grotte; doch Antigone hat, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen, ihrem Leben schnell ein Ende gemacht: Hämon stößt sich, von dem entsetzlichen Anblick zur Verzweiflung gebracht, das Schwert in die Brust, und athmet, die entseelte Braut

krampfhaft umfassend, sein Leben aus. Kreon selbst nimmt die Leiche des Sohnes auf, trägt sie auf seinen Armen vor die Thore seines Palastes: während er in rasender Selbstanklage seinen Starrsinn verwünscht, kommt ihm die Kunde, daß sein Weib Eurydike sich selbst den Tod gegeben. Er sieht durch die geöffneten Pforten des Palastes ihre Leiche, und überwältigt von dem Entsetzen, das ihm der Anblick zweier durch seinen Herrscherstolz gemordeter Lieben einflößt, eilt er, seiner nicht mehr mächtig, in den Palast. Was dort geschehen, läßt uns der Chorgesang, mit welchem die Tragödie schließt, leicht errathen. —

Wohl in keinem Drama ist mit so ergreifender Wirkung das Erhabene neben das Furchtbare, die Herrlichkeit sich selbst opfernder Liebe neben das Entsetzliche eines durch Verbrechen herbeigeführten Unterganges gestellt, als in dieser zu allen Seiten bewunderten Tragödie.

4. Elektra. Der Inhalt dieser Tragödie ist fast ganz derselbe, wie der der Aeschyleischen: „die Grabesspenderinnen", auf welche wir verweisen müssen. Auch Euripides behandelte denselben Gegenstand: wie sehr verschieden aber alle drei Dichter dasselbe Thema durchgeführt, werden wir bei näherer Betrachtung des zuletzt genannten Tragikers sehen.

5. Die Trachinierinnen. Herakles, der berühmte Heros von überströmender, ihrer selbst nicht mächtiger Naturkraft, wohnte schon längere Zeit ruhig in Trachis in Thessalien glücklich an der Seite seines treuen Weibes, der Dejanira. Da ergreift ihn wieder mächtig der alte, Abenteuer suchende Wandertrieb; er zieht von dannen, und lange, lange kehrt er nicht wieder heim. Endlich kommt der harrenden Gattin die Kunde, daß Herakles in ihrer Nähe angekommen sei und sie bald ihn wiedersehen werde: doch ihre Freude wird zu herzzerreißendem Harme, da ihr eine Sklavin des heimgekehrten Gatten gebracht wird, in der sie sogleich ihre

Nebenbuhlerin erkennt; sie muß sich gestehen, daß sie des Herakles Liebe verloren habe. Da entsinnt sie sich eines Schatzes, den ihr einst der Kentaure Nessos gegeben, als ein Zaubermittel, womit sie die verlorne Liebe ihres Gatten wieder gewinnen könne, wenn sie damit die innere Seite eines neuen Gewandes bestreiche. Ein solches hat sie dem ersehnten Gatten zum Geschenke bereit gehalten; sie erfüllt es mit jenem Mittel und sendet es in liebevoller Erwartung ab. Allein der tückische Nessos hatte aus Rachegefühl gegen Herakles sie furchtbar betrogen: was er ihr gegeben, war ein schreckliches Gift, das wie verzehrendes Feuer durch alle Glieder dringt. Kaum hat Herakles das Gewand angelegt, so fühlt er die gräßlichen Wirkungen des Giftes; er rast in schrecklichem Zorne gegen die Gattin: diese erfährt nur zu bald das nie wieder gut zu machende Unheil, welches sie in der edelsten Absicht gestiftet, und ermordet sich selbst. Herakles aber erkennt, was der Götterspruch: „er werde jetzt das Ziel seiner Mühen finden", bedeute; er ist zum Tode entschlossen: auf einem Scheiterhaufen, den er auf naher Bergeshöhe von dem eigenen Sohne sich errichten läßt, haucht er seine, durch Leiden und Fehler geläuterte Seele zu einem besseren Leben, das seiner im Olympe harrt, klaglos aus. — Diese Tragödie ist besonders ausgezeichnet durch den großen und mit hoher Kunst in Einklang gebrachten Reichthum an poetischen Motiven. —

6. Philoktetes. Bei ihrer Fahrt nach Troja hatten die Griechen den tapferen Philoktetes, einst Gefährten des Herakles, auf der einsamen Insel Lemnos tückischer Weise ausgesetzt, weil er durch die Schmerzenslaute, die eine unheilbare Wunde ihm auspreßte, die Ruhe des Heeres störte. Später aber wurde ihnen ein Orakelspruch zu Theil, daß ohne Philoktetes, der des Herakles Bogen und Pfeile besaß, Troja nicht erobert werden könne: nun galt es, ihn wieder zu gewinnen. Es werden Odysseus und des Achilles

Sohn Neoptolemos abgesendet, um ihn herbei zu holen: vergeblich suchen sie mit List und Gewalt den einst so schmählich verlassenen Dulder dazu zu bewegen, ihnen zu folgen. Erst als der Geist des Herakles ihn ermahnt, nachzugeben, folgt er; zum Heile für die Achäer, aber auch sich zum Heile: denn fortan sind Wunden und Schmerzen verschwunden. Diese Tragödie ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie körperliche Schmerzen, die sich in den lautesten Klagen ergießen und in hinreißender Darstellung geschildert werden, zu ihrem Gegenstande gemacht hat; — dann aber auch deßhalb, weil der durchaus glückliche, Alle befriedigende Ausgang beweist, daß die Alten den Begriff der Tragödie nicht so enge faßten, wie wir.

7. Der rasende Ajas. Nach dem Tode des Achilles, der bestimmt hatte, daß seine Rüstung dem „Würdigsten" gehören sollte, machten darauf Anspruch Odysseus und Ajas: Odysseus blieb Sieger; und Ajas gerieth über diese unverdiente Zurücksetzung in solche Wuth, daß er wahnsinnig wurde. In diesem krankhaften Zustande verübte er große, und, was am Schlimmsten war, lächerliche Gewaltthaten. Er erwacht aber wieder aus seinem Irrsinne, und ist nun durch die Flecken, mit denen er seine bisher so glänzend reine Ehre getrübt hat, so beschämt, daß er sich selbst den Tod giebt. — In dieser überaus kunstvollen Tragödie ist ein Held geschildert, der mit ungebändigter Kraft begabt, nur durch sich selbst fallen kann: allein er muß auch fallen, so wie er sich zu ungemessenen Ansprüchen verleiten ließ, Größe und Ehre außer sich suchte, und somit auch den Fügungen der Götter zu trotzen begann. —

Von den meisten untergegangenen Tragödien des Sophokles kennen wir die Namen; von wenigen aber etwas Näheres über den Inhalt. —

Euripides.

Dieser jüngste unter den drei uns erhaltenen Griechischen Tragikern hatte seine Heimath in einem Dorfe Attika's, wurde aber auf der Insel Salamis geboren zu der Zeit, wo dorthin die Einwohner des Landes vor den Verheerungen der Perser unter Xerres sich geflüchtet hatten: Euripides war also noch ein Säugling, als der junge Sophokles den Chorreigen nach dem Siege bei Salamis leitete, und Aeschylos als Vierziger in den Reihen der Kämpfenden stand. Nach einer sorgfältigen Jugendbildung, auch in der damals in Athen aufkommenden Philosophie, entschied er sich schon frühe für die tragische Poesie und bereits in seinem achtzehnten Jahre begann er zu dichten: allein erst 15 Jahre nach seinem ersten öffentlichen Auftreten gewann er einen Preis; am Meisten stand ihm Sophokles im Wege. Ueberhaupt hatte er vielfache Kränkungen zu erfahren: er fand die Anerkennung nicht, die er sich versprochen hatte, wurde vielmehr häufig von den Lustspieldichtern verspottet, und scheint auch im häuslichen Leben nicht glücklich gewesen zu sein. Mißmuthig verließ er Athen, und begab sich zu dem Könige von Makedonien, wo er sein Leben beschloß. —

Während Aeschylos und Sophokles zu allen Zeiten als große Dichter gefeiert worden sind, waren von jeher über Euripides die Urtheile sehr verschieden: Lob und Tadel hat er in gleichem Uebermaße erfahren. Er ist ein Dichter, der durch große, in die Augen fallende Vorzüge und Schönheiten zu blenden, ja oft auch hinzureißen weiß: seine Darstellungen ergreifender Zustände, rührender Situationen; — die Schilderungen mächtig erregter Leidenschaften verrathen ein hohes Talent. Wenige Dichter der Alten verstanden es, wie er, Zuhörer oder Leser in beständiger Spannung zu erhalten: aber das wollte er auch; und schon hier, in dem absichtli-

chen Hinarbeiten auf den Effect, sehen wir ein unkünstlerisches Bemühen, das mehr die Poesie für gewisse Zwecke sich dienstbar zu machen strebt, als mit reiner Begeisterung sich ihrer heiligen Gewalt hingiebt. Auch Charaktere weiß er vortrefflich zu zeichnen, und oft mit erschütternder Wahrheit hinzustellen; meisterhaft ist seine Kunst in Enthüllung der geheimen Falten, die das weibliche Herz durchziehen, und er wußte die Verirrungen desselben so treu zu schildern, daß man ihn auch den „Weiberhasser" nannte; aber auch hier opfert er nur zu gerne die tiefere Wahrheit der Sucht zu gefallen, Staunen zu erregen und leidenschaftliche Bewegungen in der Brust der Zuschauer hervorzurufen. Er ist, wenn er will, ein Meister in Behandlung der Sprache, in Anwendung aller Künste des poetischen Ausdruckes, des Versbaues, der Scenerie ꝛc.: — allein er spielt nur zu oft mit diesen kostbaren Mitteln, statt sie zu höheren Zwecken in Anwendung zu bringen.

Eine Seite ist bei Beurtheilung dieses, jedenfalls sehr merkwürdigen, Dichters wohl in's Auge zu fassen. Er steht schon im Dienste der damals auftauchenden, dem Volksglauben feindlichen, Philosophie, und wollte ein Dichter der Aufklärung sein; richtigere Vorstellungen von göttlichen und menschlichen Dingen verbreiten: er hatte also bestimmte äußere Zwecke bei seinen Dichtungen. Daß es ihm damit Ernst gewesen; daß seine Absichten die besten waren, und daß darin ein eigenthümliches Verdienst liegt, dürfen wir nicht verkennen: er stand an der Schwelle einer neuen Zeit, deren Bestimmung es war, den unendlich reichen, aber immer doch engen, Kreis des Hellenenthums zum Kreise des allgemein Menschlichen zu erweitern. Allein eben deßwegen ist sein Standpunkt kein echt poetischer, und seine Schöpfungen konnten keine echt poetischen sein: und daraus erklären sich fast alle seine Fehler als tragischer Dichter. Er ist nicht durchdrun-

gen von dem geheiligten Glauben, aus dem die Tragödie hervorging; — er wird mehr von Begriffen beherrscht: das Schicksal ist bei ihm mehr ein Herrscher von willkührlicher Caprice, wie eine Macht, deren Gesetz die ewige Nothwendigkeit ist. Er stellt seine Personen aus der höheren Region der Heroen-Zeit, wo die Götter noch mit den Menschen verkehrten und diesen selbst dadurch einen großartigeren Charakter verliehen, in das Alltagsleben seiner Zeit herab: dadurch werden ihre gewaltigen Leidenschaften nur zu oft ausgelassene, zügellose Passionen; ihre Tugenden lösen sich zu oft in überströmende Sentimentalitäten, ihre Weisheit in moralisirendes Predigen auf. So verallgemeinert er seine Charaktere zu oft zu hohlen Charakter-Masken, denen Fleisch und Blut fehlt. Deßhalb hat er auch dem Chore so oft die innige, tief poetische Beziehung zur Handlung entzogen, wodurch dieser bei den früheren Tragikern eine so große, in das Ganze eingreifende, Bedeutung hat: auch der Chor liebt es, zu philosophiren, oder sich in Bilderreichen Schilderungen zu ergehen, die ganz außerhalb des Zusammenhanges stehen. Eben so unpoetisch ist der von ihm zuerst eingeführte Prolog. Statt nemlich durch die Entfaltung der Handlung selbst uns allmählig anschaulich zu machen, was derselben vorausgegangen, und unser Interesse dadurch stets rege zu erhalten, daß immer und immer noch etwas uns Unbekanntes oder Unklares hinter der gegenwärtigen Handlung liegt, auf dessen endliche Enthüllung wir gespannt sind, wie dieß von Sophokles mit solcher Meisterschaft geschehen ist, läßt Euripides fast in allen Stücken ganz zu Anfang eine Person mit einer breiten Erzählung auftreten, durch die wir ganz einfach erfahren, was sich schon vorher begeben, und was nunmehr sich begeben werde.

Dieß Alles zusammengefaßt, können wir bei aller Bewunderung für seine theilweise glänzenden Vorzüge nicht in

Abrede stellen, daß Euripides angefangen hat, die alte von dem Anhauche des Göttlichen beseelte Tragödie zu verderben, und sie zur Dienerin anderweitiger, theils in der Richtung seiner Zeit, theils in seiner eigenen Einseitigkeit begründeter, Zwecke zu machen. Und so dürfen wir es denn den Dichtern der Komödie, denen die alte, echte, unentweihte Kunst heilig war, nicht verargen, wenn sie ihm oft arg mitspielten.

Wir geben nun eine Uebersicht aller 18, von etwa 68 noch vorhandenen Tragödien, deren Werth sehr verschieden ist.

1. Jon; eine durch kunstvoll angelegte und durchgeführte Verwickelung, so wie durch Innigkeit der Behandlung vor den meisten andern sich auszeichnende Tragödie. Kreusa, des Attischen Königs Tochter, hat, geliebt von Apollon, den Jon geboren, der im Tempel des Vaters erzogen wird: später heirathet sie den Xuthos, mit dem sie aber in kinderloser Ehe lebt. Das Orakel, dem beide ihren Schmerz darüber klagen, übergiebt ihnen den indeß herangewachsenen Jon, für einen Sohn des Xuthos ihn ausgebend. Darüber geräth Kreusa in eifersüchtige Wuth: bald aber entdeckt es sich, daß der schöne Jüngling ihr Sohn ist, und nun wird dieser auch von dem Stiefvater, den Götter-Einfluß erweicht, liebevoll aufgenommen, und dadurch der künftige Erbe der Attischen Königswürde. Dieser Schluß, der einen Sohn des Apollon auf den Thron erhebt, konnte den Athenern nur schmeicheln.

2. Die Bakchantinnen. Dionysos, Sohn des Zeus und der Thebischen Königstochter Semele, der Gott des Weinbaues, ist ferne von seiner Heimath erzogen worden. Zum Gotte herangewachsen, zieht er von Land zu Land, alle Völker mit seiner herrlichen Gabe zu erfreuen: ein unermeßliches Gefolge jauchzender Männer und Frauen schließt sich ihm an, und überall wird er mit dankbarem Jubel

empfangen. So kam er auch nach Theben, seiner Geburtsstadt; auch hier huldigt ihm Alles. Nur Agaue, seiner Mutter Schwester, und deren Sohn Pentheus behandeln ihn mit Hohn: dafür müssen sie durch schmachvollen Untergang büßen. Dieß ist der Gegenstand einer Tragödie, welche vielleicht als die vorzüglichste des talentvollen Dichters betrachtet werden kann; besonders, da sie auch als Ganzes in hohem Grade befriedigt: die Chorgesänge sind prachtvoll, und müssen bei dem Glanze der Aufführung eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht haben. In keinem Gedichte der Alten tritt uns der Bakchantische Taumel, mit welchem die Verehrung des Dionysos sich umgeben hatte, so unmittelbar vor Augen. In der Schilderung desselben, so wie in der Darstellung des durch Götterzorn über die Widerspenstigen herbeigeführten schauerlichen Wahnsinnes, war Euripides so recht in seinem Elemente.

3. Medea. Jason hatte einst in Kolchis durch Hülfe der an Zauberkünsten reichen Königstochter Medea das goldene Vließ gewonnen: Dankbarkeit und gegenseitige Liebe machten sie zu seiner Gattin; sie folgte ihm nach Griechenland. Nach langer, glücklicher Ehe wird aber Jason ihr untreu: nun wandelt sich die Liebe des Weibes, dessen Brust eine dämonische, übermenschliche Kraft erfüllt, in den glühendsten Haß um. Durch ihre Zauberkünste läßt sie ihre Nebenbuhlerin und deren Vater in verzehrenden Flammen untergehen, und um den treulosen Gemahl niederzuschmettern, schlachtet sie ihre eigenen Söhne, mit deren Leichnamen sie auf einem Zauberwagen durch die Lüfte davon eilt. — Medea ist eine der vorzüglichsten Tragödien des Alterthumes; ausgezeichnet durch kraftvolle Darstellung, durch die ergreifendsten Schilderungen der Leidenschaften, so wie durch kunstvolle Charakter-Zeichnung.

4. Alkeste: eine ebenfalls vorzügliche Dramatisirung

einer der rührendsten Mythen des Alterthumes. Admetos, König von Pherä, ist unheilbar erkrankt: das Orakel aber verkündet, er werde genesen, wenn Jemand freiwillig für ihn in die Unterwelt hinabsteige. Alkeste, seine edle Gemahlin, entschließt sich zu dem Opfer, und geht freiwillig in den Tod: zu spät bereut Admetos, daß er das Opfer angenommen. Doch sein Freund, der gewaltige Herakles, steigt in die Unterwelt hinab, und führt dem Wittwer die Verlorne wieder zu. Der Charakter der Alkeste ist vortrefflich gehalten.

5. Der rasende Herakles. Während dieser Heros in der Unterwelt weilt, erduldet seine Familie von dem Könige in Theben die größten Mißhandlungen: zurückgekehrt rüstet er sich zu furchtbarer Rache; doch die ihm stets feindliche Göttin Here schlägt ihn mit Wahnsinn, in welchem er gerade Weib und Kinder, die er rächen wollte, ermordet.

6. Die Herakliden. Die von ihrem leidenschaftlichen Feinde Eurystheus verfolgten Herakliden, Nachkommen des Herakles, finden wohlwollende Aufnahme in Athen.

7. Hippolytos. Theseus hatte mit seiner ersten Gemahlin Antiope den Hippolytos erzeugt, und bei dessen Großvater Pittheus in Trözene erziehen lassen: nach dem Tode der Antiope heirathete er die Kretische Königstochter Phädra. Mit dieser besuchte er seine Verwandten in Trözene, und hier faßte Phädra eine strafbare Liebe für ihren Stiefsohn Hippolytos: dieser widerstand allen Verführungen der bethörten Stiefmutter; allein die Leidenschaft derselben führte den Untergang beider herbei. — Besonders wegen der sittlichen Strenge und maßhaltenden Besonnenheit, die durch das ganze Stück geht, ist diese Tragödie sehr hoch zu stellen: der Charakter des kräftig blühenden und dabei so ganz unverdorbenen Hippolytos ist vortrefflich gehalten.

8. Die Phönissen behandeln die Geschichte des Oe-

dipus, und enthalten etwa dasselbe, wie die beiden Oedipus des Sophokles, allein in allzu großer und daher unklarer Kürze.

9. Die Schutzflehenden. Die Angehörigen der vor Theben in dem Zuge „der Sieben“ Gefallenen wenden sich mit flehentlicher Bitte an König Theseus in Attika, um von ihm die den Gefallenen verweigerte Bestattung zu erhalten: diese wird feierlich in Eleusis vollzogen. — Dem sonst schönen Stücke schaden die vielen auf die Tagesverhältnisse sich beziehenden politischen Deklamationen.

10. Iphigenie in Aulis: die bekannte Sage von der Tochter des Agamemnon, welche ihr eigener Vater in Aulis opfern wollte, um die Gunst der Artemis zu erlangen. Schiller hat diese Tragödie, welche große Vorzüge hat, frei nachgebildet.

11. Rhesos: — fälschlich dem Euripides zugeschrieben. — 12. Die Troërinnen: Gegenstand ist der Untergang Troja's; den Chor bilden die gefangenen Frauen. Die Tragödie hat wenig Einheit und ist mit allzuviel Jammer und Klagegestöhn angefüllt.

13. Hekabe: Unglück und Wehe der gefangenen Königin Hekabe (Lat. Hecuba), der Wittwe des bei der Zerstörung Troja's ermordeten Priamos.

14. Andromache: — die wechselnden Schicksale der edlen Gattin Hektor's, welche nach Troja's Fall Sklavin des Neoptolemos, des Sohnes von Achilles, geworden war. Wie die beiden vorigen Tragödien, von sehr lockerem Zusammenhange.

15. Helena; die dramatische Behandlung einer höchst wunderlichen und zur Tragödie gar nicht geeigneten Sage. Menelaos findet auf seiner Rückkehr von Troja in Aegypten zu seinem größten Erstaunen sein Weib Helena: denn die Helena, für welche sich die Griechen vor Troja schlugen, war nur — ein Luftgebilde.

16. Orestes. Die weiteren Schicksale des Orestes

nach vollbrachtem Muttermorde, die aber hier sehr verschieden sind von denen, welche Aeschylos in seinen Eumeniden darstellt: — eines der schlechtesten Stücke.

17. Iphigenie auf Tauris. Iphigenie wurde in demselben Momente, wo sie von Agamemnon geopfert werden sollte, von der Göttin Artemis entrückt, und nach dem Tempel in Tauris gebracht, wo sie ihre Priesterin wird. Später kommt Orestes auf seinen vielen Wanderungen mit seinem Freunde Pylades auch dorthin; die Schwester erkennt ihn, und beide können sich glücklich nach der ersehnten Heimath retten. — Göthe hat in dem Schauspiele des gleichen Namens denselben Stoff behandelt, hat aber das, den besseren zuzuzählende, Stück des Euripides in meisterhafter Durchführung des Planes, in strenger Charakterzeichnung, sowie durch die glänzendste Diction weit übertroffen.

18. Elektra. Derselbe Gegenstand, den Aeschylos in den „Grabesspenderinnen“ und Sophokles in seiner „Elektra“ behandelt hat: aber welch ein gewaltiger Abstand! Des Aeschylos Stück haben wir schon oben besprochen: das des Sophokles ist eine durch innere Harmonie, durch die sinnreichste Verschmelzung des Schauerlichen und menschlich Milden höchst ausgezeichnete Dichtung. Der Charakter der Elektra ist bei ihm dadurch so großartig, daß der männliche Heroismus, mit welchem sie entschlossen ist, den geliebten Vater an seinen Mördern zu rächen, auf das Ergreifendste gemildert ist durch die echt weibliche Scheu, die sie vor dem Blute auch des verhaßten Feindes hat, und daß sie duldend auf die Zeit wartet, wo ein Anderer mit ihrer Hülfe die blutige That auszuführen vermag. — Die Elektra des Euripides dagegen ist ein wahrhaft niederes Stück, wo die Misere des Alltagslebens die Hauptrolle spielt; Elektra selbst hauptsächlich durch ihre Lumpen, und durch die Hinweisung darauf zu rühren sucht, daß die rachsüchtige Mutter Kly-

tämnestra sie, die Königstochter, an einen armen Bauer verheirathet hat. Schon dieser Eine Zug bezeichnet das Stück hinlänglich, das übrigens auch das schlechteste unter allen ist. —

Noch besitzen wir von Euripides ein Satyrspiel, das einzige uns erhaltene: es heißt „der Kyklope" und ist eine dramatische Darstellung des in der Odyssee erzählten Besuches, den Odysseus bei dem Kyklopen Polyphem machte. Einen Chor von Satyrn mußte Euripides hinzufügen, um ein Satyrspiel zu erhalten: und diese Zugabe ist von echt komischer Wirkung, wie überhaupt das Stück vorzüglich ist.

Von allen übrigen Tragikern außer diesen drei Heroen der Kunst, ist fast gar Nichts erhalten, als ihre Namen; besonders bekannt, zum Theil berühmt waren: Astydamas, der 240 Tragödien schrieb; Jon von Chios, aber frühe nach Athen gekommen; — Achäos, — Agathon, Freund des Sokrates und Platon, und von beiden sehr geehrt; — Theodektes, u. A. —

Gegen Ende dieser Periode war aber die Tragödie nur noch ein Schatten ihrer früheren Herrlichkeit: sie erstarb in der folgenden ganz.

B. Die Komödie.

So wie die Tragödie aus der ernsten Festfeier der Dionysien hervorgegangen war, so die Komödie aus den heiteren Festen. An diesen, besonders dem Feste der Weinlese und dem Kelterfeste, waren lärmende Umzüge von maskirten Festsängern, welche lustige Lieder sangen, die Begegnenden verspotteten und Possen aller Art trieben, die Hauptsache: Verspottung also das Element der oft sehr ausgelassenen Feier. Die Festsänger hatten auch hier ihre Chorführer, gewöhnlich Leute von kecker Laune, welche irgend

einen komischen Charakter vorstellten: ihre Anfangs wohl nur improvisirten Gesänge wurden später künstlicher und vorher einstudirt; nach Form und Inhalt hatten sie verschiedene Namen. Alle Gesänge dieser Art aber hießen Komödien; und dieser Name blieb auch dem daraus hervorgegangenen Zweige dramatischer Kunst.

Zum Drama, zunächst zum Dialoge, war nemlich der Uebergang bald gefunden: wie nahe lag es, daß aus dem ganzen Zuge vermummter Sänger einer oder mehrere hervortraten, und dem spottenden Chorführer antworteten! zumal da dieser seine eigenen Leute auch nicht verschont haben mag. Diesen Uebergang können wir aus Mangel an näheren Nachrichten nicht näher verfolgen: vielmehr ist die Komödie in der Zeit, von welcher wir genauere Kenntniß haben, schon eine kunstvoll ausgebildete Poesie, die aber in allen Zügen ihren Ursprung verräth.

Jene heiteren Dionysien wurden auch von den Dorischen Stämmen gefeiert, und bei diesen finden wir sogar die älteste Komödie, obgleich diese bald von der Attischen weit überragt wurde. Man nennt sie die Sikilische Komödie, weil sie, obgleich ihre ersten rohen Anfänge sehr wahrscheinlich schon in Megara in Griechenland selbst zu suchen sind, hauptsächlich in Sikilien einheimisch war. — Der Spott in dieser Komödie beschränkte sich auf lächerliche, possenhafte oder spießbürgerliche Charaktere des Privatlebens. Zur eigentlichen Kunstblüthe wurde sie erhoben durch

Epicharmos in Syrakus, kurz nach 500 v. Chr., von dessen zahlreichen ausgezeichneten Komödien aber so gut wie Nichts erhalten ist. Er war Pythagoräer, und daher leuchteten auch aus seinen heitersten Darstellungen die ernstesten Motive hervor: er war reich an herrlichen Sentenzen. Dabei wußte er alle Mittel der Scenerie und des Kostümes so vortheilhaft zu benutzen, daß seine Stücke, in welchen auch

die heiligen Göttersagen dem Scherze dienen mußten, bei der Aufführung eine sehr bedeutende Wirkung hervorbrachten.

Mit dieser Komödie der Dorischen Sikilier waren, wie gleichen Ursprunges, so auch sehr nahe verwandt die Mimen und die Hilarotragödien.

Die Mimen waren einfache, naturgetreue Charakterschilderungen, welche mit dem Drama Nichts gemein hatten, als die Form des Dialoges; sie waren in freien Versmaßen geschrieben, und nicht blos scherzhaften, sondern auch ernsthaften Inhaltes, je nach dem Charakter der dargestellten Personen. Der größte Meister in dieser leider! ganz untergegangenen Dichtungsart war **Sophron** von Syrakus.

Hilarotragödien nannte man eine Art komischer Dramen, in welcher tragische Stoffe parodirt, — großartige Tragödien travestirt, und die Gegenstände heiliger Verehrung in's Lächerliche gezogen wurden: — ihr Erfinder soll **Rhinthon**, der ziemlich spät lebte, gewesen sein. Es mögen dabei sehr erheiternde und selbst geistreiche Scherze mit aller Laune durchgeführt worden sein: allein schon der Umstand, daß sie haupsächlich in dem frivolen Tarent zu Hause waren, erweckt kein günstiges Vorurtheil, und in der That sollen sie bald zu zügellosen, alles Heilige verhöhnenden Possenreißereien herabgesunken sein.

Die ältere Attische Komödie.

Die ersten Anfänge der Komödie erhielten die Athener von ihren Dorischen Nachbarn, den Megarern; bildeten dieselbe aber in so eigenthümlicher Weise weiter aus, daß man auch in diesem Zweige des Drama sie Erfinder und Meister nennen kann.

Susarion, aus dem Ländchen Megaris, brachte etwa 580. v. Chr. die ersten Komischen Chöre, mit Jambischen Spottreden vermischt — denn auch in der Komödie wurde

der Jambe der Vers des Dialoges — nach Attika: doch waren dieß noch keine Schauspiele, nur Possenreißereien. Der Hauptheld hatte sich das Gesicht mit Hefe beschmiert, und sein Lohn waren Feigen und Wein. Erst nach etwa 100 Jahren — was dazwischen liegt, ist uns unbekannt — erscheint in den Dichtungen des **Chionides** die Komödie als wirkliches Drama, wenn ihm auch noch die spätere Kunstform fehlte. Zu dieser wurde sie erhoben durch den genialen **Kratinos**, der in der Blüthenzeit Athen's lebte. Er führte den dritten Schauspieler ein, und mag sich in vielen Stücken die schon ausgebildete Tragödie zum Muster genommen haben. Wir besitzen von seinen zahlreichen Komödien zwar nur vereinzelte Bruchstücke, wissen aber, daß er in ähnlicher Weise, wie Aeschylos das Wesen der Tragödie feststellte, Schöpfer der Komödie war, weßhalb wir bei Erwähnung seines Namens am Füglichsten dieselbe kurz charakterisiren.

Die äußere Form war der der Tragödie ähnlich: die Gesänge des Chores, die oft einen erhabenen Schwung annahmen, waren von Flöten begleitet, wobei die Chorsänger Tänze aufführten, die oft die raschen Bewegungen des Ballet annahmen, und immer auf einen derb komischen Effect berechnet waren: auch die Musik hatte diesen Charakter und parodirte oft Chöre der Tragödie. Eigenthümlich aber ist der Komödie die sogenannte Parabase; so nannte man den Theil des Chores, worin dessen Führer im Namen des Dichters sprach, welchem durch diese sinnreiche Erfindung Gelegenheit gegeben wurde, gar Manches, was ihm auf dem Herzen lag, gegen sein Publikum auszusprechen: und dieß geschah oft mit rücksichtsloser Freimüthigkeit.

Die Masken waren von großer Mannichfaltigkeit, theils Charakter-Masken, theils allegorische, z. B. Krieg, Tumult, Frieden &c.: — die der Chöre waren in vielen Stücken menschenähnliche Thier-Masken, z. B. Wespen, Frösche &c. Wurden

bestimmte Personen auf die Bühne gebracht, so trugen die sie darstellenden Schauspieler deren ganz ähnliche Portraits-Masken. Denn der Komödie war ein schrankenloser Spott gestattet, und dieß gab ihr eine solche Wichtigkeit, daß man sie die freie Presse der Alten nennen kann. Dieser Spott ergoß sich nicht nur über einzelne, selbst die angesehensten und mächtigsten Personen, sondern auch über das Volk selbst und alle öffentlichen Verhältnisse; die Komödie hatte einen vorherrschend politischen Charakter: denn durch ein förmliches Gesetz war es den Komikern gestattet, jede Person, selbst jeden Staatsmann zu verspotten, ohne daß sie deßhalb verklagt werden konnten. Diese Freiheit ging aber mit der des Volkes natürlich zu Grunde: als die sogenannten 30 Tyrannen Athen beherrschten, erlosch diese Periode der Komödie, welche man daher auch die „ältere Komödie“ nennt.

Die straflose Persiflage wurde von den Dichtern mit ausgelassenster Laune gehandhabt: in ihren Komödien herrschte die tollste Spaßmacherei, ganz im Geiste der ungezügelten Bakchantischen Festeslust: auch das Gemeinste wurde ganz nackt hingestellt, und das sittenlose Leben ganz nach der Natur gezeichnet; die verspotteten Personen und Zustände wurden bis zu Carrikaturen verzerrt, um desto mehr die Lachlust der Zuschauer zu befriedigen. Das Alles erregte um so weniger Anstoß, da bei den Komödien keine Frauen unter den Zuschauern sich befanden. —

Kratinos selbst war ausgezeichnet durch echt Bakchantische Begeisterung und durch jenen ausgelassenen Taumel des Witzes, welche die Komödie der Alten vorzugsweise charakterisirt: dabei beherrschte er als wahrhafter Künstler seine Gegenstände mit der größten Besonnenheit. Ein höchst interessantes Zeugniß von seiner hohen Genialität legte er noch als neunzigjähriger Greis ab. Aristophanes hatte ihn damit aufgezogen, daß er durch allzuvieles Trinken sich die Fähigkeit

zu neuen Dichtungen geraubt habe: er antwortete mit einer köstlichen Komödie „die Weinflasche“, in welcher er diese als seine Geliebte, die Komödie aber als seine Frau, die wegen seiner Untreue sich von ihm scheiden lassen will, darstellte: er selbst tritt auf, und vertheidigt sich mit so übersprudelndem Witze, daß eine Versöhnung das an den geistreichen Muthwillen Shakspeare's erinnernde Stück beschließen konnte. Er gewann den Preis.

Unter den an Kratinos zunächst sich anschließenden Komikern heben wir, obgleich ihre Werke untergegangen sind, hervor: Krates, der außerordentlichen Beifall mit seinen nicht zahlreichen Komödien fand; — Pherekrates, dessen Reichthum an echt poetischen Einfällen gerühmt wird; — Telekli des; Hermippos; **Phrynichos**, ein talentvoller, oft aber platter Dichter; — vorzüglich aber **Eupolis**, der sich durch originelle Erfindungen, reichen Witz und überaus große Lieblichkeit und Anmuth auszeichnete, aber auch durch allzu derbe Darstellungen gemeiner Sinnlichkeit vielfältigen Tadel sich zuzog. Von höchst komischer Wirkung müssen gewiß viele seiner Stücke gewesen sein, so z. B. „die Ziegen“, in welchem Stücke eine Ziegenheerde den Chor bildete; — „die Bundesstädte“, wo er die argen Bedrückungen schilderte, welche Athen's Unterthanen zu erfahren hatten. Er brachte mehrmals den damals so viel geltenden Alkibiades auf die Bühne; namentlich in der Komödie „die Taucher“. Hier wurde dieser geniale, aber auch sittenlose Mann als Mitglied der Taucher-Secte dargestellt, die unter dem Deckmantel frommer Festübungen sich den scandalösesten nächtlichen Orgien ergab. Der Angegriffene wurde durch diese Persiflage so erbittert, daß er den Dichter durch bestellte Diener aufgreifen und mehrmals in das Meer tauchen ließ, und ihn dann mit den Worten verspottete: „Wie Du mich getauft, so habe ich Dich taufen lassen.“ — Alles, womit diese

Komiker einst ihr Publikum entzückten, ist untergegangen: nur von dem größten Meister der Komödie sind uns Werke gerettet worden, die eben deßhalb einen doppelten Werth für uns haben. Wir reden von dem großen

Aristophanes.

Von den vielen Komödien, die er schrieb, sind nur eilf erhalten. Er lebte, obgleich nicht dort geboren, immer in Athen: seine näheren Lebensverhältnisse sind uns unbekannt. Die Alten kümmerten sich überhaupt weniger um die Person eines großen Dichters, die am Ende auch nicht dem größeren Publikum angehört, als um seine Werke: daher wir von dem Leben so vieler der trefflichsten so Weniges wissen. Schon als siebzehnjähriger Jüngling brachte er seine erste Komödie auf die Bühne; diese aber, wie mehrere der zunächst folgenden unter fremdem Namen. Mit den „Rittern", zu welchen er zuerst sich öffentlich bekannte, gewann er unter gewaltigem Zujauchzen des Volkes den Preis. Alle seine noch vorhandenen Stücke, mit Ausnahme des letzten, „der Reichthum", wurden während des für Athen so verhängnißvollen Peloponnesischen Krieges aufgeführt. Unsere hohe Achtung verdient er schon deßwegen, weil er seine politischen und ästhetischen Principien mitten durch alle ausgelassenen Schwänke und Possen mit der beharrlichsten und muthigsten Consequenz verfochten hat, und es bleibt unbegreiflich, wie man diese ernsten Tendenzen jemals verkennen und in Aristophanes nur einen genialen Spaßmacher hat erblicken können. Er war ein Charakter im echten Sinne des Wortes; ein Republikaner mit etwas aristokratischer Färbung, aber edel und von unerschütterlich fester, uneigennütziger Gesinnung. Niemals hat er das Gemeine gelobt, oder auch nur geschont; nie das Heilige verspottet oder auch nur verkannt. Sein Spott war vielmehr unablässig gerichtet gegen die Entartung

und den Verfall des politischen Lebens, der einst so mächtigen, kerngesunden Demokratie; — gegen die Sittenlosigkeit des Volkes; — gegen die Verschlechterung der ihm heiligen Poesie. Sein Ideal, das überall, auch durch die unartigsten Späße und Possen durchschimmert, war der Ernst, die Strenge und Zucht der von ihm bei jeder Gelegenheit gepriesenen Marathonischen Zeit. Er war daher ein Gegner der zügellosen Demokratie, und verfolgte unerbittlich die Demagogen, welche dieselbe zur Bethörung des Volkes mißbrauchten: während des leidenschaftlich geführten Krieges predigte er unermüdet den Frieden, in dem er allein die Rettung des heißgeliebten Vaterlandes erblickte. Kein Dichter hat dem Volke, von welchem doch der Erfolg seiner Komödien und sein poetischer Ruhm ausgehen mußte, ungescheuter die Wahrheit gesagt, als Aristophanes.

In seinen genialen Dichtungen tritt uns überall der Meister entgegen, der uns zur Bewunderung hinreißt. Unerschöpfliche Laune, Kühnheit der Erfindung, die größte Leichtigkeit in Entwickelung der künstlich angelegten Handlung; — die größte Zartheit und Eleganz mitten unter den derbsten Späßen; — wahrhaft ergreifende Begeisterung und tiefer Ernst in der Umhüllung des ausgelassenen Spaßes: — dazu noch die größte Reinheit der Sprache und Kunstmäßigkeit des Versbaues; — das Alles sind Vorzüge, die sich wohl bei keinem Dichter in dem Maße wieder vereinigt finden.

Daß Aristophanes selbst von den geistvollsten unter den Kritikern der Franzosen, einem Voltaire und Andern, verkannt werden konnte, ist nicht zu verwundern, wenn man weiß, daß von ebendenselben auch Seneca über Sophokles, Virgil über Homer gestellt worden ist.

Wir ordnen in unserer kurzen Uebersicht die Stücke nach der bei Aristophanes besonders wichtigen Zeitfolge, in welcher sie aufgeführt wurden.

In den Acharnern mahnt er, seinem Principe getreu, auf höchst drastische Weise zum Frieden: das Stück wurde im sechsten Jahre des Krieges aufgeführt, und gewann den ersten Preis. Dikäopolis, ein Attischer Bürger aus dem Dorfe Acharnä, hat, da die Herren in der Stadt so unermüdlich kriegslustig sind, auf eigene Hand mit den Peloponnesiern Friede geschlossen; es ist ihm dadurch gelungen, nach langer Zeit in seinem Dorfe wieder die alten Freuden und Genüsse der Volksfeste und des freien Marktverkehres in's Leben zu rufen: diese nehmen trotz aller Anfeindungen der kriegslustigen Gegner des köstlich gezeichneten alten Friedenshelden ihren ungestörten Fortgang: Dikäopolis, der plumpwitzige Bauer, wird in dem Schlußgesang als Erretter des Vaterlandes hoch gepriesen.

Von der höchsten Wirksamkeit, eine wahre dramatische Philippika ist das Stück „Die Ritter,“ ein direkter Angriff auf den damals allmächtigen Demagogen Kleon, der aus gemeinem Ehrgeiz den Krieg zu verlängern strebte, und, obgleich ein roher und polternder Charakter, das Volk ganz beherrschte. Er wird in dem Stücke als ein gemeiner Sklave dargestellt, den die vornehmen Ritter unabläßig verfolgen: man setzt ihn als Volksführer ab, und wählt — einen Wursthändler an seine Stelle. Diese Komödie hat bei allen übersprudelnden Späßen eine so schneidend ernste Schärfe, daß kein Maskenmacher die Maske des Kleon verfertigen wollte: Aristophanes spielte die Rolle selbst mit bemaltem Gesichte: zum Danke ließ ihn Kleon durch einige seiner Trabanten durchprügeln.

Die Wolken sind eine Verspottung des Sokrates, der in höchst komischer Weise als ein auf müßige Grübeleien versessener Sophist dargestellt wird. Ein alter reicher Bauer, der gehört hat, daß Sokrates die Kunst lehre, aus Recht Unrecht zu machen, schickt seinen Sohn zu ihm in die Lehre,

damit dieser lerne, den vielen Gläubigern, die er ihm auf den Hals geladen, zu beweisen, daß er ihnen Nichts schuldig sei. Der Sohn macht in der edlen Kunst solche Fortschritte, daß er am Ende auch dem Vater beweis't, er habe das Recht, ihn zu prügeln: über diesen allzu günstigen Erfolg geräth der Alte in solche Wuth, daß er dem Lehrmeister die Studir-Boutique über dem Kopfe anzündet. —

Unendlich viel ist schon hin und her geredet worden über die Frage: „Wie war es möglich, daß der ehrenwertheste unter den Attischen Komödien-Dichtern den größten Weltweisen des Alterthumes so arg verspotten konnte?“ Wir glauben, die Antwort darauf liegt nicht allzu fern: beide hatten Recht und Unrecht, jeder in seiner so bewunderswürdig scharf abgegränzten Eigenthümlichkeit; würden sie in unsern Tagen, wo das klassische Alterthum als eine in sich abgeschlossene Periode der Weltgeschichte vor uns liegt, wieder auferstehen und einander begegnen, sie würden sich liebevoll die Hand reichen und freudig sich das wechselseitige Geständniß ablegen, daß Jeder das Edelste erstrebt und Jeder geirrt habe, weil keiner vermochte, den Gang der von höherer Hand geleiteten Entwickelung des Menschengeschlechtes zu durchschauen. Die nach den letzten Zwecken und der höheren Bestimmung des Menschen forschende Philosophie mußte dem Geiste eine Richtung geben, die ihn dem öffentlichen Leben, in welchem der Athener lebte und webte, entfremdete, und aus seinem Hellenismus in das Gebiet des allgemein Menschlichen hinüberleitete: dieß war durch die gereifte Cultur eine unabweisbare Forderung der Zeit geworden, deren eigentlicher Gottbegeisterter Repräsentant Sokrates war. Allein der durch und durch athenisch-patriotische Aristophanes, dessen Blick nicht über die Vaterstadt hinaus ging, mußte jene Verallgemeinerung des Hellenischen in's Humane hassen, weil sie seinem Athen den Untergang zu bringen drohte, was er

mit prophetischem Geiste voraussah, wenigstens ahnte. Er war überdieß attischer Dichter und kein Philosoph für die ganze Menschheit; deßhalb mißverstand er in vielen Stücken den edlen Sokrates. Recht aber hatte auch er auf seinem Standpunkte, wenn er auch für eine dem Untergange schon bestimmte Zeit die Waffen ergriff, während Sokrates wie ein der noch unsichtbaren Sonne vorangehender Morgenstern leuchtete.

In den Wespen wird auf höchst ergötzliche Weise die leidenschaftliche Sucht verspottet, mit welcher die ärmeren Athenischen Bürger sich zu einem Sitze in den Gerichtshöfen drängten, welche sämmtlich aus dem Volke, ohne Rücksicht auf Stand und Gewerbe bestellt wurden: den Chor bildeten Richter in Gestalt von Wespen.

Die Vögel: — diese Komödie ist vielleicht die genialste, jedenfalls die phantasiereichste des großen Dichters, weßhalb wir ihren Inhalt etwas ausführlicher darlegen wollen. Es wird darin der überschwengliche Leichtsinn verspottet, mit welchem das so leicht erregte Volk der Athener sich Luftschlösser zu bauen liebte.

„Zwei alte Athener, Hoffegut und Rathefreund, kommen als unzufriedene Auswanderer in eine einsame Gegend, in das Land der Vögel, unter welchen sie fortan wohnen wollen. Diesen theilen sie, nachdem sie als Menschenkinder und darum als Verfolger der Vögel manche Unbill zu erfahren hatten, ihren Plan mit, eine neue Vogelstadt in der Luft zu bauen: von dieser aus, so demonstriren sie den neugierigen Vögeln, könne dieses gefiederte Geschlecht Götter und Menschen beherrschen. Das Project findet unendlichen Beifall, und der Bau beginnt. Die neue Stadt erhält den Namen Wolkenkukukheim. Alsbald finden sich Poeten und Propheten und andere Abenteuerer ein, um ihre Dienste derselben anzubieten. In ihrer glücklichen Selbst-

gefälligkeit werden die Bürger der neuen Stadt unangenehm gestört durch die Ankunft der Iris, die als Götterbotin von Zeus zu den Menschen gesandt, vor den Mauern aufgefangen worden ist. Doch bereits treffen Colonisten von Athen ein, wo man die unternehmenden Vögel nicht genug bewundern kann: allein sie machen so impertinente Forderungen, daß sie fortgepeitscht werden. Prometheus tritt auf, nach ihm erscheinen sogar Götter, um bittere Klage darüber zu führen, daß nunmehr keine Opferdüfte mehr durch die gesperrte Luft zu den Seligen im Olymp dringen können. Sie zürnen gewaltig: doch lassen sie sich wieder besänftigen, und Rathefreund hält nun mit der schönen Göttin Basileia, „Herrschaft", die mit der Götter Willen ihm vermählt worden, seinen Einzug in die Vogel-Stadt. Der Chor empfängt sie mit festlichen Gesängen, und tanzend und jubelnd beschließt er die Komödie." — — Diese kurze Skizze wird hinreichen, um eine Vorstellung von der geistreichen, komisch phantastischen Erfindung des Dichters zu gewähren.

Auch in der Lysistrata predigt Aristophanes, wie in den Acharnern, den Frieden, und zwar auf sehr originelle Weise. Die Athenischen Frauen, des alles häusliche Leben störenden Krieges längst müde, zetteln, von der Lysistrata aufgereizt, eine Weiber-Verschwörung an; sie geloben einander, daß sie ihren Männern die eheliche Gemeinschaft so lange versagen wollen, bis diese Frieden geschlossen haben.

Die Thesmophoriazusen sind direct gegen Euripides gerichtet: der Titel der Komödie ist der Namen der Frauen, welche im Tempel der Demeter sich versammeln, um das Fest der Thesmophorien (der Feier der durch den Ackerbau herbeigeführten höheren Gesittung) zu begehen. Diese Frauen laden den Euripides vor, um sich wegen der Schmähungen des weiblichen Geschlechtes, die in seinen Tragödien enthalten sind, zu rechtfertigen. Daß bei der ganzen

Action Euripides auf die ausgelassenste Weise persiflirt wird, versteht sich von selbst.

Auch die Frösche sind ein, nur weit ernster gemeinter Angriff auf Euripides, und den durch ihn verbreiteten, oder wenigstens genährten falschen Geschmack. Der Dichter fingirt, daß Dionysos, der Schutzgott der Bühne, sich nach dem Tode des Sophokles, dem Euripides vorausgegangen war, entschließt, selbst nach der Unterwelt hinabzusteigen, um einen der großen Tragiker wieder heraufzuholen. Euripides und Aeschylos streiten mit einander, wem diese Ehre widerfahren solle: natürlich trägt Aeschylos den Sieg davon. Diese ausgezeichnete Komödie enthält, wie keine andere, das poetische Glaubensbekenntniß des Dichters.

Die Ekklesiazusen, „die Weiberversammlung", sind gegen die Ausartung der Demokratie gerichtet. Da die Männer den Staat so schlecht verwalten, so haben die Weiber in der Volksversammlung es durchgesetzt, daß sie nun die Herrschaft führen sollen. Diese phantastische Komödie ist eine wahre „verkehrte Welt", mit aller Keckheit übersprudelnder Laune gezeichnet.

Der Reichthum, das letzte Stück des Dichters, hat einen ganz andern Charakter, als alle übrigen Komödien desselben: es wurde gedichtet, als die Freiheit der Bühne mit der des Volkes schon gebrochen war. Der Reichthum erscheint als ein blinder, alter Mann, der seine Gaben ganz nach Laune und unter dem Einflusse derer vertheilt, denen er dienstbar geworden. Das Stück gehört schon der mittleren Komödie an.

Mittlere Komödie nennt man diejenige Gattung des Griechischen Lustspieles, welche den Uebergang von der älteren zur neuen bildet: sie fällt in die Zeit von 400 bis etwa 330 v. Chr. Von jener unterscheidet sie sich dadurch, daß der Spott nicht bestimmte Personen traf, die Chöre weg-

fielen, und die komischen Beziehungen, wenn auch das öffentliche Leben berührend, doch allgemeiner gehalten waren. Näher können wir ihren Charakter nicht bezeichnen, da sich, außer dem, der älteren Komödie noch näher stehenden „Reichthum" des Aristophanes, nichts dahin Gehöriges erhalten hat. Als Dichter der mittleren Komödie sind besonders **Alexis** und **Eubulos** auszuzeichnen.

Die neue Komödie, welche wir hier noch kurz besprechen wollen, obgleich sie schon der folgenden Periode angehört, war gänzlich auf dem Standpunkte angelangt, welchen unser heutiges Lustspiel einnimmt. Sie bewegte sich ganz in dem gewöhnlichen Alltagsleben, verspottete nicht wirkliche Personen, sondern ganze Stände und Classen der Gesellschaft, und suchte durch vielfache, künstlich angelegte Intriguen komische Situationen herbeizuführen. Es hat sich außer Fragmenten gar Nichts aus ihr erhalten: ihr eigentliches Wesen ist uns aber dennoch sehr bekannt, da wir von den Römischen Dichtern Plautus und Terentius nicht wenige Stücke besitzen, welche fast nur Nachahmungen, und wahrscheinlich oft sehr treue Copieen, von Komödien dieser Gattung sind: eine nähere Besprechung derselben möge also der Darstellung der Römischen Literatur vorbehalten bleiben.

Der weitaus berühmteste Dichter der neuen Komödie war der philosophisch gebildete **Menander** von Athen, der mit der heitersten Laune und in der zierlichsten Form eine ganze Reihe von Sittengemälden aus dem Atheniſchen bürgerlichen Leben entwarf. Neben ihm werden mit Auszeichnung besonders noch **Philemon** und **Apollodoros** genannt.

Die Prosa.

Daß die Prosa als ein eigener, vielgestaltiger Literaturzweig sich später ausbildet, als die Poesie, ist in der Na-

tur des menschlichen Geistes begründet. Die Prosa ist die Sprache des Verstandes, das Organ der Wissenschaft, das Mittel, Begriffe zu entwickeln und den Schatz gewonnener Kenntnisse weiter zu verbreiten: die Sprache folgt hier vor Allem den Gesetzen objectiver Wahrheit und strebt darnach, den Gedanken in seinem ganzen Umfange und in seiner vollen Klarheit und Anschaulichkeit darzulegen. Daher durchbricht dieser gleichsam die äußeren Schranken der Sprache, löst ihren gemessenen Rhythmus auf, und bildet sich in freiem Periodenbau ein schrankenloses Feld, auf welchem allein der Gedanke mit sicherem, ungehemmtem Schritte sich ergehen kann.

Je mehr poetische Elemente eine Gattung der Prosa enthält, um so mehr wird auch die Sprache der schönen, bilderreichen, rhythmischen Form der Poesie sich nähern; je mehr aber der behandelte Gegenstand nur Object des Begreifens und nachdenkenden Betrachtens ist, um so einfacher, zwangloser, nüchterner wird auch die Sprache sein. Daraus ergiebt sich, daß die Prosa sich eben so allmählich von der Poesie gleichsam ablöst, wie unvermerkt Phantasie und Gefühl sich zu ruhiger, Wahrheit suchender Betrachtung erweitern; — je mehr der Verstand das, was einst das Herz entzückte, auch zu fassen und zu begreifen strebt.

So war es auch bei den Hellenen, die in Allem den Pfad der Natur wandelten. Erst im sechsten Jahrhunderte, wo die epische Poesie schon im Sinken begriffen war, und die lyrische bereits in schönster Blüthe stand, tritt die Prosa auf, und auch hier noch in ihren ersten Anfängen, bis sie vom fünften an nach allen Seiten hin sich entfaltete. Da man natürlich auch schon weit früher urkundliche Schriften, die aber nicht der Literatur angehören, in Prosa abfaßte, so ist es nicht zu verwundern, daß man zunächst auch Gesetze in ungebundener Sprache niederschrieb. Die eigentliche prosaische Literatur aber ging rein aus der Poesie hervor,

und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die ersten Erzeugnisse in Geschichte, Philosophie und Beredtsamkeit, obgleich sie nicht mehr Poesie waren, doch noch poetische Form hatten, wie wir an den kyklischen Dichtern, dem philosophisch-didaktischen Gedichte und der gnomischen Elegie gesehen haben.

Wir gehen nun zu den einzelnen Gattungen über.

1. Geschichte.

Die Männer, welche zuerst geschichtliche Erzählungen in Prosa niederschrieben, schlossen sich ganz enge an die kyklischen Dichter an, von welchen sie sich fast nur durch die nicht rhythmische Sprache unterschieden. Ihre Bemühungen gingen Anfangs nur dahin, alte Sagen aus den Dichtern oder an Ort und Stelle zu sammeln, in ein Ganzes zu verweben, und harmlos, unbekümmert um Wahrheit oder Dichtung, niederzuschreiben. Man nannte sie daher Logographen, „Sagenschreiber". Gar bald aber erweiterte sich ihr Gesichtskreis mit der erhöhten Lebhaftigkeit, welche das politische Leben und der Verkehr mit den Nachbarn erhielten; ganz vorzüglich bei den regsamen Joniern, welche auch hier, wie in so manchen andern Zweigen der Literatur, vorangingen. Der Trieb des Forschens, die Lust an neuen Entdeckungen ergriff viele der talentvollsten Männer: die großen Begebenheiten der Gegenwart reizten dazu an, sie nicht nur durch treue Beschreibung dem Andenken der Menschen zu überliefern, sondern auch ihren Ursachen, die oft in die frühe Vergangenheit oder in ferne Länder führten, nachzuspüren. Ihre Werke, welche leider! sämmtlich untergegangen sind, hatten daher vor Allem Werth als reiche, meist mit redlicher Wahrheitsliebe veranstaltete Sammlungen, und waren späteren Geschichtschreibern, die, was den Logographen noch ferner lag, das Wahre vom Falschen zu sondern bemüht waren, eine unent-

behrliche Quelle. Es bedarf der Erwähnung kaum, daß jene Sammlungen eben sowohl auf Geographie, wie auf Sagen und Geschichten sich erstreckten: es waren Reisebeschreibungen, Stadt-Chroniken seit Gründung der Stadt, Geschichten einzelner Geschlechter, Genealogieen u. dgl.

Kadmos, der älteste unter ihnen, um 520 v. Chr., schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt Milet. Von **Akusilaos** hatte man eine „Stammgeschichte der Könige", welche mit der Weltschöpfung aus dem Chaos begann. Ein sehr bedeutender Mann war **Hekatäos** aus Milet, der große Reisen machte, und schon mit besonnenem Eifer die Dichtung von der Wahrheit auszuscheiden bemüht war. Die „Lydische Geschichte" des **Xanthos** hatte großen Werth durch viele wichtige geologische Angaben. Der fleißige **Hellanikos** benutzte schon, neben eigenen Beobachtungen, die Werke früherer Schriftsteller. Von **Pherekydes** sind noch ziemlich viele Fragmente erhalten.

An diese und andere Logographen reiht sich, in Manchem ihnen noch verwandt, unmittelbar an der große

Herodot.

Er ist der erste eigentliche Geschichtschreiber, weil er nicht nur sammelte und wiedererzählte, sondern auch forschte und seinen Stoff sichtete. Sein Leben fiel in die nächsten Zeiten nach den Perserkriegen, und die gewaltigen Begebenheiten, die wunderbaren Erfolge derselben reizten schon frühe sein für alles Große so tief empfängliches Gemüth, den Ursachen derselben und dem Laufe der Ereignisse nachzuforschen, und in einem großen Gemälde auch den Geschlechtern der Nachwelt zu überliefern. Er unternahm daher schon als junger Mann eine Reihe von Reisen, die ihn bis in die entlegensten Länder führten. Nach seiner Heimkehr hielt er sich meist in Athen auf, und begann nun die Ausarbeitung des

gesammelten reichhaltigen Stoffes. Später begab er sich nach der neugegründeten Colonie Thurii in Unteritalien, wo er, ein glücklicher und hochbetagter Mann, gestorben ist. Wann er sein großes Werk vollendete, ist ungewiß; gewiß aber, daß er bis an sein Ende daran besserte und zusetzte.

Dieses unvergleichliche Werk, welchem Herodot den bescheidenen Titel „Geschichten“ gab, und das spätere Gelehrte in neun Bücher eintheilten, soll, wie die eben so kurze als einfach schöne Einleitung sagt, die Kämpfe der Hellenen mit den Barbaren darstellen, giebt aber in der That eine ausführliche Weltgeschichte, in so weit sie damals möglich war. Denn indem der sinnige, überall auf den Grund gehende Mann nach den tiefer liegenden Ursachen jener Kämpfe forscht, wird er bis in die älteste Vorzeit zurückgeführt; und indem er erwägt, welche Masse von ganz verschiedenartigen Völkern in denselben verwickelt worden, kommt er auf die Geschichte aller zu reden, und dringt auch in diesen Geschichten überall bis zu den ersten Anfängen derselben vor. Daher hat die ganze Anlage seines Werkes etwas durchaus Poetisches. Ein Hauptfaden zieht sich durch das Ganze hindurch; überall aber sind die Geschichten einzelner Völker wie Nebenfäden angeknüpft, — Episoden, die immer wieder auf das Hauptthema zurückgehen: dieß giebt dem Werke eine überaus reizende Naivität, die, mit der Treuherzigkeit des Tones in Erzählung und Schilderung verbunden, einen wunderbar ergreifenden Eindruck macht. Wer Herodot einmal gelesen hat, kann gar nicht müde werden, ihn immer und immer wieder zu lesen:*) es ist uns, als wenn ein Genius aus höheren Regionen herabgestiegen wäre, und frei

*) Denjenigen unserer Leser, welche nicht im Stande sind, Herodot im Originale zu lesen, können wir die wahrhaft klassische Uebersetzung von F. Lange, „die Geschichten des Herodotos“, nicht dringend genug empfehlen.

von aller menschlichen Befangenheit, aber mit warmem Herzen und offenem Auge für alles Menschliche, die Thaten der Menschen und ihre Schicksale mit einer Klarheit vor Augen legte, welche denen versagt ist, die durch die unmittelbare Berührung mit den Ereignissen die rechte Perspective für Auffassung derselben verlieren mußten. Herodot steht hoch über allen Geschichten, die er berichtet, und doch mitten drein: grade dieß macht ihn so groß, so unaussprechlich liebenswürdig. Es ist aber in diesem kindlichen Gemüthe auch ein heiliger, tiefer Ernst: die Geschichte ist ihm eine Offenbarung der Gottheit, zu welcher der in reiner Demuth seiner eigenen Kraft sich Bewußte vertrauensvoll aufblicken darf, vor welcher aber auch zittern soll, wer sich vermißt, mehr zu wollen, als was Götter den Menschen beschieden haben. Er ist ein streng sittlicher Richter aller menschlichen Thaten, und überall hebt er die Tugend hervor und zeichnet das Verbrechen mit der Schmach unverhüllter Darstellung; den Verbrecher aber behandelt er mit dem Mitleiden, welchem das Böse als das größte Unglück erscheint. Daher seine strenge Wahrheitsliebe, die sich so rührend naiv zu erkennen giebt, indem er überall genau unterscheidet, was er selbst gesehen und was er blos von Andern gehört hat; was er glaubt, und was er nicht glaubt. „Erzählen aber, sagt er, muß ich Alles." Denn auch da, wo er zweifelt, will er dem Urtheile seiner Leser nicht vorgreifen: sie sollen selbst prüfen.

Und wenn ein solcher Mann mit solchem Herzen, mit so tiefem unverdorbenem Gemüthe, so klarem Verstande und so innigem, heiligem Interesse für die Wahrheit so großartige und so ergreifende Geschichten erzählt, wie sollte da seine Sprache eine andere sein können, als die durch den Zauber idealer Schönheit und Anmuth verklärte? Der von ihm, obgleich er Dorer war, gewählte Jonische Dialekt kam ihm mit seiner Weiche und Biegsamkeit dabei vortrefflich zu Statten.

In den ersten Büchern erzählt er die Geschichten von Lydien, beschreibt Land und Volk der Perser, geht dann zu den Babyloniern und andern Völkern über, wobei überall die Geschichte derselben ausführlich, so weit er sie kennt, mitgetheilt wird. Der Verlauf seiner Darstellung führt ihn dann zu den Skythen und Thrakern; hierauf zu der Empörung der Kleinasiatischen Griechen, womit er zu der nächsten Veranlassung der Perserkriege gekommen ist. Diese werden alsdann ohne Unterbrechung sehr genau und mit der gewissenhaftesten Treue bis zu den Schlachten bei Platää und Mykale fortgeführt, welche den Beschluß des großartigen Werkes bilden.

An Herodot schließt sich unmittelbar an der nur 13 Jahre jüngere

Thukydides aus Athen.

In seiner „Geschichte des Peloponnesischen Krieges" schildert er diesen merkwürdigen Kampf auf Tod und Leben, in welchem Athen unterlag, mit einer Meisterschaft, die ihn zu dem größten Historiker Griechenlands macht: denn schon in den nächsten Nachfolgern des Thukydides stieg die Geschichtschreibung von der Höhe wieder herab, auf welche er sie erhoben hatte. Schon dadurch hat sein Geschichtswerk einen unsterblichen Werth, daß er als Zeitgenosse der geschilderten Begebenheiten, die er zum Theile selbst erlebt, in denen er sogar selbst als Mithandelnder aufgetreten war, schreibt. Er war ein Nachkomme des berühmten Miltiades, bildete sich mit großem Eifer zum Staatsmanne aus, und wurde im Kriege Anführer einer Flotte; bald nachher aber, da er ohne eigene Schuld den Zweck seiner Sendung nicht erfüllen konnte, verbannt. Er lebte fortan ganz zurückgezogen auf seinen Gütern in Thrakien, die seine Frau ihm in die Ehe gebracht hatte: und hier war es, wo er sein großes Geschichtswerk

in 8 Büchern verfaßte, deren letztes bis auf das 21. Jahr des fast dreißigjährigen Krieges reicht.

Er erzählt in genau chronologischer Folge, und zwar überall mit einer so strengen Wahrheitsliebe und Unbefangenheit, daß seine Person nirgends hervortritt: man glaubt die Geschichte selbst zu hören. Dabei ist er in allen seinen Schilderungen von außerordentlicher Anschaulichkeit und Klarheit: — er weiß überall die Begebenheiten in ihrem innersten Zusammenhange zu erfassen und darzustellen: — ohne daß er irgend ein müßiges Raisonnement einstreut, enthüllt er die verborgensten Ursachen der menschlichen Thaten; — er belebt seine Darstellung durch häufig eingeflochtene und höchst kunstvoll wiedergegebene Reden der handelnden Personen; — endlich gruppirt er alle einzelnen Ereignisse so geschickt und wahrhaft ergreifend zu einem, wie ungesucht hervortretenden Total-Effect, daß seine Geschichte einem großartigen Drama zu vergleichen ist, während die des Herodot mehr dem Wesen eines epischen Gedichtes sich nähert. Seiner Sprache hat man oft Dunkelheit und Härte vorgeworfen: allein sie ist vielmehr eine gedankenschwere, die allerdings weniger genossen, als mit angestrengtem Geiste erfaßt und begriffen sein will. Wer aber einmal den leitenden Faden durch seine kunstvollen, an die Verschlingungen eines Chorgesanges erinnernden, Perioden gefunden hat, der wird von Bewunderung ergriffen über die Würde und Erhabenheit, die ein Ausfluß seines hohen Geistes und ein Abbild des ihn erfüllenden tiefen Ernstes ist.

Ueber Alles nemlich müssen wir an Thukydides die großartige Gesinnung rühmen und achten. Er sucht nicht nur die ungetrübte Wahrheit überall an's Licht zu stellen; er will zugleich in der Darstellung derselben belehren, und den Menschen klar machen, daß die Vergangenheit eine Lehrmeisterin der Zukunft für den sei, der die Folgen böser und guter,

thörichter und weiser Thaten mit sinnendem Geiste erwägt. Darum ist seine Geschichte von so ernst wissenschaftlichem, zugleich aber von so tief politischem Charakter: den Standpunkt rein politischer Beurtheilung hält er überall, wie ein in dem leidenschaftlichen Gewirre menschlicher Bestrebungen und Thaten ruhig wandelnder, streng richtender und ernst warnender höherer Genius, mit unbewegter Consequenz fest. Die Politik war ihm aber, ganz in dem Geiste des antiken Lebens, nicht das, was die Neueren nur allzu oft darunter verstehen, ein System egoistischer, kalt berechnender Pfiffigkeit: sie war ihm vielmehr die Moral des Staates. Der Staat soll eben so nach den Gesetzen edler Sittlichkeit handeln, wie der Einzelne. Daher hat jeder Einzelne um so höheren Werth, je mehr sein Thun und seine Gesinnung die Ehre des Ganzen fördert: nur der tugendhafte Bürger ist ein tugendhafter Mensch: — daher endlich kann dem Staate nur das Ehrenhafte Segen bringen. Darauf weist er mit echt pragmatischem Geiste überall hin; — und schon darum ist er der großartigste Historiker des Alterthumes, dem wir nur Tacitus zur Seite zu stellen wüßten. — Der dritte bedeutendere Historiker früherer Zeit ist:

Xenophon von Athen.

Dieser mild und edel gesinnte Mann steht seinen großen Vorgängern schon sehr weit nach. Er war in seiner Jugend ein begeisterter Schüler des Sokrates und blieb, so lange er lebte, dessen begeisterter Anhänger. Auch in seinem Leben war er ein würdiger Vertreter der reinen Sittenlehre jenes großen Volkslehrers, dessen Grundsätze ihm überall vor Augen schwebten. Er hatte Gelegenheit, sie in verschiedenartigen Lebensverhältnissen in Anwendung zu bringen. Nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges, in welchem er mehrmals mitgefochten hatte, nahm er Kriegsdienste in dem Heere,

welches der jüngere Kyros, Oberstatthalter von Kleinasien, anwarb, um gegen den König Artaxerxes, seinen Bruder, zu ziehen. In der unglücklichen Schlacht bei Kunaxa, jenseits des Euphrat, wurde Kyros geschlagen und getödtet, und nun waren die Griechischen Hülfstruppen desselben in ihrer Wehrlosigkeit ganz der Rache des hinterlistigen Königs preisgegeben, um so mehr, da ihre Führer meuchlings ermordet worden waren. In dieser verzweifelten Rathlosigkeit stellte Xenophon sich an ihre Spitze, und führte sie durch die wildesten Länder und Völker so glücklich bis zu befreundeten Städten, daß dieser „Rückzug der Zehntausend“ für alle Zeiten berühmt geworden ist. Xenophon hat den ganzen Feldzug beschrieben in seiner „Anabasis“, unstreitig der besten seiner Schriften. Mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit läßt er seine eigene Person so wenig irgendwo hervortreten, daß in der Schilderung der von ihm ausgeführten glänzenden Thaten Nichts daran erinnert, daß er zugleich der Darsteller derselben ist. Dabei herrscht überall eine musterhafte, oft wirklich großartige Einfachheit: alle Ereignisse sind mit der schönsten Klarheit erzählt; seine Schilderungen haben eine blühende Frische, die eingestreuten Reden sind voll Leben und Kraft, und die Sprache so rein und ungeschminkt, daß man sie gewissermaßen eine durchsichtige nennen kann. Einen wahrhaft ergreifenden Eindruck macht die Stelle, wo er sich selbst zum Erstenmale in die Erzählung einführt, und zwar mit den einfachen Worten: „Es war aber unter dem Heere ein Athener, mit Namen Xenophon.“ — Die ganze Schrift hat eine künstlerische Vollendung, wie wenig andere Werke der Griechischen Prosa. —

Nach glücklich beendigtem Rückzuge begab er sich zu dem Heere der Spartaner, welche damals in Kleinasien gegen den Perserkönig im Felde standen, und hier treffen wir den sonst so achtungswerthen Mann auf einer Richtung, die wir in

hohem Grade mißbilligen müssen: er verläugnete gewissermaßen seine Vaterstadt. Denn Athen war mit dem Perserkönig verbündet, und Sparta von jeher der Todfeind Athen's gewesen; ja vor noch nicht langer Zeit war dieses durch jenes an den Abgrund des Verderbens gebracht worden, und doch trat Xenophon, der Athener, auf dessen Seite. Mit Recht traf ihn die Verbannung dafür. Es war von seiner Seite weniger schlimme Gesinnung, als Kurzsichtigkeit und einseitige Verehrung der aristokratischen Staatsform, die in Sparta zu Hause war. Er ließ sich dazu verleiten durch die größere äußere Ruhe des bürgerlichen Lebens und den scheinbar höheren Grad von Gesetzmäßigkeit in jenem Staate, ohne zu gewahren, daß aus diesen Formen schon lange der edlere Geist zu entschwinden angefangen hatte. Ueberhaupt war er, da er überall zu einseitig den moralischen Maßstab des Privatlebens anlegte, ein kurzsichtiger Politiker und eigentlich gar kein Patriot: dieß war die schwache Seite der Sokratischen, nur auf abstracte Moral gerichteten Philosophie. Wie ganz anders noch Thukydides! Und grade an diesen schloß Xenophon in einer seiner Schriften sich an.

In hohem Alter schrieb er nemlich auf seinem Landgute in dem Ländchen Elis, das er der Gunst der Spartaner verdankte, seine „Hellenische Geschichte“ in 7 Büchern, welche grade da beginnt, wo Thukydides endete, mit dem Jahre 411 v. Chr. Sie reicht bis auf die Schlacht bei Mantinea, 362, wo der große Epaminondas fiel.

Da Xenophon hier durchaus als Zeitgenosse erzählt, und nie mit Bewußtsein parteiisch, sondern ehrlich und schlicht, so hätte sein Werk immerhin großen Werth, wenn es nicht in bedeutender Entstellung auf uns gekommen wäre. Ueberdieß herrscht eine äußerst drückende, ermüdende Nüchternheit in dem ganzen Buche; nirgends tritt die Kurzsichtigkeit und der Mangel an politischem Scharfblick und patriotischer Gesinnung so

grell hervor, als hier. Man sieht überall den einseitigen Moralisten, und seine Einfachheit und sogenannte Objectivität geht oft in wahrhaft philisterhafte Theilnahmlosigkeit über, so daß die größten Ereignisse und Charaktere ohne alle Wirkung an uns vorübergehen. Seine Spartaner werden auch hier, wenn auch ohne seinen Willen, in zu günstiges Licht gestellt.

Unter allen Spartanern verehrte er am Meisten den allerdings vortrefflichen König Agesilaos, dem er in seiner „Lobrede auf Agesilaos" ein schönes Denkmal gesetzt hat.

In seiner Kyropädie hat er das Leben des älteren Kyros, des großen Stifters der Persischen Monarchie, zu einem sehr anziehenden und vortrefflich geschriebenen historischen Roman verarbeitet. Er hatte eine ziemlich genaue Kenntniß Persischer Sitten und Gebräuche erlangt und benutzte diese auf interessante Weise in seiner Darstellung. Doch macht es nicht überall den besten Eindruck, daß er seinen orientalischen Charakteren so viele Hellenische Lebensweisheit in den Mund legt; in der That aber widerwärtig ist es, daß der freie Athener hier als Lobredner der Monarchie erscheint: denn sein Kyros ist das Ideal eines nach Sokratischen Grundsätzen gebildeten Herrschers, und die Zustände in dem Reiche desselben sind ihm ein Bild irdischer Glückseligkeit.

Von seinen philosophischen Schriften wird unten die Rede sein. Er soll in hohem Alter zu Korinth gestorben sein.

Einen Zeitgenossen des Xenophon müssen wir noch erwähnen, den **Ktesias**, der sehr lange Arzt am Persischen Hofe war, und hier, wie kaum ein anderer Hellene vor und nach ihm, in die Geheimnisse des Serail-Lebens eingeweiht wurde. Um so mehr zu bedauern ist es, daß von seiner großen „Persischen Geschichte" nur dürftige Fragmente und Auszüge erhalten sind. Auch von seinen „Indischen Geschichten", welche hauptsächlich mit dem Naturgeschichtlichen des Landes

sich beschäftigten, ist nur noch ein Auszug vorhanden. Dieser enthält die wunderlichsten Fabeln von Menschen und Thieren: allein man muß nicht vergessen, daß Ktesias nie selbst in Indien war.

Von Xenophon an, der, gegen Thukydides gehalten, schon einen Rückschritt in der Geschichtschreibung macht, versank diese Kunst mehr und mehr in rhetorischen Pomp, wobei der Redeprunk den einfachen Gehalt der Geschichte übertönt und die Wahrheit in Schminke auftritt. Keines der hierher gehörigen Geschichtswerke ist erhalten; von manchen haben wir noch einzelne Fragmente. **Philistos** von Syrakus fand in den politischen Händeln seiner Vaterstadt den Tod: man nannte ihn den „kleinen" Thukydides, weil er besonders diesen großen Mann nachahmte. An **Theopompos**, der schon in Alexander's Zeit hinüberreicht, rühmt man Gründlichkeit, tadelt aber Anekdotenhascherei und Schmähsucht. **Ephoros** machte den ersten Versuch einer „Universalgeschichte", welche von Späteren viel benutzt wurde. Von andern Geschichtschreibern kennen wir fast nur die Namen.

2. Philosophie.

Es wurde schon früher bemerkt, daß die ersten Versuche der Hellenen in der Philosophie noch ganz poetischer Art waren, und die ersten Philosophen ihre Lehren in poetischer Form, in philosophischen Lehrgedichten vortrugen. Von den ältesten Gesängen dieser Art ist uns sehr wenig bekannt; doch mögen sie im Allgemeinen in dem von Hesiod abgesteckten Kreise sich bewegt haben: in Phantasieen über die Entstehung der Welt und der Götter und Aehnliches.

In weiterer Entwicklung aber dehnten die immer mehr nach der Wahrheit vordringenden Forscher ihre Untersuchungen auf tiefer liegende Fragen aus. Mit der Annahme,

daß göttliche Kräfte aus einem Urzustande die Welt hervorgerufen haben, war ihrer Wißbegierde nicht genügt: sie fragten, welcher Art jener Urzustand gewesen; aus welchen Stoffen das Weltall hervorgegangen, und welches die bewegenden Ursachen gewesen, aus denen die unendlich reiche Erscheinungswelt in's Dasein gerufen worden. Sie verließen den Boden der Phantasie und der Religion, ignorirten den Glauben an die Götter; — ja, bald setzten sie sich zu demselben in offenen Widerspruch. Denn sie suchten nun die letzten Gründe in der Materie selbst, und wendeten dieser allein ihre Forschungen zu: so trat also die Philosophie zunächst als Naturphilosophie auf, bis sie auch das Wesen des Menschen zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machte, und durch mehrfache Uebergänge hindurch zur Metaphysik und zur philosophischen Zwecklehre oder zur Lehre über die Bestimmung des Menschen und seinen Zusammenhang mit einer höheren unsichtbaren Welt vordrang.

Wir können, unserer Aufgabe gemäß, die verschiedenen philosophischen Systeme, wie sie der Zeit nach auf einander folgten, nur sehr im Allgemeinen charakterisiren und müssen uns begnügen, in kurzer Uebersicht nachzuweisen, wie auch auf diesem Gebiete der Geist der Hellenen auf ganz naturgemäße Weise von den ersten, gleichsam noch instinctmäßigen Regungen zu schöner Vollendung und zum klarsten Bewußtsein sich erhob.

Die Jonische Schule war der erste Kreis von Naturphilosophen, die über die Entstehung der Welt bestimmte Theorieen aufstellten: sind dieselben auch noch sehr unvollkommener Art, und verrathen sie auch einen großen Mangel an richtiger Kenntniß der Natur, so sind sie doch schon ein Beweis von erstaunlichem Spürsinn und von jenem den Hellenen so eigenthümlichen richtigen Takte, den selbst unklare Vorstellungen, die wie im Halbdunkel noch umhertappen, unbewußt

auf den Weg zur wahren Erkenntniß führen. Alle Philosopheme dieser und der folgenden Schulen haben noch den Charakter poetischer Umhüllung innerer Erkenntniß, für welche man den wissenschaftlichen, abstracten Ausdruck noch nicht gefunden hatte.

Thales von Milet 600 v. Chr. war der Stifter dieser Schule, deren vorzüglichste Glieder aus Jonien waren. Er nahm das Wasser als den Urstoff aller Dinge an, und hatte eine pantheistische Richtung, die sich in dem Satze ausspricht: „Alles ist voll Götter“. — Er besaß für damalige Zeit bedeutende mathematische Kenntnisse und soll zuerst eine Sonnenfinsterniß vorausgesagt haben. Sein Schüler:

Anaximander nahm, den Pantheismus noch bestimmter ausprägend, als göttliches Urwesen das „Unendliche“ an, aus welchem alle Körper ausströmen, und zu dem sie wieder zurückkehren. — Anaximenes sah in der Luft den Urgrund aller Einzelwesen, und Pherekydes, der zuerst in Prosa schrieb, nahm drei ewige Principien aller Dinge an: Zeus, Zeit und Chaos. — Anaxagoras, der lange in Athen lehrte, trat dem Glauben an Götter schon ganz offen entgegen. Er lehrte einen, außerhalb der Materie stehenden göttlichen Geist, welcher die Welt dadurch bildete, daß er den formlosen Stoff, der von Ewigkeit her in unzähligen, gleichartigen Atomen, „untheilbar kleinen Körperchen“ vorhanden war, in Bewegung setzte und zu bestimmten Gestalten ordnete. — Der letzte dieser Schule, Archelaos, machte schon auch die Sittenlehre zum Gegenstande seines Nachdenkens; er stellte den Satz auf: „Nicht von Natur aus giebt es ein Gut oder Bös, sondern nur durch Gesetz und Meinung.“

Die Italische Schule wurde gestiftet von Pythagoras, der sich in Kroton in Unteritalien niederließ; daher auch die Pythagoräische genannt. Der wahrhaft große

Mann suchte Orientalische Geheimlehren mit Hellenischer Philosophie zu verschmelzen, und seine Lehrsätze nicht nur auf die Sittenlehre auszudehnen, sondern auch dieselbe durch einen förmlichen aus seinen Anhängern gestifteten Bundesorden zu verwirklichen. Er selbst hat Nichts geschrieben, und die Werke seiner Schüler sind untergegangen. Den Mittelpunkt seiner Lehre bildeten mathematische Speculationen: die Geometrie verdankt ihm den bekannten Pythagoräischen Lehrsatz. Die Zahlenlehre war ihm der Ausdruck, die Form aller philosophischen Erkenntniß: er wendete sie selbst auf die Sittenlehre an. Die sinnreichste und tiefsinnigste seiner Lehren war die, daß die göttliche Weltseele in Lichtmaterie gehüllt, im Innern des Weltalles wohne: von da läßt sie alle Dinge, Geist und Körper, in ewiger Bewegung ausströmen. Aus diesen, zum Theile der Jonischen Schule entlehnten, philosophischen Sätzen folgerte er seine Lehre von der „Harmonie der Sphären“, so wie der Seelenwanderung. Auch in der Tugend erblickte er die Verwirklichung der Harmonie, zu welcher der Mensch nur durch Selbstbeherrschung gelange. Diese war daher auch die Hauptaufgabe, welche er zunächst den Gliedern seines Ordens auferlegte, der zugleich einen hohen politischen Zweck, durchgreifende Reform des öffentlichen Lebens, verfolgte. Er verstand es, in seinen ihm fast blindlings ergebenen Anhängern durch die ihnen eingeflößte Begeisterung einen bewundernswerthen Grad von sittlicher Kraft und Energie zu entwickeln: zugleich mögen dieselben aber, von einem überströmenden Selbstgefühle verleitet, ihre Mitbürger durch eine gewisse Anmaßlichkeit abgestoßen haben. Sie wurden wenigstens leidenschaftlich verfolgt und ihr Bund gewaltsam gesprengt. Ueber der Lehre des großen Mannes, wie über der Geschichte seines Ordens, schwebt noch großes Dunkel: doch wurde seine Philosophie, welcher selbst Platon nicht

wenige Ideen entlehnte, um sie klarer zu gestalten, noch bis in spätere Zeiten durch Anhänger derselben weiter gebildet. Die bekanntesten Pythagoräer waren:

Telauges und Mnesarchos, des Pythagoras Söhne: — Archytas von Tarent: — Epicharmos, der oben hervorgehobene Lustspieldichter: — Empedokles, der berühmteste von allen; — Auch Theano, des großen Mannes geistvolle Gemahlin, schrieb philosophische Werke: es sind noch Briefe vorhanden, die ihr zugeschrieben werden.

Die Eleatische Schule war eine sehr weit verbreitete und erhielt ihren Namen von Elea in Unteritalien, wo ihr Stifter, Xenophanes, der, ebenso wie Pythagoras, aus Jonien stammte, sich niedergelassen hatte. Die Grundlehre des geistvollen Mannes beruhte darauf, daß er alles Werden verneinte, und von dem Satze: „Aus Nichts wird Nichts“ ausgehend, ein ewiges Sein annahm. Auf dieser Lehre bauten seine Schüler in mancherlei Richtungen weiter.

Parmenides entwickelte vorzüglich die Lehre von der Einheit des Alls: — Herakleitos: „der Dunkle,“ nahm das Feuer als das Grundelement aller Dinge an, die entweder aus Verdünnung oder Verdichtung desselben entstanden seien. — Zenon von Elea wird als Erfinder der Dialektik genannt, indem er zuerst die Gesetze des Beweisens und Schließens, so wie die Regeln des Disputirens näher entwickelte.

Leukippos, der Begründer der sogenannten neuen Eleatischen Schule, bildete die Lehre von den Atomen weiter. — Demokritos ist besonders durch seine Sittenlehre bekannt, deren Grundprincip die Seelenruhe war: — sein Schüler Protagoras läugnete ganz entschieden das Dasein der Götter, in einem Buche, welches verboten wurde. Aus dieser Schule gingen hervor, wiewohl auch weit von ihr sich entfernend:

Die Sophisten. Während wahrhaft großartige und erhabene Weise, wie Pythagoras, sich mit dem bescheidenen Namen Philosoph, d. h. „ein die Weisheit liebender", „die Weisheit suchender Mann", begnügten, und schon damit ihre richtige Einsicht in das Wesen jener höchsten Stufe menschlicher Erkenntniß, deren letzte Gründe dem sterblichen Auge stets ein Geheimniß bleiben werden, an den Tag legten, traten später andere, weit tiefer stehende Männer auf, die sich selbst den prunkenden Namen Sophisten, d. h. „Lehrer der Weisheit" beilegten. Sie hätten sich auch „Weisheitskrämer" nennen dürfen: denn in ihren Händen wurde das edelste Gut des Menschen zu einer käuflichen Waare, die in der Vorhalle der Wissenschaft aufgestellt, Keinen in das innere Heiligthum derselben gelangen ließ. Die eigentliche Heimath der Sophisten war Sikilien, namentlich Syrakus, wo unter der Herrschaft prunksüchtiger Tyrannen eine Hofluft wehte, welche dem falschen, täuschenden Schimmer und Schein von jeher günstiger war, als der einfachen und in sich selbst befriedigten Wahrheit. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung war die Beredtsamkeit, in welcher sie durch glänzende Darstellung zu imponiren suchten, und die von ihnen in eigenen Schulen gelehrt wurde: zu Gegenständen ihrer mehr schimmernden, als probehaltigen Kunst machten sie vorzugsweise Fragen der höheren Lebensweisheit. Allein sie opferten Alles, Wahrheit und Ehrlichkeit, der Sucht auf, dadurch zu glänzen, daß sie Alles beweisen und Alles wegdisputiren konnten: für die eigentliche, höhere Philosophie haben sie also Nichts, oder höchstens nur Verderbliches geleistet, und um diese heilige Wissenschaft sich fast das einzige Verdienst erworben, daß ihre Taschenspielerkünste einen Sokrates anreizten, der Menschheit die Pforten wahrer Lebensweisheit zuerst zu öffnen. Denn sie machten bald nach ihrem ersten Auftreten in Syrakus das jedem Zweige

feinerer Cultur so zugängliche Athen zu ihrem eigentlichen Hauptquartiere. Um die Ausbildung der sogenannten Logik und der auf der Anwendung dieser formellen Wissenschaft beruhenden Dialektik haben sie allerdings nicht geringe Verdienste, obgleich in der Art, wie sie sich diese erwarben, kein Verdienst liegt: denn überall wo Trug und Schein durch künstliche Beweisführungen sich geltend zu machen und zu täuschen suchen, rufen sie unwillkührlich die Wahrheit auf, durch eben dieselben Künste sich zu vertheidigen, und dadurch diesen erst ihre Weise und Bedeutung zu ertheilen. So sehr aber sind durch die redlichen Bestrebungen des Sokrates und seiner Jünger die Sophisten in der Achtung aller Besseren herabgesetzt worden, daß „Sophist" ein Schimpfname wurde, und das Wort „Sophisterei" die gehäßige Bedeutung erhielt, die es gegenwärtig noch hat. Einer allgemeinen Verachtung fallen aber mit Recht diejenigen anheim, welche ihren Stolz, wie die Sophisten es thaten, darin setzten, „aus Recht Unrecht" zu machen: möge dieß auch mit einem noch so großen Aufwande von Talent und Kunst geschehen, was allerdings bei einigen derselben der Fall war.

Berühmt als Redner und Sophist war einer der frühesten: Gorgias aus Sikilien, der erste, der sich in Athen niederließ. Auch der schon genannte Protagoras ist hieher zu zählen: Prodikos war einer der besten unter ihnen, und zu den talentvollsten gehörte der als einer der blutdürstigsten unter den 30 Tyrannen berüchtigt gewordene Kritias.

Sokrates.

Dieser merkwürdige Mann, der einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit bildet, wurde durch sein Auftreten gegen die Sophisten der Schöpfer jener echten Lebensweisheit, welche jetzt noch in ihren Grundzügen als die ein-

zig wahre, ewig geltende anerkannt werden muß. Er war recht eigentlich ein Mann des Volkes; und hervorgegangen aus den niedern Kreisen des Volkes, — er war der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme, — verdankte er seine höhere Weisheit fast nur sich selbst, und stellte sich mit derselben als ein Herold jener göttlichen Wahrheit, die eben dadurch göttlich ist, daß jedes unbefangene menschliche Gemüth sie zu fassen vermag, mitten unter das Volk, und stellte sein Volk mitten in die Menschheit hinein. Denn darin liegt die tiefe, welthistorische Bedeutung des edlen Sokrates, der wie von selbst zu einem Vergleiche mit Christus auffordert, daß er den Uebergang von der abgeschlossenen Hellenischen Nationalität zu jenem Universalismus, dem rein Menschlichen, bildet, welches später durch das Christenthum, das ebenfalls ursprünglich die Erweiterung einer engen Nationalität in das einfach Humane war, zu dem wesentlichen Elemente der neueren Zeit erhoben wurde. Bei Sokrates hatte zunächst die Religion, ohne sich dem Volksglauben zu entfremden, einen ganz eigenthümlichen, echt menschlichen Character angenommen: seine höchste Verehrung war dem göttlichen Dämon zugewendet, der ihm nichts Anderes war, als der personificirte Genius des Menschlichen, dessen Stimme in der Brust jedes einzelnen Menschen klar und vernehmlich sich in jedem Augenblicke, wo der Mensch ihm unbefangen horchen will, ausspricht: ihm soll folgen, wer nicht irren will; er ist das persönlich gedachte Gewissen.

Am einflußreichsten war Sokrates dadurch, daß er in seiner sittlich praktischen Lebensweisheit eine reine Vernunftlehre entwickelte: er wollte den Menschen zu jenem edlen Humanismus führen, welchen er mit dem Namen Kalokagathie, „das Schön-Gute" bezeichnete. Dem eitlen, anmaßenden Prunken des Sophisten mit einer falschen, inhaltslosen Weisheit setzte er die Weisheit des Nichtswissens

entgegen, und lehrte diese in ungezwungenem Verkehre mit den Menschen, die er gleichsam auf Markt und Straßen aufgriff und festhielt, mit jener Ironie, welche Jeden zu dem Geständnisse seiner eigenen Ohnmacht oder Verkehrtheit nöthigte. Dabei schlug er seine sophistischen Gegner durch ihre eigenen Waffen; durch eine Dialektik, die er mit mächtig überlegenem Verstande handhabte: seine Methode war die nach ihm genannte Sokratische; sie bestand darin, daß er weniger positiv lehrte, sondern vielmehr die Wahrheit aus und in dem zu Belehrenden selbst hervorrief und dessen falsche Vorstellungen unvermerkt zu den wahren und reellen hinüberführte. Von allen physischen und metaphysischen Untersuchungen über Natur und Welt, welche bisher die Philosophie fast ausschließlich beschäftigt hatten, hielt er sich fern, da nach seiner festen Ueberzeugung der Mensch darüber doch nicht zur sicheren Erkenntniß kommen könne, und Kenntnisse dieser Art doch Nichts zur menschlichen Glückseligkeit beitragen.

Sein trauriges Ende durch die ungerechteste Verurtheilung bethörter Richter ist bekannt genug: wie ruhig und heiter er starb und wie er durch seinen Tod die heilige Wahrheit seiner Lehre bethätigte, ist für jeden fühlenden Menschen ein Beweis, daß auch die Heiden mit ruhigem Blick auf den Himmel sterben konnten. Sein Leben schon war eine ununterbrochene Aufopferung für die Wahrheit.

Weil er nun einen so großen Kreis lernbegieriger und für lange vorenthaltene Lebensweisheit so empfänglicher jüngerer und älterer Männer um sich vereinigte; — da seine so mächtig anregende Lehre die Forschungen des dem Höheren zugewendeten Geistes auf die wichtigsten und bedeutungsvollsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens hinlenkte; — da er zum Erstenmale alles Ernstes die große Frage: „Worin besteht das wahre Glück des Menschen" allen Menschen zur Beantwortung vorlegte; so ist es wohl begreiflich, daß

aus seiner Schule, wenn man den Kreis lernbegieriger, ihm ohne äußeres Band gleichsam auf Weg und Steg folgender Männer so nennen will, eine ganze Reihe scharf abgegränzter philosophischer Disciplinen und wirklicher Schulen hervorging, die in ihren Grundprincipien nicht nur sehr auseinander gingen, sondern sogar ganz direct sich widersprachen. Hatte ja doch des genialen Mannes Lehre, was vor ihm von Keinem geschehen war, das ganze Gebiet höherer Lebensweisheit in seiner ganzen Tiefe aufgeregt und mit dem fruchtbarsten Samen überstreut! kein Wunder also, daß dieser Samen freier Forschung die verschiedenartigsten Früchte trug. Man kann daher wohl sagen, daß die ganze spätere Philosophie nur eine fortgesetzte, ihren eigenen Schwerpunkt suchende Entwickelung der Sokratischen Lehre ist. Er hatte, um Cicero's Worte zu gebrauchen, die Philosophie vom Himmel herabgerufen, damit sie unter den Menschen wohne: — wie war es anders möglich, als daß in diese Himmelsgabe die Sterblichen, jeder nach seinem mehr oder weniger beschränkten Blicke, sich theilten, und Jeder das ererbte Gut in Scheidemünze mit dem Gepräge seiner eigenthümlichen Vorstellungsweise umsetzte? —

Nach der gewöhnlich gewordenen, aber nicht ganz streng festzuhaltenden Eintheilung sind es nachstehende Philosophische Schulen, welche von Schülern des Sokrates, die sich die Weiterbildung seiner Lehre zur Lebensaufgabe machten, gestiftet wurden. Diesen eigentlichen Philosophen müssen wir indeß einige Männer voranstellen, welche sich damit begnügten, ihres Meisters Lehre in allgemein verständlichen Schriften Jedermann zugänglich zu machen. Man nennt sie vorzugsweise, im engeren Sinne des Wortes „Sokratiker."

Dahin gehört vor Allen der schon als Geschichtsschreiber besprochene Xenophon. Er hat seinem Lehrer, dem er mit ganzer Seele ergeben war, ein unvergängliches Denkmal

errichtet in den von ihm herausgegebenen „Erinnerungen an Sokrates", einer Schrift, die wie keine andere, ein getreues Bild von der ganzen Persönlichkeit und dem Wirken des unsterblichen Mannes giebt. Der Inhalt dieses in der That unschätzbaren Werkes, welches gewissermaßen ein dem edlen Sokrates auf Weg und Steg folgendes Tagebuch ist, kann nicht besser bezeichnet werden, als mit den einleitenden Worten des Verfassers selbst:

„Wie er seinen Freunden sich nützlich gemacht; sowohl durch das Beispiel, das er ihnen täglich gab, als durch mündlichen Unterricht; — davon will ich sofort verzeichnen, was mir noch im Gedächtnisse ist." —

Diese Aufgabe hat Xenophon auf eben so redliche, als anmuthige Weise gelöst: seine Schrift ist mit allem Reize der ihm so ganz zu Gebote stehenden Attischen Grazie wie übergossen. — Weniger bedeutend sind seine andern philosophischen Schriften, die speziellere Gegenstände behandeln, und oft bei der Geringfügigkeit des Inhaltes eine nicht wohlthuende Weitschweifigkeit haben.

Auch Aeschines und Kebes, dem wir einen artigen Dialog „das Gemälde" verdanken, gingen über die Gränzen der ursprünglichen Sokratischen Lehre nicht hinaus.

Die einzelnen sogenannten Sokratischen Schulen sind nun folgende:

Die kyrenäische Schule: ihr Stifter Aristippos von Kyrene, ein fein gebildeter reicher junger Mann stellte als obersten Grundsatz auf: „das höchste Gut des Menschen besteht in angenehmen Empfindungen, die aber der Weise zu beherrschen wissen soll, damit seine Seelenruhe nicht durch Uebermaß und Leidenschaft gestört werde."

Die megarische wurde gegründet von Euklides aus Megara, und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Entwickelung der dialektischen Kunst. Ein Nebenzweig dieser

Schule war die von Phädon gestiftete Elische, deren Mitglieder man wegen ihrer Disputirsucht auch „die Zänker" nannte.

Die kynische Schule, deren Stifter Antisthenes den Grundsatz aufstellte: „das höchste Gut ist Freiheit und Ruhe der Seele; —" daran knüpfte er den Schluß: „da die Ruhe der Seele durch jede Leidenschaft gestört wird, so soll der Weise, um von Leidenschaften frei zu bleiben, seine Bedürfnisse auf das Nothwendigste beschränken: das einfachste Leben ist das glücklichste." Diesen Grundsatz stellte sein Schüler, der bekannte Diogenes, auf die Spitze, oder vielmehr auf den Kopf, indem er die Einfachheit der Lebensweise bis in fratzenhafte Mißachtung aller Sitte ausdehnte. Sein Nachfolger Menippos machte sich durch äußerst beißende und satirische Schriften bemerkbar.

Die akademische Schule.

Der Begründer dieser berühmten und vielverzweigten Schule war der große **Platon,** des Sokrates genialster Schüler, der den Lehren seines Meisters zuerst eine wissenschaftliche Begründung und Erweiterung gab. Man nannte ihn seines erhabenen, großartigen Geistes wegen auch den „göttlichen" Platon, und die zahlreichen von ihm hinterlassenen Schriften gehören zu den herrlichsten Denkmalen des Hellenischen Geistes, welche uns erhalten worden sind. Nachdem er häufige und große Reisen gemacht hatte, namentlich nach Syrakus, wo er die beiden Tyrannen Dionysios, Vater und Sohn, für seine Ideen zu gewinnen hoffte, ließ er sich in Athen nieder und lehrte hier in einem großen Garten vor den Thoren der Stadt, der sogenannten Akademie.

Alle seine Schriften sind in der Form von Dialogen, welche er zu hoher Meisterschaft ausbildete, abgefaßt, und haben demnach noch nicht einen systematisch abgeschlossenen

Charakter, was zu der bei ihm noch überall durchscheinenden poetischen Wärme und in erhabener Bildersprache sich ergebenden kühnen Begeisterung vortrefflich paßt. Seine Darstellung überhaupt ist ein unübertroffenes Muster Attischer Würde und Schönheit.

Platon nähert sich unter allen Philosophen der Hellenen am meisten dem ideellen Standpunkte des Christenthums, und will man Sokrates mit Christus vergleichen, so könnte man ihn dem engelgleichen Johannes zur Seite stellen. Ihm bestand die Philosophie aus drei Theilen: Dialektik (Logik), Physik (Metaphysik) und Ethik (Sittenlehre); jeder seiner Dialoge behandelt irgend eine Frage aus diesen Disciplinen, ohne sie von den damit zusammenhängenden ganz zu isoliren.

Die Grundzüge seiner Lehre, die von den dem Menschen, wie er annahm, angeborenen ewigen Ideen ausgeht, sind kurz folgende: „die Ideen sind das unendlich Seiende; die sichtbare Welt ist das ewig Werdende. Aus den Ideen schuf Gott zunächst die Weltseele, indem er ihnen eine materielle Existenz verlieh. Auch die menschlichen Seelen sind göttlichen Ursprungs: sie lebten einst als selige Dämonen auf den Gestirnen; allein sie fielen ab von dem rein Göttlichen, und nach ihrem Falle wurden sie auf die Erde verwiesen, wo ihnen die Ideen als „Erinnerungen“ an jenes selige Leben geblieben sind. Mit dieser rein vernünftigen Seele ist in ihnen aber eine vernunftlose verbunden worden: diese ist der Sitz der Begierden, und daher eine vergängliche. Die vernünftige Seele aber vermag durch geläuterte Tugend sich die Rückkehr in das selige Leben zu erringen. In dieser Tugend, welche nichts Anderes ist, als Vollkommenheit und Gesundheit der Seele, besteht die höchste Glückseligkeit: sie äußert sich als Weisheit, Mäßigung, Tapferkeit und Gerechtigkeit.“ —

Unter den noch erhaltenen 35 Dialogen sind manche

unechte: wir geben nur kurz ihren Inhalt an: ihren Namen erhielten die meisten von der darin auftretenden Hauptperson.

Der Protagoras beweist, daß die Sophisten nicht im Stande sind, den Menschen zur wahren Tugend zu erheben. — Im Phädros, der zum Theil Ideen enthält, welche der Pythagoräischen Lehre entlehnt sind, wird die Schönheit als das Abbild der göttlichen Uridee dargestellt. — Der Gorgias entwickelt auf meisterhafte Weise die Verderblichkeit der Sophistischen Redekunst und Politik. — Der berühmte Phädon behandelt nach einer von Sokrates in den letzten Stunden seines Lebens mit mehreren seiner Freunde gehaltenen Unterredung die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. — Im Theätetos soll gezeigt werden, daß sich von Wissenschaft kein völlig erschöpfender Begriff aufstellen lasse. — Der Sophist verspottet die naturphilosophischen Lehren der Eleatischen Schule. — Der Politiker enthält Reflexionen über die Vorsehung und über die verschiedenen Staatsformen. —

Im Parmenides, dem abstraktesten aller Platonischen Dialoge, wird die Eleatische Lehre von der absoluten Einheit der Welt entwickelt. — Der Kratylos verspottet die Sprachforschungen der Sophisten, welche das Wesen der Dinge aus der etymologischen Bedeutung des Wortes nachzuweisen suchten. — Der schöne Dialog Philebos sucht nachzuweisen, daß das höchste Glück in der Vereinigung heiteren Lebensgenusses mit der Erkenntniß der göttlichen Dinge bestehe. — Der von poetischem Feuer wie durchglühte wundervolle Dialog: das Gastmal enthüllt auf unübertreffliche Weise das Wesen der Liebe. — In dem berühmten, umfangreichen Werke: der Staat setzt Sokrates einigen Freunden das Wesen der Gerechtigkeit und das Ideal des auf dieselbe gegründeten Staates auseinander: die verschiedenen Staats-

formen werden einer strengen Beurtheilung unterworfen, und der von Späteren so vielfach angefochtene Grundsatz aufgestellt, daß die Dichter aus der Republik zu verweisen sind. Merkwürdig ist es, daß Platon hier auch Gemeinschaft der Güter uud selbst der Weiber lehrt, und damit schon eine Frage behandelt, welche in unserer Zeit, im Streite für und gegen Communismus, so vielfach erörtert wird. — Der Dialog von den Gesetzen setzt gewissermaßen den eben erwähnten weiter fort, indem er zeigt, wie das in diesem aufgestellte Ideal des Staates durch geregelte Gesetzgebung ausgeführt werden könne und müsse. Es wird, nachdem die bekanntesten der bestehenden Verfassungen beleuchtet und beurtheilt werden, angenommen, daß eine neue Colonie gegründet und jenem Ideale gemäß eingerichtet werde.

Der Vertheidigungsrede des Sokrates liegt jene Rede zu Grunde, welche Sokrates wirklich vor Gericht gehalten hatte; sie erscheint aber hier in einer solchen Weise umgearbeitet, daß sie zur Lobrede auf Sokrates, so wie zur Anklage gegen seine Richter wie von selbst sich gestaltet. — Auch der Kriton beruht auf einer wirklich von Sokrates geführten Unterredung: ein kurzes, aber für die Sittenlehre des großen Mannes äußerst merkwürdiges Gespräch. Kriton, der älteste Freund desselben, hat sich in dessen Gefängniß begeben, um ihn zur Flucht, für welche Alles vorbereitet ist, zu bewegen: Sokrates beweist ihm aber, daß dieß, trotz der ungerechten Verurtheilung, die größte Sünde gegen den Staat, dem Alle Gehorsam schuldig sind, sein würde: — überhaupt aber dürfe — dieß ist die Spitze der ganzen Beweisführung, die sich bis zur Höhe der christlichen Sittenlehre erhebt, — überhaupt dürfe der Mensch nie Unrecht thun, auch nicht gegen diejenigen, von welchen er Unrecht gelitten hat. —

Der Timäos knüpft an die Erzählung einer interessanten Sage die Pythagoräische Lehre von Gott und der Ent-

stehung der Welt an. — Eine Art Fortsetzung des sehr lehrreichen Dialoges bildet der Kritias. — Von dem Wesen der Tugend handelt der Menon. — Im Euthydemos werden die Trugschlüsse der oben erwähnten Elischen Schule des Phädon verspottet. — Der sogenannte erste Alkibiades enthält eine sehr wohlbegründete Warnung, daß Niemand in zu frühem Alter den Staatsgeschäften sich widmen solle. — Der zweite Alkibiades ist gegen das Gebet gerichtet, weil der Mensch ja nicht wissen könne, was ihm fromme oder schade. — Der Laches handelt von der Tapferkeit. — In den beiden Dialogen, welche den Namen Hippias tragen, werden die Sophisten in der Person des genannten Mannes verspottet. — Der schon nach der Anklage, aber vor der Verurtheilung des Sokrates geschriebene Eutyphron vertheidigt den verfolgten Lehrer gegen den Vorwurf der Gottlosigkeit. — Im Jon werden die damals allerdings schon sehr gesunkenen Homerischen Rhapsoden bekämpft. — Der Theagos endlich, um andere entweder unbedeutendere oder mit Gewißheit als unecht zu bezeichnende Dialoge zu übergehen, handelt von der Weisheit. —

Auch nach dem Tode des großen Mannes dauerte die von ihm gestiftete Schule in der Akademie fort, und gewann bald eine größere Ausbreitung auch außerhalb Athen's. Die zunächst folgenden Vorsteher derselben waren Speusippos und Xenokrates, deren Schriften aber untergegangen sind.

Die Peripatetiker.

Zwanzig Jahre war der merkwürdige Mann, der diese so unendlich wichtige philosophische Schule gründete, **Aristoteles** von Stagira, des Platon Schüler gewesen: daß dieser ihn nicht zu seinem unmittelbaren Nachfolger in der Leitung der Akademischen Anstalt ernannte, hat seinen Grund in der großen Verschiedenheit beider. Platon war, wie so

viele Männer, deren Ideen mit Gemüth und Phantasie noch so vielfältig verwachsen sind, etwas unduldsam und konnte sich mit der bewundernswerthen Verstandesschärfe, in welcher Aristoteles ihn weit überragte, nicht recht befreunden. Eben so erging es in neuerer Zeit dem gemüthvollen Herder in Bezug auf den großen Philosophen Kant. Ueberhaupt liegt es nahe genug, Platon mit Herder, Aristoteles mit Kant zu vergleichen.

Aristoteles ist das eigentliche philosophische oder überhaupt wissenschaftliche Universal-Genie der Hellenen; der personificirte Verstand. Von ungeheuerem Umfang war sein Wissen; wahrhaft großartig der Scharfsinn, mit welchem er jede einzelne Wissenschaft scharf abzugränzen, alle Vorstellungen gleichsam in Begriffe aufzulösen, und dabei alle vorhandenen Disciplinen in ein systematisches Ganze zu combiniren wußte. Er ist der eigentliche Schöpfer jener Wissenschaft, die sich von allen Beimischungen subjektiver Gefühle und poetischer Anschauungen lossagt, um wie ein reiner Spiegel der objektiven Wahrheit nur das allgemein Gültige und rein Abstrakte klar und in systematischer, abgeschlossener Form herzustellen. Daher das außerordentliche Ansehen, das er selbst durch das ganze Mittelalter hindurch genoß, und der große Einfluß, den er auf manche Zweige auch der neueren Wissenschaft gegenwärtig noch ausübt.

Von Geburt ein Hellene aus Makedonien, kam er als noch ganz junger Mann nach Athen, wo er seine Studien mit außerordentlichem Eifer theils fortsetzte, theils ganz neu begann. Er hatte schon einen bedeutenden Ruf sich erworben, als der bekannte Makedonische König Philipp ihm die Erziehung seines nachmals so groß gewordenen Sohnes Alexander übertrug. Nachdem er diese Aufgabe auf das Glänzendste gelöst und sich dadurch die unvergängliche Verehrung seines genialen Zöglings erworben hatte, kehrte er

nach Athen zurück und eröffnete hier eine bald außerordentlich stark besuchte philosophische Schule; man nannte ihn und seine Zuhörer die „Peripatetiker“, weil er die Gewohnheit hatte, im Auf- und Abgehen seine Vorträge zu halten: überhaupt müssen wir bei den sogenannten Schulen der Alten ganz von unseren modernen Collegien-Sälen und Kathedern absehen; das Lehren der Alten war weit mehr ein lebendiger Verkehr, eine anregende Conversation mit den, ihnen nicht selten an Alter gleichstehenden, Jüngern, wie ein in Schulweisheit gehülltes Dociren. Später mußte er Athen verlassen; er starb auf der Insel Euböa. —

Die zahlreichen Schriften dieses Mannes, der mehr, als irgend einer vor ihm, den Namen eines Philosophen verdient, erstreckten sich fast über alle Gebiete des menschlichen Wissens: nur sind, was nicht genug bedauert werden kann, viele derselben untergegangen, und manche uns nur in argen Entstellungen überliefert worden. Das Letztere rührt hauptsächlich daher, daß sie im Mittelalter so außerordentlich viel benutzt wurden, und daher nur zu oft in schlechte Hände geriethen, die sich vielfache Zusätze und Veränderungen erlaubten.

Eine Reihe von Schriften hat den gemeinschaftlichen Titel: Organon: sie enthalten ein vollständiges System der Logik; einzelne Theile sind von der neueren Wissenschaft nicht übertroffen worden. Es gehören hierher die Werke: von den Kategorieen; von der Auslegungskunst: die Analytik, Lehre von Beweisen und Schlüssen; — die Topik; — von den Trugschlüssen.

Ferner hinterließ er Werke: über Metaphysik in 14 Büchern; — Von der Seele, was wir Psychologie nennen; — Physiognomik. Ueber Rhetorik sind zwei Werke unter seinem Namen vorhanden, von welchen das eine aber sehr wahrscheinlich unecht ist. Die Poetik ist unvollständig auf uns gekommen. Ueber die Sittenlehre

schrieb er drei Werke: die Ethik an Nikomachos, ein ausgezeichnetes, streng wissenschaftlich gehaltenes Werk; — die große Ethik; — Ethik an Eudemos. Diesen schließt sich an das Buch: Ueber Tugenden und Laster.

Ausgezeichnet und von dem edelsten Geiste durchdrungen ist seine Politik, ein System der Staatswissenschaft, in welchem er theilweise den Grundsätzen Platon's entgegen tritt.

Die Schrift: Ueber das Kriegsrecht ist untergegangen: eben so ein anderes Werk, welches die Verfassungen von 158 Städten darstellte; ein in der That unersetzlicher Verlust!

Zahlreich sind seine mathematischen Schriften und andere verwandten Inhaltes: Mechanische Probleme; — Von den untheilbaren Linien; — Allgemeine Physik; — Ueber das Weltall, ein Brief an Alexander; — Vom Himmel; — Probleme; — und andere.

Von seinem großen Werke in 50 Büchern: Naturgeschichte der Thiere sind nur 10 Bücher auf uns gekommen, die uns aber auf oft überraschende Weise von der Richtigkeit seiner Beobachtungen und Forschungen überzeugen. Welche große Wichtigkeit dieses Werk gehabt haben muß, geht schon daraus hervor, daß Alexander, sein dankbarer Schüler, nicht mehr als 2 Millionen Gulden darauf gewendet haben soll, um dem großen Lehrer Sammlungen und Mittheilungen aus Ländern zu verschaffen, die bisher fast völlig unbekannt gewesen waren. — In dieses Gebiet gehören ferner: Von der Erzeugung der Thiere; — Von den Farben; — Von dem Hörbaren; — eine Reihe von naturhistorischen kleineren Abhandlungen, u. s. w.

In der Oekonomik handelt er über Verwaltung von Haus und Staat in ökonomischer Beziehung. Seine geschichtlichen Werke: Ueber Alexander, und: Ueber die

philosophischen Systeme sind untergegangen, die ihm zugeschriebenen Briefe aber nicht. —

Mit Aristoteles sind wir an der Gränze dieses Zeitraumes angekommen, und müssen daher die weitere Geschichte der Philosophie, die durch ihn einen so außerordentlichen Impuls bekommen hatte, dem folgenden Abschnitte vorbehalen.

3. Die Beredtsamkeit.

Mit dem Entstehen freier Republiken, welche allmählig die alte Königs-Herrschaft beseitigten, wurde die Gabe einnehmender und überzeugender Rede eines der wesentlichsten Erfordernisse erfolgreicher Wirksamkeit im Volksleben. Auch der Einsichtsvollste und Tüchtigste konnte nur dann als Staatsmann sich Geltung verschaffen, wenn er durch begeisternde und lebenskräftige Reden das Volk zu belehren und zu locken verstand. Nichts aber war der Entwickelung der politischen Beredtsamkeit so förderlich, als die unbeschränkte Oeffentlichkeit in allen Verhandlungen und die ungehemmte Freiheit der Rede: der Markt, die Gerichtshöfe und die Volksversammlungen, das waren die eigentlichen Schulen des Volkes und aller Männer, welche den löblichen Ehrgeiz besaßen, Etwas im Volke gelten und dessen Angelegenheiten verwalten zu wollen.

In keiner Stadt war ein freieres öffentliches Leben, als in dem schönen Athen; kein Volk war bildungsfähiger und reicher an großen Talenten, als das der Athener: daher wurde jene Stadt bald der Hauptsitz der glänzendsten Beredtsamkeit. Anfangs war diese noch eine natürliche und kunstlose, wie sie gerade die Eindrücke des Augenblickes und die eben verhandelten Gegenstände eingaben: selten wurde wohl in dieser früheren Zeit eine Rede vorher vollständig eingeübt, noch seltener niedergeschrieben: immer aber mußte auch der geübteste Redner seine ganze Besonnenheit anwenden, um bei dem

kunstsinnigen und feinhörenden Volke keinen Anstoß zu erregen. Als Redner werden in dieser Periode besonders ausgezeichnet: Pisistratos, Aristides, Themistokles, Kimon und vorzüglich Perikles. Ueber die ausgezeichnete, durch Fülle der Gedanken, Kraft und Klarheit des Ausdruckes und eine unvergleichliche Würde glänzende Beredtsamkeit des letzteren können auch wir noch urtheilen, da uns Thukydides einige Reden von ihm aufbewahrt hat; darunter die berühmte Gedächtnißrede auf die in dem ersten Jahre des Peloponnesischen Kriegs gefallenen Athener.

Bald nach dem Tode dieses großen Mannes, den man als das Ideal eines echten Atheners betrachten kann, begann eine neue Periode der öffentlichen Beredtsamkeit in Athen, die der kunstmäßig ausgebildeten Rede. Um diese Zeit nemlich ließen einige der schon früher erwähnten Sophisten hier sich nieder, und da sie mit großem Fleiße und feinem Takte auch die Kunst der gefälligen und zierlich gegliederten Rede zu lehren und selbst zu handhaben verstanden, so wurden die Schulen, die sie eröffneten, sehr eifrig besucht, und die ersten Pflanzstätten höherer und künstlicher Beredtsamkeit, welche jetzt nach feststehenden Regeln gelernt und geübt wurde: was bisher mehr Sache des richtigen Taktes und Geschmackes gewesen war, wurde nun Gegenstand des seiner Zwecke sich bewußten künstlerischen Bestrebens.

Nach einigen früheren Vorgängern war es vorzüglich Gorgias von Leontion in Sikilien, der die Athener, als Gesandte seiner Vaterstadt, durch den ihnen ganz neuen, blendenden Glanz seiner Rede in Bewunderung versetzte. Die von ihm jetzt errichtete Schule wurde von sehr Vielen besucht: bald aber übertrafen seine athenischen Zöglinge ihn weitaus.

Denn des Gorgias, wie aller Sophisten, Rede war doch immer nur eine kalte, inhaltleere und zierlich gedrechselte:

diesen Mangel füllten die ihm nachfolgenden Athenischen Redner und Lehrer der Beredtsamkeit gar bald durch Gedankenreichthum und natürliche Begeisterung, die sie ihren Reden einzuhauchen verstanden, auf das Glücklichste aus. Die Attische Beredtsamkeit wurde nun eine eben so inhaltreiche und mächtig erregende, wie sie durch die größte Reinheit und Schönheit der Sprache und des Ausdruckes auch das feinste Ohr zu befriedigen wußte.

Von da an unterschied man dreierlei Arten von Reden, für deren jede besondere und klar bestimmte Gesetze aufgestellt wurden: Staatsreden, in den Volksversammlungen gehalten; — Gerichtliche Reden; und sogenannte Prunkreden, vor größeren Versammlungen über irgend ein Thema vorgetragen. Diese letzteren wurden meistens von Lehrern der Redekunst gehalten, oder auch nur geschrieben; gar oft, um Ehre oder Geld damit zu gewinnen. Da diese Redner häufig nicht nur über fingirte Fälle, sondern auch, um ihre Gewandtheit zu zeigen, im Sinne und Geiste eines gewissen bekannten Redners, wie nemlich derselbe in dieser oder jener Situation gesprochen haben würde, Reden abfaßten, so ist durch diese mehr prunkende, als solide Kunst gar manche Rede entstanden, die später aus Unkenntniß wirklich dem Redner zugeschrieben wurde, in dessen Namen sie fingirt worden war.

Zehn Redner sind es, welche, sämmtlich in Athen lebend, später als Meister ihrer Kunst unter dem Namen der 10 Attischen Redner zusammengestellt wurden. Sie lebten sämmtlich von den letzten Jahren des Peloponnesischen Kriegs an bis zu der Zeit, wo Griechenlands Freiheit durch Makedonische Uebermacht unterging.

1. **Antiphon**, der wegen Hochverrathes hingerichtet wurde, schrieb meist nur für Andere seine Reden. Er leitete eine Schule, in welcher er viele Reden von der zuletzt erwähn-

ten Art zur Uebung und als Muster für seine Schüler vortrug. Wir haben noch 15 davon.

2. **Andokides** starb nach einem vielfach bewegten Leben in der Verbannung. Die wenigen von ihm erhaltenen Reden sind keineswegs ausgezeichnet. Beide Männer waren noch zu sehr in den Irrgängen der Sophisten befangen.

3. **Lysias**, ein freisinniger und kräftiger Mann, schrieb eine große Anzahl von Reden, die sich durch edle Einfachheit und gefällige Anmuth auszeichneten, was wir aus den noch erhaltenen, obgleich sie meist sehr verdorben sind, noch wahrnehmen können. Er bildet gewissermaßen den Uebergang zu der höheren Kunststufe der echt attischen Beredtsamkeit.

4. **Isokrates** war ein äußerst talentvoller, wohlwollender Mann von edler Gesinnung, aber nicht mit hoher politischer Einsicht und eben so wenig mit energischer Kraft begabt: da er zugleich eine schwache Brust hatte und große Schüchternheit besaß, so trat er niemals öffentlich auf, sondern schrieb seine Reden für Andere oder ließ sie von irgend einem Freunde in großen Versammlungen vortragen. Er ist der zierlichste, eleganteste von allen: sein Periodenbau hat eine außerordentliche Vollendung; auf das Ausglätten und Feilen seiner Reden wendete er einen unsäglichen Fleiß, durch welchen er denselben einen unnachahmlichen Wohllaut verlieh. Allein eben deßhalb ist er nur zu oft gedankenarm, selbst spielend und glatt bis zu einem Grade, der gar häufig nur erkältend, statt erwärmend wirkt: er konnte oft Alles der Form opfern.

Indessen war er der berühmteste aller Lehrer der Beredtsamkeit in Athen; durch seine Schule hat er sich ein großes Verdienst, und durch dieselbe, so wie durch seine äußerst gefälligen Reden ein bedeutendes Vermögen erworben, wie er überhaupt wegen seines liebenswürdigen Charakters die allgemeinste Verehrung genoß. Nach der Schlacht bei Chä-

ronea gab er, ein hochbejahrter Greis, sich selbst den Tod, weil er die untergegangene Freiheit, die er nie so arg gefährdet glaubte, als dieß wirklich der Fall war, nicht überleben wollte. Sokrates hatte ihn schon als jungen Mann äußerst lieb gewonnen; später wurde sein Haus der Vereinigungspunct aller hervorragenden Männer Athen's. Wir haben noch eine Anzahl überaus lieblicher Reden von ihm, die indeß mehr dem Ohre schmeicheln als den denkenden Geist zu befriedigen vermögen.

Seine berühmteste Rede ist der sogenannte Panegyrikos: so nannte man Reden, welche zum Vorlesen bei großen Festversammlungen bestimmt waren. Er sucht darin die Hellenen zum Kriege gegen Persien, das allerdings Schweres an Griechenland, besonders an Athen verschuldet hatte, anzufeuern, wobei er zugleich darauf dringt, daß seinem Athen, nicht aber dem damals mächtigeren Sparta, der Oberbefehl übertragen werde. Indem er nachweist, wie wenig dieser Staat, der erst kürzlich die Kleinasiatischen Griechen Persischer Willkühr preisgegeben hatte, das Vertrauen der Hellenen verdiene, und dagegen die Verdienste von Athen hervorhebt, ist die in der Form durchaus vollendete Rede theilweise eine Lobrede auf diese Stadt geworden. Er soll 10 Jahre daran gearbeitet haben.

Mit wahrhaft patriotischer Wärme ist der schöne Areopagitikos geschrieben, worin er den Gedanken entwickelt, daß dem hereinbrechenden Verfalle des Athenischen Staates nur durch Herstellung der alten Solonischen Verfassung, und namentlich durch Beschränkung der schrankenlosen Demokratie begegnet werden könne, indem man dem Areopage die Oberaufsicht über dieselbe zurückgebe. Dieser Areopag war ein seit uralten Zeiten bestehender ehrwürdiger Gerichtshof, dem Solon das später ihm wieder entzogene Recht, die Be-

schlüsse der Volksversammlung von seiner Bestätigung abhängig zu machen, zugetheilt hatte.

Der Evagoras ist eine äußerst zierliche Lobrede auf den König dieses Namens, der in Kypern geherrscht hatte, und ein treuer Verbündeter Athens gewesen war. Für die Rede Nikokles soll er von des Evagoras Sohn Nikokles ein Geschenk von mehr als 50,000 fl. erhalten haben: er wies darin die Pflichten der Unterthanen gegen ihre Herrscher nach. — Noch andere von ihm vorhandene Reden müssen wir hier unerwähnt lassen.

5. **Isäos** war ein weit kernhafterer Redner, und so kräftig und von so warmer Beredtsamkeit, daß Demosthenes, von Isokrates weniger befriedigt, ihn hauptsächlich zu seinem Lehrer erwählte. Wir haben noch 11 gerichtliche Reden von ihm.

6. **Lykurgos**, ein eifriger Republikaner und treuer Freund des Demosthenes, spielte in dem politischen Leben eine nicht unbedeutende und dabei ehrenvolle Rolle. Nur Eine Rede des trefflichen Mannes ist noch vorhanden.

7. Auch **Hyperides** war ein einflußreicher Staatsredner, und wie Demosthenes ein unerbittlicher Gegner des schlauen Philipp von Makedonien, was ihm einen gewaltsamen Tod zuzog. Keine seiner Reden ist uns vollständig erhalten worden.

8. **Dinarchos**, ein unbedeutender Redner und feiler Staatsmann, der sich der Makedonischen Partei verkauft hatte, und den Demosthenes leidenschaftlich verfolgte. Der weitaus größte und gewaltigste aller dieser Redner war:

9. **Demosthenes**. Die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes ist auf das Engste verflochten mit der Geschichte seiner Zeit, in welcher er eine so bedeutende Rolle spielte. Einen unsterblichen Ruhm hat er als Redner sich erworben: ein noch höherer, nur von Kurzsichtigen ihm ver-

sager, gebührt ihm als einem der edelsten Republikaner, welche Griechenland, ja, die Menschheit überhaupt jemals hervorgebracht hat. Seine Eltern hatte er frühe verloren, und als junger Mann viel von habsüchtigen Vormündern zu leiden, mit welchen er einen, von ihm gewonnenen, Proceß zu führen hatte. Bei seinem ersten Auftreten auf der Rednerbühne in der Volksversammlung, wohin ihn sein glühender Patriotismus rief, wurde er, trotz seiner vortrefflichen Rede, verspottet, weil sein Vortrag an mehrfachen äußeren Gebrechen litt. Diese wußte er aber durch beharrliche Uebungen so gründlich zu entfernen, daß er fortan bis an sein Ende der gefeiertste und einflußreichste aller Volksredner wurde. Als solcher war er ein unermüdlicher, unerbittlicher Gegner des hinterlistigen Königs Philipp von Makedonien, dessen gefährliche, aber mit äußerster Schlauheit versteckte Entwürfe gegen die Freiheit Griechenland's, insbesondere aber des immer noch mächtigen Athen's, er vom ersten Augenblicke an auf das Klarste durchschaute und mit bewundernswürdiger Kühnheit enthüllte. Kein Schwanken und Zagen des oft geblendeten Volkes, keine Intriguen verkaufter Anhänger des gefährlichen Feindes konnten in seinem Kampfe gegen denselben ihn irre machen, und seine Schuld war es nicht, wenn dennoch Athen und mit ihm ganz Griechenland am Ende erliegen mußte.

Wir theilen eine kurze Charakteristik des großen Redners mit, welche wir bereits vor Jahren von ihm an einem andern Orte gegeben haben, *) weil wir dieselbe auch jetzt noch für treffend halten.

„Seine Meisterschaft als Redner ist selbst von seinen kurzsichtigsten Gegnern (deren der edle Mann zu allen Zeiten nur zu viele hatte) nicht angefochten worden: allen Gesetzen der Kunst ist von ihm in einem Maße Genüge geschehen,

*) In Hellas und Rom, Abth. III, S. 594 und 595.

wie von keinem andern Meister derselben: Kraft und Erhabenheit, Gewandtheit und Fülle des Ausdruckes; eine wundervolle Klarheit der Gedanken in jeder Wendung, und eine unübertreffliche Kunst des Periodenbaues, in welchem auch die größte Anhäufung der Sätze zum einfachsten Ebenmaße sich auflöst, sind seine hervorragende Eigenschaften als Redner. Was aber seiner Rede diese unwiderstehliche Kraft verleiht, das ist der Genius der Wahrheit, der allein die Kunst adelt, und sie über die kalte Virtuosität erhebt: es strömt durch seine Worte ein Feuer, das nur einem tiefbewegten Herzen entstammen, nur durch die Kraft der Ueberzeugung, die Klarheit der Gedanken, die Tiefe der Einsicht zu so gewaltigem und doch so geregeltem Flusse geläutert sein kann. Und ein solcher Mann soll bestochen, durch Persisches Geld gewonnen worden sein (wie seine Feinde ihm vorwarfen)! Nein, er sah die ungeheure Gefahr, welche seinem Athen von dem gering geachteten Fürsten im Norden drohte; er durchschaute alle geheimen Plane dieses verschlagenen, hinterlistigen Philipp; — er sah, mit welchem Leichtsinne und welch gedankenloser Sicherheit das verwöhnte und verweichlichte Volk am Rande seines Grabes Orgieen aufführte und den Tag zum Gotte machte: — das Alles sah er, und dennoch setzte er sein Leben daran, einen solchen Feind zu bekämpfen, und ein solches Volk zur Besinnung zu bringen. Denn das Volk, das herrliche Athen, das war seine feurigste Liebe, der Gegenstand seiner glühendsten Begeisterung: aber nicht das materiell genießende, das behaglich in seine erworbenen Pelze sich einhüllende; sondern das Volk, das einen alten, herrlichen, glänzenden Ruhm als schönstes Erbtheil heilig und unverletzt zu wahren hat. Athen war ihm der von den Göttern geweihte Vorkämpfer hellenischer Freiheit. **Darin liegt die eigentliche Größe dieses Mannes, daß die Ehre des Volkes das A und O seiner ganzen Po-**

litik war: und darum ist er eine so erhabene Erscheinung, weil er an dem Volke, auch da, wo es schon am Rande des Grabes war, nicht verzweifelte, nicht hochmüthig dasselbe aufgab; sondern, furchtlos und unbekümmert um den Zorn des Kranken, ihm tief in das kranke Fleisch schnitt, um auch noch den letzten Lebensfunken in ihm zu entflammen."

„Die Klugen haben ihm freilich seit allen Zeiten vorgeworfen, er habe übersehen, daß mit dem damaligen Volke der Athener doch Nichts mehr anzufangen gewesen; daß diesem ruhige Knechtschaft besser gewesen wäre, als nutzlose Kämpfe um die Freiheit." —

Wäre aber auch diese letzte Behauptung richtig, so ist es auch des Schwachen heilige Pflicht, lieber unterzugehen, als der Schande zu erliegen: allein so tief stand Athen noch nicht, und wenn es dennoch unterging, so bleibt es immer unedel und verkehrt, die Thaten der Völker nach dem Erfolge zu richten. Wir stimmen daher vollkommen dem Urtheile des trefflichen Niebuhr bei, das er in einer Abhandlung ausspricht:

„Die Väter und Brüder der tausend Bürger, welche bei Chäronea als Freie gefallen waren, die in der Grabschrift freudig bezeugten, daß sie ihren Entschluß nicht bereuten („„den Ausgang entschieden die Götter; der Entschluß sei des Menschen Ruhm""); — die dem Redner, auf dessen Rath die Waffen so unglücklich versucht und ihre Lieben gefallen waren, eine goldene Krone ertheilten, ohne zu fragen, ob der Sieger darüber grolle; — das Volk, welches, da Alexander von Theben's Schutt her die Auslieferung der Patrioten forderte, sie verweigerte, und ihn lieber vor seinen Mauern erwartete, — — dieß Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht." —

Demosthenes war der gute Genius dieses Volkes; alle Gewalt seiner Feinde, unter welchen wir sogleich den erbit-

tertsten (so wie seinen Kampf mit demselben) näher kennen lernen werden, vermochte nicht, ihn zu stürzen. Nur als man während Alexander's großen Eroberungszügen ihn beschuldigte, daß er von einem Statthalter desselben sich habe bestechen lassen, siegte die Furcht vor dem Gewaltigen, und Demosthenes wurde verbannt. Endlich aber konnte er den unabläßigen Verfolgungen der Makedonischen Parthei doch nicht anders, als durch freiwilligen Tod entgehen.

Unter den noch vorhandenen 61 Reden sind manche erwiesen unechte: eine große Anzahl derselben gehört zu der Gattung der gerichtlichen, unter welchen viele von dem größten Interesse für die Kenntniß der Rechtspflege in Athen sind. Die „über die Truggesandtschaft" ist eine sehr scharfe Anklage gegen Aeschinos: auch die gegen seine Vormünder gehaltenen sind noch vorhanden. Am größten aber erscheint Demosthenes in seinen Staatsreden: mit Recht bewundert wurden seit allen Zeiten die gegen Philipp, über dessen Bestrebungen wir schon oben sprachen, gehaltenen; sie fallen in die Jahre 351 — 341 v. Chr., und sind mit so großer Schärfe und Kühnheit geschrieben, daß der Ausdruck „Philippische Rede" sprichwörtlich geworden ist. — Seine berühmteste Rede aber werden wir sogleich kennen lernen. —

10. **Aeschinos** war nächst Demosthenes der talentvollste unter allen diesen Rednern. Nachdem er seit frühen Jahren vielerlei Anderes versucht hatte, trat er später vorzugsweise als Staatsmann und Volksredner auf und gewann als solcher nur zu oft bedeutenden Einfluß. Denn er hat sein Talent, durch welches er, besonders in improvisirter Rede, sehr zu glänzen und zu imponiren wußte, durch die Schmach befleckt, daß er ein bestochenes Werkzeug Philipp's wurde und daher alle edlen Bestrebungen des Demosthenes zu durchkreuzen suchte. Endlich fiel er als ein Opfer seiner elenden Politik.

Nicht gar lange nämlich nach der unglücklichen Schlacht bei Chäronea beantragte der damalige Vorsitzer des Rathes, Ktesiphon, daß dem Demosthenes zum Lohne für seine großen Verdienste eine goldene Krone zuerkannt werde. Diesen Vorschlag griff sogleich Aeschinos als ungesetzlich an, und erhob eine Klage gegen Ktesiphon, die aber erst nach mehreren Jahren zur Verhandlung kam. Demosthenes mußte bald erkennen, daß der Angriff eigentlich gegen ihn gerichtet war, und trat als Vertheidiger des Ktesiphon auf. Die beiden großen Redner fühlten gar wohl, daß es sich für sie um Sein oder Nichtsein handele, und entwickelten alle Kraft und Kunst der Rede, die ihnen zu Gebote standen. Daher sind die beiden noch vorhandenen Reden, die des Aeschinos „Gegen Ktesiphon" und die des Demosthenes „Für die Krone", die größten Meisterwerke der Beredtsamkeit, welche wir besitzen. Aber auch hier ragt Demosthenes durch die unwiderstehliche Kraft und die glühende Wärme der Ueberzeugung weit über seinen Gegner, der mehr als ein feiner, schlauer Rabbulist erscheint, hervor. Demosthenes gewann den Sieg, und da Aeschinos nicht $1/5$ der Stimmen der Richter für seine Anklage erhielt, so mußte er dem Gesetze gemäß in die Verbannung gehen. Er ließ sich in Rhodos nieder, und eröffnete hier eine Schule der Beredtsamkeit, deren ausgebreitetes Wirken schon in die zweite Periode fällt.

Was die Griechen bis zum Beginne dieser zweiten Periode in den übrigen, mehr den realen Zwecken des Lebens dienenden Wissenschaften geleistet haben, können wir nur in sehr kurzen Umrissen darstellen. Auch hier aber müssen wir bemerken, daß die Griechen in diesem ersten Zeitraum durchaus schöpferisch und von dem Geiste ernster, selbstständiger Forschung getrieben auftraten, und daher fast ohne Aus-

nahme auch in diesen Gebieten, so unvollkommen auch manche Leistungen noch sind, wahrhaft originell waren.

Geographie.

Die ersten Spuren Geographischer Vorstellungen und Kenntnisse finden wir schon bei den alten Dichtern, Homer und Hesiod; hier aber sind sie noch vielfach in poetische Sagen und abenteuerliche Mährchen gehüllt. Den ersten Versuch, die Geographie wissenschaftlich zu begründen, machten Thalos und seine Schule: Anaximander entwarf die erste Landcharte. Auch die Logographen, vorzüglich aber Herodot, haben für Erweiterung der Länderkunde äußerst viel geleistet.

Von jetzt an begann man auch, vorzugsweise für den Zweck neuer Entdeckungen, Reisen zu machen: dieß waren in der Regel Küstenfahrten, wodurch man die beste Gelegenheit erhielt, die Gestalt der Länder näher kennen zu lernen. Eine der merkwürdigsten Beschreibungen solcher Fahrten ist die Küstenfahrt, die der Grieche Periplus, der Carthager **Hanno**, der um 525 v. Chr. auf Befehl des Carthagischen Senates eine Entdeckungsreise an der Westküste Afrika's unternahm. Von der kleinen, in Carthagischer Sprache abgefaßten Schrift besitzen wir eine Griechische Uebersetzung. Ein ähnliches Werkchen ist die Küstenfahrt des **Skylax**, der, weit später als Hanno lebend, alle Küsten des Mittelländischen Meeres untersuchte und kurz beschrieb.

Andere geographische Werke: z. B. das des **Pytheas**, von Marseille, der um Spanien herum bis in den hohen Norden segelte, — sind verloren gegangen. —

Die **Mathematik** wurde in den ersten Zeiten noch als ein Theil der Philosophie betrachtet: daher haben die oben genannten Philosophischen Schulen mehr oder weniger Verdienste um die Ausbildung derselben sich erworben. Ausgezeichnet für ihre Zeit sind schon die Leistungen des Thales,

der von den Aegyptischen Priestern, wie man sagt, in der Mathematik sich unterrichten ließ, und die Höhe der Pyramiden nach ihrem Schatten bestimmt haben soll. Mehr noch leisteten die Pythagoräer für die mathematischen Wissenschaften: auch an Aristoteles müssen wir hier wieder erinnern.

Als abgesonderte Wissenschaft wurde die Geometrie zuerst von Hippokrates, Zeitgenosse des Sokrates, gelehrt. Nach festen astronomischen Beobachtungen entwarf zuerst der Athener Meton einen regelmäßigen Kalender: — sehr wichtige Entdeckungen machten Archytas und Eudoxos. Von den Schriften aller dieser Männer ist Nichts mehr vorhanden.

Die **Medizin** wurde Jahrhunderte lang nur von Priestern in Tempeln ausgeübt, und als Theil des Gottesdienstes betrachtet, weßhalb sie anfangs großentheils in Anwendung von Sühnungen, mystischen Gaukeleien und Zauberformeln bestand. Die Tempel der heilenden Priester, welche man Askleriaden nannte, wurden allmählig durch die Dankbarkeit der Geheilten sehr reich, und als mit dem Beginnen philosophischer Forschungen richtigere Vorstellungen über die Beschaffenheit des menschlichen Körpers verbreitet wurden, drang auch in die Heilkunde helleres Licht, welches dieselbe bald zu einer besonderen Wissenschaft erhob. Anfangs war diese noch ganz eine empirische, bis der große **Hippokrates**, der eigentliche Urheber der Medizin, aus den gesammelten Erfahrungen feste, wissenschaftliche Theorien zu entwickeln anfing. Er lebte um die Zeiten des Perikles und ist einer der größten Denker unter den Griechen, der fast Unglaubliches geleistet und wie mit Einem Male eine fast ganz neue Wissenschaft in's Leben gerufen hat. Es sind unter seinem Namen noch eine Menge von Schriften vorhanden, von welchen aber nur 14 — 16 ächt sind. Am bedeutendsten und noch jetzt von hohem Werthe sind seine Aphorismen.

Zweite Periode.

Von Alexander bis auf die Eroberung Constantinopels.

Von 333 vor Chr. bis 1453 nach Chr.

Nachdem durch Philipp von Makedonien die Freiheit der Hellenen, wenn auch nicht völlig unterdrückt, aber doch im innersten Wesen erschüttert worden; — nachdem Alexander durch seine Eroberungen Sprache, Sitte und Cultur der Hellenen bis in das Innere von Asien hinein ausgebreitet und deren Wurzeln hier bis auf späte Jahrhunderte hin befestigt hatte, mußte auch die Griechische Literatur in ein neues Stadium treten. Sie hörte allmählig auf, Volks-Literatur zu sein, und wurde eine Universal-Literatur, um die reichen Schätze, die sie angesammelt hatte, zum Gemeingute der Menschen zu machen, und dadurch gleichsam den zweiten Theil ihrer providentiellen Bestimmung zu erfüllen. Hatte sie auch an ihrer früheren intensiven Größe jetzt unendlich verloren, so wirkte sie in um so größerer Ausdehnung und wurde die Lehrerin aller Zeiten und Völker: auch diesen Beruf hat sie in ausgezeichneter Weise erfüllt, nachdem sie in engerem Kreise gezeigt hatte, was concentrirte Kraft vermag. —

Diese Productionskraft fing nun mehr und mehr an, zu erlöschen: an ihre Stelle trat sammelnde und ordnende Gelehrsamkeit. Daß bei dieser Alles durchdringenden Umwandlung allmählich die Poesie, wenigstens jene wahre, urkräftige, in den Hintergrund treten mußte, und dafür die Prosa eine immer größere Ausdehnung und Bedeutung erhielt, ergiebt sich von selbst. Wir fassen daher diese zuerst in's Auge, und knüpfen damit unmittelbar an den Schluß des vorigen Abschnittes an.

Auch die **Prosa** nahm immer mehr einen von der früheren verschiedenen Charakter an: je mehr man zu fühlen begann, daß die schöpferische Kraft des Jugendalters der Literatur vorüber war; daß die Heroen dieser Literatur an Originalität und ideellem Werthe weit über den Männern der Gegenwart standen, desto mehr gewöhnte man sich, jene Jugendzeit als eine auf immer entschwundene zu betrachten. Sie erschien jetzt, obgleich man ihr noch nicht so gar ferne stand, doch als eine reiche Vergangenheit, als Antiquität, deren bewunderte Schätze zu sammeln, sehr einzuprägen, zu ordnen, zu erklären und da, wo sie etwa in verderbter Gestalt sich erhalten hatten, von Fehlern der Ueberlieferung zu reinigen, man eifrig bemüht war.

So entstand die eigentliche Gelehrsamkeit, zu welcher schon Aristoteles, wie überhaupt keine Umwandlung in der Literatur plötzlich und ohne Uebergang eintritt, den Weg gebahnt hatte. Je größer und vielseitiger die Masse des Gelernten, des Wissens um das durch die Schrift Ueberlieferte war, über welches ein Mann gebot, desto größer war sein Ruhm als Gelehrter. Es entstand nun eine eigene Wissenschaft, die man am richtigsten Polymathie nennen könnte, und welche sich am Nächsten unserer heutigen Philologie vergleichen läßt. Weil sie aber wesentlich auf Erforschung der Sprache, auf Erklärung der Worte und der Schrift beruhte, so nannte man sie Grammatik, wobei also dieses Wort in viel weiterer Bedeutung, als bei uns genommen wurde. Sie werden wir zuerst kurz zu behandeln haben, als das Fundament der übrigen Disciplinen. Je mehr nemlich das einseitige Bestreben nach bloßer Gelehrsamkeit zunahm, und je mehr der Trieb, Neues und Eigenthümliches zu schaffen, abnahm, desto mehr nahm jede einzelne Wissenschaft einen gewissermaßen grammatischen, einen auf beschränktes Erforschen des bereits Vorhandenen gerichteten philosophischen

Charakter an. In demselben Maße werden aber auch die Wissenschaften nüchterner und für die Volks-Literatur bedeutungsloser.

Der erste und glänzendste Sitz dieser neuen Gelehrsamkeit war Alexandrien, die Hauptstadt Aegyptens, wo die Ptolemäer herrschten, welche ihren Ruhm darin setzten, die gelehrtesten Männer um sich zu versammeln. Hier entstand bald eine Menge von Schulen für alle Zweige des Wissens, so wie mit außerordentlichem Aufwande angelegter Bibliotheken: am berühmtesten wurde das dortige Museum, eine Art von Akademie, welche den ausgezeichnetsten Gelehrten durch sorgenfreie Lage die ausschließliche Beschäftigung mit den Wissenschaften möglich machte. Diese Alexandrinischen Gelehrten erregen durch den unsäglichen Fleiß, mit welchem sie alle Zweige der Literatur umfaßten und durcharbeiteten und eine staunenerregende Masse gelehrter Werke verfaßten, wahre Bewunderung. In Alexandrien strömten die talentvollsten Männer und die lernbegierige Jugend zusammen; von hier breitete sich die Gelehrsamkeit nach allen Richtungen hin aus: mit Recht nennt man daher die nächsten Jahrhunderte nach Alexander das Alexandrinische Zeitalter der Griechischen Literatur.

Nachdem aber auch Alexandrien gesunken und Aegypten eine Provinz des Römischen Reichs geworden war, — ein Schicksal, welches Griechenland schon früher betroffen hatte, — verbreitete sich die Griechische Literatur und vorzugsweise die Gelehrsamkeit bald über alle Theile des unermeßlichen Römischen Reiches: es trat das Römische Zeitalter derselben ein. Wenn auch die Römer wenig zur Weiterbildung derselben beigetragen haben, so haben sie doch das schon früher erwähnte Verdienst, daß sie dieselbe mit sehr großem Eifer pflegten, ihren Untergang verhüteten und den über alle Provinzen verbreiteten Griechen es möglich machten, ihre eigene

Sprache und Literatur beizubehalten und nach Kräften weiter zu fördern.

Dem Römischen folgte das Byzantinische Zeitalter: ich habe mich über dasselbe in Hellas und Rom, Abth. I. S. 948 folgendermaßen ausgesprochen: „Byzanz wird durch Constantin, unter dem Namen Constantinopel, die zweite, und nach dem Untergange des Abendländischen Reiches, die einzige Hauptstadt. Die Griechische Welt ist nun von der Römischen wieder getrennt: ein neues Griechenland steht wieder da, aber ein durch so viele Stürme, Umwälzungen und fremdartige Elemente völlig umgewandeltes. Unter dem üblen Einflusse einer üppigen Serailherrschaft und sultanischer Willkühr, bei dem nüchternen Gezänke theologischer Parteien und dem Zelotismus einer intoleranten Orthodoxie konnte die Literatur kaum einer kümmerlichen Existenz sich erfreuen. Als nun später durch Araber, Venetianer, Kreuzfahrer ꝛc. abermals große Erschütterungen, die neue Einmischungen fremdartiger Elemente zur Folge haben mußten, herbeigeführt wurden, ward die neue Griechische Welt und Literatur der alten immer unähnlicher, was sich schon in den äußeren Formen und der sogenannten Neugriechischen Sprache deutlich genug zu erkennen gab. Endlich ging auch der letzte Schatten des Hellenenthums mit der Eroberung von Constantinopel zu Grunde: die Gelehrten aber, welche aus dessen Trümmern sich in das Abendland flüchteten, brachten die erlöschende Fackel hellenischer Weisheit und Kunst mit, aus welcher hier sehr bald ein neues geistiges Leben aufflammte. Hellas ist im Auslande wieder auferstanden, und dessen Zögling ist das jetzige neugeborne Griechenland!“

Wir werfen nun zunächst einen flüchtigen Blick auf die sogenannte **Grammatik.** Dieselbe umfaßte das ganze

Sprachgebiet, welches bald nach allen Seiten hin auf das Gründlichste durchforscht wurde; in ihren Kreis wurde aber auch die Literaturgeschichte, die Kritik und die Erklärung der alten Schriftsteller gezogen, so wie auch die Erforschungen der Mythologie und der Antiquitäten überhaupt. Wir werden an den Werken der hervorragendsten Grammatiker am Anschaulichsten den ganzen Umfang dieser vielverzweigten Wissenschaft nachweisen können, bemerken aber zum Voraus, daß von der außerordentlichen Menge hierher gehöriger Schriften verhältnißmäßig äußerst wenig übrig geblieben ist. Dieß rührt zum Theile daher, daß in sehr später Zeit fleißige Sammler aus den grammatischen Werken früherer Gelehrter alles das auszogen, was zur Erklärung eines einzelnen Classikers zweckdienlich schien, und als Anerkennungen den Handschriften desselben beifügten. Wir besitzen daher zu sehr vielen älteren Dichtern, auch Prosaikern, solche Commentare von Ungenannten, die man Scholien nennt. Sie sind natürlich von sehr ungleichem, oft sehr geringem Werthe, und meist auch Arbeiten mehrerer fleißiger Hände, von denen eine die andere ergänzte. Ueber diese Auszüge vergaß man aber am Ende die besseren grammatischen Werke, aus welchen sie hervorgegangen waren.

Einer der ältesten Alexandrinischen Grammatiker war Aristophanes, der zuerst die Accentzeichen einführte und ein Verzeichniß alter Schriftsteller entwarf, die er für classisch gelten ließ. Sein sehr berühmter Schüler Aristarchos wendete seinen großen Scharfsinn vorzüglich auf die Textes-Meinung alter Dichter, welche schon damals vielfältig von Abschreibern verdorben waren: am Meisten verdankte ihm Homer, aus dem er eine Menge unechter Verse ausstieß. Ueberhaupt war Homer ein Hauptgegenstand der gelehrten Untersuchungen der damaligen Grammatiker. — Der berühmte Dichter **Kallimachos** schrieb eine große Literaturgeschichte.

Heraklides versuchte es, in einem noch vorhandenen Werke die Homerischen Mythen historisch und allegorisch zu erklären.

Im Römischen Zeitalter lebten folgende. Erotianos schrieb ein Wörterbuch zu den Werken des Hippokrates. — Timäos arbeitete viele Commentare zu Platon aus. Von Julius Pollux ist noch ein synonymisches Wörterbuch vorhanden; über die verschiedenen Dialekte schrieb **Tryphon**; mit Orthographie beschäftigte sich **Oros**, und Phrynichos lieferte ein Wörterbuch zu den Attischen Schriftstellern. Dionysios beschäftigte sich vorzugsweise mit Prosodie und Metrik: auch thaten dieß Hephästion u. A. Der berühmte Grammatiker Apollonios schrieb eine Menge von Werken über einzelne Theile der Grammatik; eben so Herodianos. Dositheos entwarf schon eine Encyklopädie der Sprachwissenschaft. Didynus soll an 4000 Bücher geschrieben haben. Der gelehrte Apollodoros schrieb unter Anderem eine „Bibliothek", d. h. eine Sammlung der alten Mythen, welche noch im Auszuge erhalten ist. Partheinos sammelte kleine Liebesgeschichten; und Antoninos Liberalis Sagen von Verwandlungen.

Aus dem Byzantinischen Zeitalter mag es genügen, folgende kurz zu erwähnen, von welchen noch mehr oder weniger vorhanden ist. Helladios schrieb eine Chrestomathie historischer Anekdoten; — Theodosios über die acht Redetheile; — Moschopulos Scholien zu Homer und andern Dichtern; — Johannes Philoponos und Gregorios schrieben Bücher über die Dialekte. **Wörterbücher** sind noch vorhanden von Harpokration über die 10 Attischen Redner; von Ammonios ein Synonymisches; — von Hesychios, Erklärung schwieriger Worte; — Photios hinterließ ein alphabetisches Wörterbuch zu den Rednern und Historikern; das sogenannte „große Etymologische Wörterbuch" ist eine Sammlung aus vielen Grammatischen

Schriften. Das vorzüglichste Wörterbuch aber ist das von Suidas, das sich vorzüglich mit historischen und mythologischen Personen und Sach-Erklärungen beschäftigt.

Sehr brauchbar ist der Commentar des Erzbischof's **Eustathios** über Homer; und voll Gelehrsamkeit der des **Tzetzes** über den Dichter Lykophron. Von eigenthümlichem Werthe für uns, wenn auch oft geistlos gearbeitet, sind die, zum Theil umfangreichen Sammlungen und Auszüge, welche einzelne Gelehrte aus einer großen Masse der von ihnen gelesenen Schriften anlegten. So haben wir von Johannes von Stobi, gewöhnlich Stobäus genannt, ein Werk, worin er Stellen aus mehr als 500 Schriftstellern, meist Dichtern, abschrieb, und dadurch uns eine Menge interessanter, sonst unbekannter Fragmente erhalten hat. Das wichtigste dieser Sammelwerke ist das von **Photios**, welches aus 280 Schriftstellern eine Masse von zum Theil höchst schätzbaren Auszügen giebt, womit nicht selten auch eine Charakteristik derselben verbunden ist. Eine Sammlung von Hieroglyphen aus Aegypten hat Horapollon hinterlassen.

Wir gehen nun zu einem unserem Interesse näher liegenden Gegenstand über, zur:

Geschichte.

Schon gegen Ende der vorigen Periode sahen wir die Literatur der Geschichte durch die rhetorisirenden Schriftsteller sehr von ihrer Höhe herabgedrückt: einem noch tiefern Verfalle aber wurde sie entgegengeführt durch die zunächst an sie sich anschließenden Geschichtschreiber Alexanders. Es waren das großentheils Männer im Gefolge des großen Mannes auf seinen Zügen; fast alle waren äußerst widerwärtig durch feige Servilität und jene sinnlose Wundersucht, so daß sie auf doppelte Weise die Geschichte verdarben, und erst spätere, streng forschende Kritiker vermochten die Wahr-

heit aus dem darüber geworfenen Schutte mühsam emporzuziehen. Wir haben nur Fragmente von jenen Geschichtschreibern.

Ihre servilen Schmeicheleien kann man sich freilich einigermaßen erklären, wenn man erfährt, daß einer derselben, Kallisthenes, durch Freimüthigkeit sich ein Todesurtheil zuzog; ein anderer dagegen, Aristobulos, machte mit seinen Schmeicheleien es so arg, daß Alexander selbst dessen Buch im Zorn in die Wellen warf. Als schamloser Aufschneider war Onesikritos, Steuermann auf der Flotte, übel bekannt. Die „Denkwürdigkeiten Alexanders" von Ptolomäos Lagi, dem nachmaligen Könige von Aegypten, werden dagegen wegen ihrer Vaterlandsliebe sehr gerühmt.

Auch noch einige Zeit nach Alexanders Tode beschäftigten sich viele, wahrscheinlich nicht vorzüglichere Schriftsteller mit seiner und seiner nächsten Nachfolger Geschichte. Von einem Hekatäos, der in Alexandrien lebte, hatte man ein „Buch von den Juden," aus welchem der bekannte Josephos interessante Auszüge erhalten hat.

Von den zunächstfolgenden Historikern ist ebenfalls kein ganzes Werk erhalten: einige darunter waren nicht ohne Bedeutung. Der Priester Berosos in Babylon schrieb „Babylonische Alterthümer." — Dessen Zeitgenosse Manethon hinterließ eine „Aegyptische Geschichte," die er nach alten Urkunden seiner Heimath bearbeitet hatte; die erhaltenen Uebersetzungen aus seinem Werke bestehen größtentheils aus Chronologien und Genealogien, welche neueren Gelehrten viele, aber sehr wahrscheinlich unfruchtbare, Mühe verursacht haben. — Timäos aus Sikilien soll zuerst nach Olympiaden gerechnet haben; eine Zeitrechnung, die bald ganz allgemein geworden ist.

Einen neuen, von edlerer Bestrebung ausgehenden Impuls gewann die Geschichtschreibung wieder in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. durch

Polybios.

Sein großes Werk „Allgemeine Geschichte“ in 40 Büchern, das leider! nur sehr unvollständig erhalten ist — nur die 5 ersten Bücher und Auszüge aus den übrigen sind vorhanden — kehrt wieder zu dem reinen Ernste und der redlichen Wahrheitsliebe früherer Historiker zurück, und ist gewissermaßen der Vorbote einer nach ihm blühenden und in ihrer Weise noch sehr schätzbaren historischen Literatur. Er war ein bedeutender Staatsmann in der Zeit, wo die letzten Freiheitsbestrebungen der Griechen der Uebermacht und der schlauen Politik der Römer erliegen mußten; er kam als Geißel nach Rom, gewann hier die Gunst der vornehmsten Staatsmänner, und benutzte seine unfreiwillige Muße zu historischen Forschungen, ganz vorzüglich über die römische Geschichte, welche den Mittelpunkt seines großen Werkes bildete. Er verfuhr in seiner Darstellung streng pragmatisch, indem er Ursache und Folgen in ihrem innern Zusammenhange nachzuweisen bemüht war; insbesondere wollte er seinen Landsleuten, denen er mit treuer Seele ergeben war, die Ueberzeugung verschaffen, daß die Römer ihre damals schon colossale Macht nicht sowohl dem Glücke, als der Consequenz ihrer Politik und der Strenge ihrer Kriegszucht verdankten. Er erkannte wohl, daß die Griechen, als selbstständige Nation, nicht mehr zu retten waren, und so bildet auch sein Geschichtswerk den Hauptübergang von dem hellenischen Standpunkt der Geschichtschreibung zum universellen; es umfaßte die Jahre 220—146 v. Chr. Das davon Erhaltene verräth einen Mann von sehr scharfem Verstande, eindringender Forschungsgabe und menschlich edler Gesinnung; in der Kunst historischer Darstellung hat kein Späterer unter den Griechen ihn übertroffen.

Auf Polybios folgt wiederum eine große Lücke, welche nur durch einzelne Namen untergegangener Historiker dürftig

verdeckt wird. Während dieser Zeit wurde die Geschichtschreibung mehr und mehr eine gelehrte; an die Stelle eigener Beobachtung und Wahrnehmung trat der Fleiß des Sammlers, bald auch der des bloßen Compilators; die nun folgenden Historiker haben also einen sehr verschiedenen Werth, je nach den Quellen, an welche sie sich hielten, und nach dem Grade ihrer Urtheilsfähigkeit: immer aber stehen die meisten ehrenwerth da in einer Zeit, wo die Literatur mehr und mehr von ihrer ehemaligen Lebensfrische einbüßte. — Um die Zeit von Christi Geburt schrieben zwei interessante Männer größere Geschichtswerke.

Diodor aus Sikilien schrieb eine „Historische Bibliothek," von deren 40 Büchern nur noch 15 übrig sind. Diese große Allgemeine Weltgeschichte ist das Werk eines beharrlichen Fleißes; die davon erhaltenen Bücher enthalten eine Menge der interessantesten Nachrichten, die ohne ihn unbekannt geblieben wären, beweisen aber, daß er fast gänzlich ohne Kritik sammelte, weßhalb er nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. Die alten Sagen giebt er gerade so wieder, wie die späteren Geschichten; was er selbst gesehen, erzählt er, ohne ein tieferes Eingehen auf die Sache zu verrathen; seine Darstellung hat dadurch etwas Ermüdendes und Unzusammenhängendes erhalten, daß er Alles streng nach den Jahren, wie eine Chronik, vertheilt, und sein Styl ist ungleichförmig, weil er oft seine Quellen wörtlich abschrieb. Am besten sind seine Erzählungen aus der Geschichte seines Heimathlandes.

Dionysios von Halikarnaß verfaßte ein Werk in 20 Büchern, „Urgeschichte der Römer," von welchem 11 noch erhalten sind. Diese haben dadurch ein großes Interesse, daß sie uns einen Vergleich mit den Werken Römischer Schriftsteller, welche dieselbe Periode der großen Weltstadt behandeln, zulassen; geschwächt aber wird dieses Interesse

wieder dadurch, daß Dionys gleichsam darauf versessen ist, die Quelle aller römischen Zustände auf griechischen Ursprung zurückzuführen. Auch ist er zu sehr in Wunderglauben befangen, und als sehr gebildeter Redner — er hat auch als Lehrer der Beredtsamkeit nicht unwichtige Schriften hinterlassen — zu sehr bemüht, durch ergreifende allzu freie Ausmalungen und Schilderungen zu fesseln, als daß er bei aller Liebenswürdigkeit auf den Ruhm eines großen Geschichtschreibers Anspruch machen könnte.

Von einem gewissen Nikolaos, der um dieselbe Zeit lebte und mehrere Geschichtswerke schrieb, haben wir nicht uninteressante Bruchstücke; ebenso von Memnon aus Kleinasien.

Nur im Vorübergehen können wir hier erwähnen den zur Zeit der Zerstörung Jerusalems lebenden **Flavius Josephos**, welcher mehrere sehr bedeutende Geschichtswerke schrieb, die aber, obgleich in griechischer Sprache verfaßt, deren er im hohen Grade mächtig war, doch ihrem Inhalte nach mehr der Literaturgeschichte der Juden angehören. Die wichtigsten sind: „Geschichte des Jüdischen Krieges;“ desjenigen Krieges nämlich, der mit der Zerstörung Jerusalems endete, und „Jüdische Alterthümer,“ eine ausführliche Geschichte der Juden. — Herennios Philo schrieb, außer andern Werken, eine Uebersetzung des oben erwähnten Phönikischen Geschichtschreibers Sanchuniathon, von welcher noch Fragmente vorhanden sind.

Von großer Bedeutung und über alle bisher genannten hervorragend ist der um 100 n. Chr. lebende

Plutarchos. Er war ein sehr gelehrter und überaus fleißiger Mann, der eine so große Anzahl von Werken schrieb, daß man darüber erstaunen muß, wenn man bedenkt, daß er auch durch Staatsämter — er war Consul und dann Statthalter einer Provinz — vielfach in Anspruch genommen wurde; sein Leben beschloß er in seiner kleinen Vaterstadt Chäronea in Böotien. Unter seinen geschicht-

lichen Werken ist das bedeutendste: „Vergleichende Lebensbeschreibungen;" es enthält 46 Biographien; neben einen berühmten Griechen ist immer ein ihm geistesverwandter Römer gestellt. Der humane Mann, der der lebendigste Beweis ist, daß die Griechen nur noch eine Vergangenheit hatten, wollte damit offenbar die National-Erinnerungen beider Völker zu friedlicher gegenseitiger Achtung verschmelzen, weßhalb seine Vergleiche oft sehr weit hergeholt und oberflächlich sind. Die Biographien selbst enthalten einen überaus reichen historischen Stoff, zum großen Theile aus jetzt nicht mehr vorhandenen Schriftstellern zusammengetragen, haben daher einen großen geschichtlichen Werth, — dagegen einen weit geringeren in künstlerischer Beziehung, wodurch sie ganz den Geist ihrer Zeit verrathen, welche die Kunst schöner und gediegener Composition nicht mehr zu handhaben wußte. Die Moral-Philosophie blickt aber überall durch die zum Theil mosaikartige, jedoch im Ganzen recht angenehme Darstellung hindurch.

Unter dem Kaiser Hadrian, dessen Lehrer Plutarch gewesen war, und unter dessen Nachfolger lebte **Arrianos**, ein hervorragender Feldherr und Staatsmann, zugleich aber der bedeutendste Geschichtsforscher der späteren Zeit. Er war es, der mit großem Scharfsinn der wichtigen Aufgabe sich unterzog, aus den durch schlechte Scribenten, von welchen wir oben sprachen, so äußerst entstellten Ueberlieferungen über Alexander d. Gr. eine wahre Geschichte zu Tage zu fördern; er hat diese niedergelegt in dem ganz vortrefflichen Werke: „Die Feldzüge Alexanders d. Gr.," welches für uns die wichtigste Quelle über diesen Gegenstand ist. Es kam ihm sehr zu Statten, daß er eine große Kenntniß von dem Kriegswesen hatte; störend ist nur, bei seinem übrigens sehr fließenden Style, seine fast blinde Nachahmung des Xenophon, und ein Wunderglaube, den er mit fast allen

Historikern seiner Zeit theilt. Unter den Philosophen wird der vielseitige Mann uns wieder begegnen. Seine kleine Schrift: „Indische Nachrichten“ ist vorzüglich interessant durch den darin ganz mitgetheilten „Reisebericht des Nearchos“, welcher die Flotte Alexander's vom Indus bis in den Euphrat zurückführte. Seine „Taktik“ ist eines der wichtigsten Werke, das wir über die Kriegskunst der Alten besitzen.

Etwas später lebte **Appianos**, der eine „Römische Geschichte“ schrieb, aber als Historiker weit hinter Arrian zurücksteht, was sich schon in einer gewissen Nüchternheit und im Mangel an Kritik zu erkennen giebt; am Anfange und am Ende seines Werkes fehlen mehrere Bücher. Am Bedeutendsten sind die, welche die Römischen Bürgerkriege behandeln, weil er hier unsere Hauptquelle ist. Im Uebrigen hatte er den sonderbaren Einfall, die äußere Römische Geschichte nach den Ländern zu zerreißen, welche der Schauplatz derselben waren.

Eine noch weit ausführlichere „Römische Geschichte“, in 80 Büchern, schrieb im dritten Jahrhunderte Dio Cassius, der in höheren Staatsämtern glänzte, und durch große Servilität sich erniedrigte. Eine niedere Gesinnung verräth auch seine Geschichte, die sich immer mehr in die Breite ausdehnt, je näher er seiner eigenen Zeit kommt; die oft scheußlichen Unthaten so vieler Kaiser erzählt er so gerade hin, ohne eine Spur von Entrüstung zu verrathen: nicht selten sogar weiß er den ärgsten Tyrannen noch zu schmeicheln. Ohne eine höhere Aufgabe sich zu stellen, sucht er angenehm zu unterhalten, was auch bei seinem lebendigen Style ihm in jener Zeit gar wohl gelungen sein mag. Ganz erhalten sind nur die Bücher 35—60; von den übrigen haben wir theils Fragmente, theils Auszüge.

Nach **Herodianos**, etwas später als Dio, der eine

Geschichte seiner Zeit schrieb, tritt kein nennenswerther Historiker mehr auf, bis in die Zeiten des Byzantinischen Kaiserthums. Herodian ist noch ein einfacher, wahrheitliebender Schriftsteller, von dessen Leben fast Nichts bekannt ist. — —

Jemehr die eigentliche Geschichtschreibung abnahm, um so breiter machten sich allmählich Sammlungen und Compilationen, die nur der Neugierde dienten; wir haben noch einige derselben aus verschiedenen Zeiten. So schrieb **Phlegon** „Wundergeschichten"; — **Paläphatos** „von unglaublichen Dingen", ein ganz rationalistischer Versuch, die Wunder zu erklären; — **Polyänos** „Kriegslisten". —

In dem neuen Zeitalter, welches mit der Trennung des Griechischen Kaiserthums von dem Abendländischen beginnt, bildete sich ein neuer Zweig der Geschichtsschreibung, der der sogenannten Byzantiner. Den Uebergang zu denselben macht der tüchtige und freimüthige **Zosimos**, dessen „Neue Geschichte" es bedauern läßt, daß er keinen besseren Stoff für seine historische Kunst vorfand. Die Reihe der eigentlichen Byzantiner, d. h. der Geschichtschreiber, welche vorzugsweise die Geschichte des Griechischen (oder Byzantinischen) Kaiserthums behandelten, beginnt mit **Agathias** im fünften Jahrhunderte, und reicht bis in das fünfzehnte hinab. Nur wenige, wie der eben genannte Agathias, der sehr gediegene **Prokopios**, Nikophoros, **Zonaras** u. A., sind Männer, welche der fast auf allen lastende Vorwurf niederer Schmeichelei und gemeinen Haschens nach der Gunst eines entarteten Hofes nicht trifft. Wir müssen uns einer näheren Schilderung ihrer Werke und ihres Charakters enthalten, da sie schon ganz der modernen Zeit angehören, und thun dieß um so lieber, weil sie ihrer großen Mehrzahl nach ein sehr unerfreuliches Bild eines in

sich selbst zerfallenden, dem Fluche eigener Schmach erliegenden Staates darstellen.

Philosophie.

Bis gegen die Zeit von Christi Geburt behauptet diese Wissenschaft, welche wir am Ende des ersten Zeitabschnittes durch Aristoteles auf eine so bedeutende Höhe gehoben sahen, noch einen ehrenvollen Plaz, indem eine Reihe von sehr verschiedenartigen Systemen mit großer Schärfe sich neben einander ausbildete, wodurch die fruchtbaren Keime, welche des unsterblichen Sokrates wahrhaft erschütternde Lehre in's Leben gerufen hatte, zu reifen Früchten entwickelt wurden. Nach der Reife trat aber dann gar bald ein Zustand der Ueberreife ein, in welchem die so gesunden Früchte allmählich in innere Verwesung übergingen, und endlich in dem allgemein sich verbreitenden christlichen Glauben, nachdem sie auf diesen einen unerfreulichen Einfluß ausgeübt hatten, ihren nicht zu bedauernden Untergang fanden. Aus dieser, mit dem ersten christlichen Jahrhunderte beginnenden Periode der Verschlechterung sind uns noch ziemlich viele Schriften, darunter auch einige wenige von hohem Werthe, erhalten, während aus der Zeit von Aristoteles bis zu jenem Jahrhunderte fast Nichts mehr vorhanden ist. Wir können daher nur die jezt auftretenden Systeme kurz charakterisiren und die Namen der Hauptträger derselben angeben. Die berühmteste und am weitesten verbreitete Schule war die der

Stoiker.

Sie erhielt ihren Namen daher, daß ihr Stifter, **Zenon** von Kittion, der um die Zeit von Alexander's Tode auftrat, in einer „Stoa", d. h. „Säulenhalle", in Athen seine Vorträge zu halten pflegte. Zenon entwickelte im Wesentlichen die Lehre der schon früher erwähnten Ky-

niker; oder vielmehr, er reinigte sie von ihren Schlacken und führte sie auf ächt wissenschaftliche, mit großer Consequenz durchgeführte, Principien zurück. Den Mittelpunkt der Philosophie der Stoiker bildete also die Sittenlehre; doch blieben ihnen andere Zweige jener Wissenschaft keineswegs fremd, wie denn die Physik und auch die Mathematik ihnen Vieles zu verdanken hat.

Ihr oberster sittlicher Grundsatz war: „Lebe der Natur gemäß". Daraus leiteten sie zunächst die Lehre ab, daß Seelenruhe das höchste Gut des Menschen sei; daß diese nur in der völligen Leidenschaftlosigkeit des Gemüthes beruhe, und der Mensch nur dann glücklich sein könne, wenn das, was außer ihm liegt, sein Herz weder zu fesseln noch abzustoßen vermöge. In dieser Interesselosigkeit erblickten sie das eigentliche Wesen der Tugend, die der Mensch nur durch absolute Selbstbeherrschung gewinnen könne: sie predigten also dieselbe Ertödtung des Fleisches aus moralischen oder rein menschlichen Motiven, welche späterhin durch Christliche Asketik auf religiösem Wege als höchstes Ideal menschlicher Vollkommenheit erstrebt wurde. —

Ich habe mich über diese Grundlehren der Stoiker bereits in „Hellas und Rom," Abth. III. S. 852, folgendermaßen ausgesprochen:

„Diese strenge Sittenlehre war von unschätzbarem Werthe in einer Zeit, wo alle bürgerlichen Verhältnisse ihrer allmählichen Auflösung entgegen gingen; wo bei dem Verluste der Freiheit man gar häufig den hereinbrechenden Despotismus und den Leiden, welche dieser über so Viele verhängte, nur den festen Willen und die Verachtung des in seinem Innern frei gebliebenen Mannes entgegensetzen konnte. Die Zeit nöthigte zur Entsagung, und der Stolz eines durch Entsagung unabhängig sich erhaltenden Charakters war doppelt wohlthätig da, wo nur zu Viele durch schwelgerische Genüsse

Vergessen äußerer Leiden zu gewinnen hofften, eben dadurch aber zu dem Verfalle des äußern Lebens auch den des innern hinzufügten. Die frühesten Anhänger dieser Lehre, sowie einzelne unter den späteren, bewährten auch durch Charaktergröße und sittlichen Muth die Trefflichkeit derselben. Es war indessen unvermeidlich, daß der Stoicismus, da er allmählich zu einer abstoßenden Starrheit sich ausbildete, — da er vorherrschend negativ wurde, — und da er das Fundament alles sittlichen Lebens, die Reinheit des Willens, doch nur lehren und nicht geben konnte, vielfältig ausartete, zu einer prunkenden Aeußerlichkeit wurde und zu einem Tugendstolze und einer Sucht, zu moralisiren, führte, hinter denen sich nur zu oft eine zerrüttete Gesinnung und ein faules Herz versteckten. Dieß um so mehr, weil so viele Unberufene zu demselben sich drängten, als er einmal, besonders unter den Römern, Mode geworden war. Die Schule allein kann nicht erziehen, wenn das Leben nicht mitwirkt; daß sie aber diesem sich ganz zu entfremden strebten, war die größte Einseitigkeit der Stoiker, die nur bei ganz energischen Charakteren nicht ohne die nachtheiligsten Wirkungen blieb." — Wir fügen noch hinzu, daß durch diese Apathie die Stoiker zu einem größern Verfalle des politischen Lebens nicht wenig beitrugen, indem sie demselben mit einer Art hochmüthigen Stolzes sich entfremdeten, statt werkthätig in dasselbe einzugreifen.

Berühmte Stoiker waren außer Jenen noch: **Posidonios** in Alexandrien, **Kleanthos**, von welchem wir noch einen vortrefflichen Hymnos „an den höchsten Gott," den Ausdruck eines reinen Monotheismos, haben. — **Chrysippos**, der consequenteste von allen. **Panätios** gab zuerst der stoischen Lehre in Rom eine große Ausbreitung, wo ihm Athenodoros nachfolgte.

Von dem edlen **Epiktetos**, der unter Domitian in Rom lehrte, von Geburt ein Slave, und dessen Leben der

treuste Spiegel des Stoicismus war, haben wir noch ein ausgezeichnetes Schriftchen, was wir der Pietät seines dankbaren Schülers, des vortrefflichen Historikers Arrian, verdanken. Dieser gab nämlich nach den Vorträgen seines Lehrers heraus: „Epiktets Handbuch der Sittenlehre," für uns schon als das einzige uns erhaltene Lehrbuch der stoischen Moral von großer Wichtigkeit, aber auch durch seinen Inhalt vom höchsten Interesse; schöner, einfacher und herzlicher ließ sich jene strenge Sittenlehre wohl kaum darstellen und nicht wärmer empfehlen, als es hier geschehen ist. — Den Männern dieser Schule ist noch beizuzählen der bekannte Kaiser **Marcus Aurelius**, von welchem wir ein vortreffliches Büchlein „An sich selbst" besitzen.

Alle späteren Stoiker verdienen keine namentliche Erwähnung: die bekannteren wurden der Gegenstand des Spottes geistreicher Zeitgenossen.

Die Epikureer.

Die Lehre des Sokratikers Aristippos weiter ausbildend stellte **Epikuros**, der bald nach Zenon lehrend in Athen auftrat, ein Moral-System auf, welches in seinen Grundzügen dem Stoicismus geradezu entgegentrat und ein Extrem dem andern entgegensetzte. Die Grundlage, auf welcher er dasselbe errichtete, war der Satz: „Das Vergnügen ist das höchste Gut des Menschen," und daraus zog er den Schluß, „daß die Tugend nur insoweit Werth habe, als sie dem Menschen Vergnügen gewähre." Er erkannte also den kategorischen Imperativ, mit welchem die Stoiker die Tugend stützten, nicht an, und gab ihr dafür eine insofern ideellere Basis, als er nur in der Tugend die sich selbst genügende Harmonie aller Seelenkräfte erblickte und sie gewissermaßen für das dringendste menschliche Bedürfniß erklärte, zu dessen Befriedigung ihn ein höherer Instinkt, der des Zwanges ent-

behren könne, hin führe. Man kann nicht läugnen, daß diese geistreiche Auffassung des menschlichen Wesens eine größere Lobrede auf unsere menschliche Natur, als die starre Theorie der Stoiker, enthält, und das ganze Leben Epikurs, der ein überaus edler, humaner und mäßiger Mann war, stellt diese Lobrede als eine wahre und verdiente dar. Wenige Lehrer waren von ihren Schülern so hoch geachtet, wie er; und er vereinigte eine außerordentlich große Zahl lernbegieriger Jünglinge um sich, mit denen er in einer durch die edelste Gesellschaft verschönten Gemeinschaft lebte. Dabei war er unermüdet thätig; er soll an 300 Schriften geschrieben haben; nur wenige, erst kürzlich entdeckte Fragmente sind davon noch übrig.

Es ist aber ebenfalls nicht zu läugnen, daß die Elasticität seines obersten Princips nur für edlere Naturen geschaffen ist, und nur diese durch seine Lehre der wahren Bestimmung des Lebens zugeführt werden können. Diese Lehre setzt den Menschen als ein freies Wesen voraus, statt ihn dazu zu erheben; sie läutert und beglückt, statt zu kräftigen und zu stählen, und wenn der Mensch einmal in dem Gemeinen seinen höchsten Genuß gefunden, so wird sie schwer im Stande sein, ihn für das Edlere wieder zu gewinnen. Daher hat seine Philosophie in der Masse des halbgebildeten Volkes eine vielfach schlimme Wirkung hervorgebracht; sie hat den dem Sinnlichen vorherrschend zugewandten Naturen ein erwünschtes Mittel dargeboten, ihre Nichtigkeit mit dem Schimmer höherer Weisheit und Bildung zu umkleiden und dadurch bis zur Verhärtung zu steigern; der Name eines „Epikureers" ist der Name übler Bedeutung geworden. Beitragen dazu mußte auch die Religionsphilosophie des geistvollen Mannes, welche das Dasein der Götter zwar festhielt, zugleich aber läugnete, daß die seligen Götter um menschliche Dinge, welche ihre in ewiger Jugendfrische glän-

zende Heiterkeit nur trüben würden, sich auf irgend eine Weise kümmerten. Der Mensch ist nach Epikur ganz frei, ganz Herr seines eignen Schicksals.

Aus dem Mißbrauche, den niedriger stehende Menschen mit den Ideen eines großen Mannes treiben können und getrieben haben, darf aber ihm selbst kein Vorwurf gemacht werden, so wenig wie dem Dichter, der seine genialen Schöpfungen nur für klare Augen, denen ein reines Herz schützend zur Seite steht, hinstellt. Einer seiner würdigsten Schüler ist der römische Dichter **Lucretius**, der den Beweis geliefert hat, welche edle Begeisterung die geistvolle Lehre bessern Gemüthern einzuflößen vermochte, und einer seiner größten Lobredner war **Diogenes** von Laërte, der in seiner Geschichte der Philosophie ausführlich ihn und seine Lehre behandelt, und manches schöne Bruchstück von ihm aufbewahrt hat. Dieß ist um so schätzbarer, da so gar viele unter den alten Schriftstellern des Epikur Lehrsätze falsch aufgefaßt, auch wohl absichtlich falsch darzustellen versucht haben, weil es etwas Verlockendes hat, durch Vertheidigung rigoroser Grundsätze an einem Manne, dem die Schönheit und Würde der Tugend sich von selbst versteht, wohlfeilen Kaufes ohne eigene Tugendproben seine Sporen zu verdienen.

Seine Schüler und Nachfolger, unter welchen **Metrodoros** und die unzertrennlichen Freunde Polystratos und Hippoklides hervorragen, haben wenig zur Weiterbildung seiner Lehre beigetragen; auch seine schöne und geistreiche Freundin **Leontion** schrieb ein Werk in seinem Geiste. Nur zu bald hatte die Schule sich überlebt, und nach dem Beginne der römischen Kaiserzeit war der bessere Geist aus ihr so gut wie ganz verschwunden, obgleich so viele — Epikureer, im ausgearteten Sinne des Worts, jetzt überall zu finden waren; sie hatten aber doch vor den eingebildeten Stoikern immer noch den Vorzug der Ehrlichkeit voraus.

Auch die Peripatetische Schule lebte noch lange Zeit hindurch fort, ohne jedoch die Lehren ihres großen Meisters im Wesentlichen weiter zu bilden. Dessen nächster Nachfolger war **Theophrastos**, ein vortrefflicher Mann, der sehr Vieles geschrieben hat, wovon noch Manches vorhanden ist, unter anderem „Charaktere," eine Reihe von interessanten Sittengemälden. — Die folgenden Peripatetiker thaten nicht viel mehr, als daß sie Commentare zu den wichtigsten Aristotelischen Werken schrieben. Die Reihe derselben schließt Alexander von Aphrodiseas, 200 n. Chr., der mit großem Scharfsinn die reine Lehre des Aristoteles wieder herstellte.

An die früher erwähnte Megarische Schule schlossen sich an:

Die Skeptiker, eine Schule, deren Stifter **Pyrrhon** von Elis war, welcher Alexander d. Gr. bis nach Indien begleitet hatte. Sein System, das des besonnenen Zweifels, beruhte auf der Behauptung, „daß der Mensch zu keiner positiven oder objectiven Erkenntniß gelangen könne, daher das wahre Glück darin bestehe, Nichts für absolut wahr zu halten, um nicht getäuscht und in seiner Seelenruhe gestört zu werden." Er erkannte demgemäß keine Philosophie als die wahre an; das einzige Verdienst, welches seine Schule um die Wissenschaft hatte, bestand in der scharfen, oft aber auch einseitigen Kritik aller philosophischen Systeme. — **Timon** bildete jene Skepsis noch schärfer aus, und die Schule erhielt sich bis in die römische Zeit hinein. Unter den vielen Schriften derselben hat sich nur vom **Sextus Empirikos** ein, bei dem Verluste der andern, wichtiges Werk erhalten, das er 200 n. Chr. schrieb: „Abriß der Philosophie des Pyrrhon."

Den Skeptikern näherten sich in vielen Stücken die späteren Nachfolger Platons, welche die Schule der mitt-

leren, dann die der sogenannten neuen Akademie bildeten und endlich in den Neu-Platonismus sich verliefen oder vielmehr ausarteten. **Krantor**, der zu Anfang dieses Zeitraumes lebte, hielt noch strenger an der ursprünglichen Lehre Platons; allein schon **Arkesilaos**, der bald auf ihn folgte und als der Stifter der mittleren Akademie betrachtet wird, wandelte den nur aus einer gewissen Ueberschwänglichkeit der Ideen hervorgegangenen Mangel an schärfer Begränzung der Begriffe in Platons Lehre zu einem kalten Skepticismus um, der sich selbst auf seine Sittenlehre erstreckt, in welcher Platon doch so positiv das Ideal als maßgebend an die Spitze gestellt hatte. Nicht besser wurde die Sache in der neuen Akademie, welche, zuerst durch **Karneades**, der nicht lange vor der Zerstörung Korinths in Rom lehrte, noch einen Schritt weiter ging und durch ihre Lehre von dem „Wahrscheinlichen" den Unterschied zwischen Gut und Bös noch mehr einer unphilosophischen Willkür preisgab.

Man fing dann aber bald an zu fühlen, daß solche Inhaltlosigkeit der nur in Formeln sich ergehenden Spekulation doch zugleich etwas Trostloses sei, und war darauf bedacht, dem so unendlich weit von dem Ideen-Reichthume des großen Platon wie in bodenlosen Moorgrund abgeirrten Platonismus wieder einen soliden Gehalt zu geben. Die Verbesserung war aber vielleicht noch schlimmer, als das Uebel, welches man zu beseitigen suchte; der sogenannte Neu-Platonismus fing seit dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung an sich breit zu machen, vollends alle freie Philosophie zu ertödten und diese einst so herrliche Blüthe des hellenisch humanen Geistes in die trüben Zellen eines schon allzufrühe mißverstandenen Christenthums hinüber zu liefern, um hier völlig zerknickt zu werden und ein Material mehr zu einer Auflösung des wahrhaft wissenschaftlichen Geistes zu liefern, aus welcher erst in den der neuen Geschichte ange-

hörenden Jahrhunderten der menschliche Geist sich wieder zu erheben vermochte.

Der Grundfehler dieses Neu-Platonismus bestand darin, daß man die Ideen Platon's nicht zu reproduziren und neu zu beleben bemüht war, — dazu besaß die matt gewordene Zeit nicht mehr schöpferische Kraft genug, — sondern sie als ein todtes abgeschlossenes Kapital, als fertige Dogmen festhielt, und zu Gegenständen eines todten Glaubens, nicht aber einer lebendigen Forschung machte. So entstand ein wunderliches Gebräu einer religiös-philosophischen Wissenschaft, die weder religiös noch philosophisch war, eine Masse fremdartiger Vorstellungen aus christlichen und nichtchristlichen Geheimlehren, orientalischem Mysticismus in sich aufnahm und so den krassesten Wunderglauben in wissenschaftliche Formeln umzusetzen bemüht war. Subjective Träumereien waren an die Stelle klarer Erkenntniß getreten, und wenn auch einzelne Lichtstreifen durch diese graue Nebel-Masse sich durchziehen, so ist doch der Neu-Platonismus nichts Anderes, als der mit Reliquien und Wunder-Medaillen verzierte Sarg der Philosophie: er lebte durch mehrere christliche Jahrhunderte hindurch fort, und wird nicht wenig beschämt durch einzelne sehr ehrenwerthe Erscheinungen in der Römischen Literatur, welche neben ihm als letzte Lebensregungen des ersterbenden freien Menschengeistes noch auftauchten.

Der Jude **Philon**, bald nach Christus in Alexandrien lebend, und ein sehr gelehrter Mann, suchte, besonders in seinem „Leben des Moses“, die Wundergeschichten in der Jüdischen Ueberlieferung durch platonische Lehrsätze zu stützen. — Gewissermaßen gehört auch der schon rühmlich erwähnte Geschichtschreiber **Plutarch** hierher, wiewohl er, was seine vielen noch vorhandenen philosophischen Abhandlungen beweisen, ein Mann von weit gesunderem Geiste war,

als die meisten seiner Schule, in welche ihn wohl nur die Dürftigkeit der meisten andern gleichsam verjagte. — Mit leidenschaftlichem Eifer trat gegen das Christenthum **Celsus** auf; der Inhalt seiner Schrift: „Wort der Wahrheit" ist nur aus des gelehrten Origines Gegenschrift bekannt. — Numenios machte dagegen den Heiden Platon zu einem Moses den zweiten.

Eher schlimmer, als besser erging es dem Neu-Platonismus, seit, vom dritten Jahrhunderte an, viele seiner Anhänger Christen wurden, und nun die unwissenschaftliche Confusion nur noch vermehrten. **Ammonios Sakkas, Plotinos**, von dessen Schriften, in welchen er höherer Offenbarung sich rühmt, noch viele vorhanden sind; — **Porphyrios, Proklos** u. A. sind Männer, denen gewisse Verdienste nicht abzusprechen sind; während die sogenannten Philosophen, die sich selbst sehr bescheiden die „goldene Kette des Platonismus" nannten, gradezu den Namen Charlatane verdienen. Wie nahe liegt es auch, absichtlich zu täuschen, wenn man einmal sich selbst jeder Täuschung preisgegeben hat!

Somit sind wir an dem kläglichen Ende der einst so herrlichen hellenischen Philosophie angekommen.

Die Beredtsamkeit.

Daß auf keinen Zweig der Literatur der Untergang republikanischer Freiheit so erlahmend, ja ertödtend einwirken mußte, als auf die Beredtsamkeit, liegt in der Natur der Sache: denn mit dem Erlöschen des öffentlichen Lebens, das sie geboren und groß gezogen hatte, war ihr der Athem und der Herzschlag geraubt worden. Mit dem Verschwinden des größten Sternes, der an ihrem Himmel geleuchtet hatte, mit dem Tode des Demosthenes trat die Nacht ein, vor welcher sich noch ein Schatten alter Redekunst in die künstlich

erleuchteten Säle der Redekünstler und Lehrer der Beredtsamkeit flüchtete. Das größte Verdienst derselben besteht darin, daß sie ihre Hallen den jungen, talentvollen Römern öffneten, welche ihre todten Schätze sich aneigneten, um sie auf einem andern Boden, wo die Freiheit des öffentlichen Lebens noch zu Hause war, in anderem Geiste und Gewande auf's Neue in's Dasein zu rufen. Was aber die Griechische Literatur der Berdtsamkeit aus dieser Zeit aufzuweisen hat, besteht meist nur aus Lehrbüchern, Prunkreden und rhetorischen Kunststücken. Man nennt diese letzte Periode derselben die der „Asiatischen Beredtsamkeit", weil die Sitze der bekanntesten Redner-Schulen in dem Asiatischen Griechenlande waren: besonders berühmt war die von Aeschines in Rhodos gestiftete. Eine Art von Nimbus, der aber eigentlich nur falscher Schimmer war, wußte kurz nach Demosthenes noch Demetrios der Phaleräer als öffentlicher Redner in Athen um sich zu verbreiten.

In einer andern Gestalt tauchte bald nach Christi Geburt die Beredtsamkeit wieder auf, als eine Art von gefälliger Schönrednerei oder Belletristik in den sogenannten Sophisten, als deren erster Lesbonax genannt wird. Diese Sophisten, welche von den Philosophen dieses Namens wohl zu unterscheiden sind, waren Schöngeister; was sie schrieben war für angenehme Unterhaltung bestimmt; sie schrieben, um durch ihre Darstellungen zu glänzen und waren daher um Gegenstände nicht verlegen: denn diese waren für sie das am wenigsten Wichtige, weil sie eben darin sich gefielen, daß sie über Alles auf pikante Weise zu reden verstanden. Sie schrieben nicht nur, sondern hielten auch öffentliche Vorträge, leiteten Schulen, in welchen sie ihre Kunst lehrten; zum Theil waren sie auch Advokaten oder Rechtsgelehrte, oder überhaupt Schriftsteller, die für Andere Schriften und Reden verfaßten; das Alles natürlich um gutes Geld, und die meisten

erwarben sich, da sie dem herrschenden Geschmacke dienten, ein artiges Vermögen. Man kann sie am füglichsten mit unseren Journalisten vergleichen; schon daraus geht hervor, daß die meisten ihrer Schriften als ephemere Erscheinungen für die gesammte Literatur nur einen untergeordneten Werth hatten; zugleich aber versteht es sich auch von selbst, daß sie von sehr verschiedenem Gehalte sind, wie wir sogleich sehen werden. Merkwürdig ist diese Classe von Schriftstellern besonders deswegen, weil sie einen ganz modernen Charakter haben; aus dem Antiken, dessen Grundelement schöne Harmonie aller Theile eines Ganzen und abgerundete plastische Form der Darstellung ist, gewissermaßen heraustreten und dadurch den Beweis liefern, daß die Literatur der Griechen die Keime einer staunenerregenden Vielseitigkeit in sich trug, zu deren Entwicklung es nur eines äußeren Anstoßes durch die Verhältnisse des Lebens bedurfte.

Die meisten einzelnen dieser Sophisten dürfen wir nach dieser allgemeinen Schilderung nur in aller Kürze besprechen. **Dio Chrysostomos**, der unter Vespasian lebte, und den gutmüthigen Einfall hatte, diesem Kaiser die Herstellung der Republik an's Herz zu legen, war ein Mann von sehr gediegener Bildung, weßhalb die vielen von ihm noch erhaltenen Reden und Aufsätze eine besondere Beachtung verdienen. Von **Tiberius Herodes Attikos** im zweiten Jahrhunderte, der sehr gerühmt wird, ist fast Nichts mehr vorhanden: die Deklamationen seines Zeitgenossen **Aelius Aristides** sind von geringem Werthe. — **Maximus** von Tyros trat mit scharfer Ironie gegen den immer mehr einreißenden Wunderglauben auf. Von den beiden **Philostratos**, deren jüngerer ein Neffe des älteren war, haben wir noch einige interessante Schriften: jeder von ihnen hinterließ unter dem Titel „Bilder" eine Beschreibung interessanter Gemälde. Außerdem haben wir von dem älteren noch

das „Leben des Appollonios von Tyana“, eines im zweiten Jahrhunderte lebenden Wunderthäters, der durch seine Künste, unter welchen selbst Todtenerweckungen vorkamen, allgemeines Erstaunen erregte. Das „Leben der Sophisten“, ebenfalls ein Werk des älteren Philostratos, enthält sehr interessante Biographieen. — Eine überaus schätzbare Sammlung von Darstellungen und Fragmenten aus dem Alterthume ist des **Athenäos** „Gastmahl der Gelehrten“ in der Form von Tischgesprächen. — Ein vorzüglicher Stylist ist **Libanios.** Durch sein bizarres Festhalten an dem dem Untergange schon nahen Heidenthume sehr interessant ist der Kaiser **Julianus,** der das Christenthum leidenschaftlich verfolgte und erst kürzlich in einer geistvollen Rede von Dr. Strauß zu einem Romantiker des Alterthumes gestempelt worden ist. — Noch spätere Sophisten können wir füglich übergehen; mit besonderem Nachdrucke aber haben wir noch hervorzuheben den ohne allen Vergleich geistvollsten unter ihnen, den vortrefflichen

Lukianos.

Dieser Mann, der durch sein ausgezeichnetes Talent aus niederem Stande zu einer hohen Stellung in der Hellenischen Literatur sich erhob, war viele Jahre lang Sachwalter und dann Lehrer der Beredtsamkeit in der blühenden Stadt Marseille, und beschloß sein Leben in heiterer Muße zu Athen. Seine zahlreichen Schriften bilden eine der bedeutendsten und interessantesten Erscheinungen in der ganzen späteren Literatur der Griechen. Er war ein Mann von sehr allseitiger Bildung, feinem Geiste und einem überaus scharfen und lebendigen Humor, mit welchem er die vielen Gebrechen und Entartungen seiner Zeit bald bitter einschneidend, bald heiter scherzend, überall aber in den treffendsten Spöttereien verfolgte. Nur wenige Männer haben in dem Maße von

den Einseitigkeiten ihres Jahrhunderts sich frei zu erhalten und über dieselben sich zu erheben verstanden, wie dieser von der edelsten Gesinnung beseelte Spötter. Sein Spott traf vorzüglich die affectirten und eingebildeten, und dabei doch so gehaltlosen Philosophen, so wie andererseits den kindischen Wunderglauben, der damals sich so breit machte: daß er auch die Christen nicht verschonte, hätte man einem Manne nicht zum Vorwurfe machen sollen, der wohl keine Gelegenheit hatte, mehr als die, in manchen Stücken nicht sehr einladende Außenseite des Christenthums kennen zu lernen.

Auch durch seine Darstellung, die sich meist in anmuthig dialogischer Form bewegt, steht Lukian weit über den meisten seiner Zeit. Unser Wieland, in vielen Beziehungen ihm geistesverwandt, hat das Verdienst sich erworben, den Deutschen zuerst durch eine vortreffliche Uebersetzung und eben so geistvolle Erklärungen die Schriften des witzigen Mannes zugänglich gemacht zu haben.

In der artigen Allegorie „der Traum“ erzählt er, wie es zuging, daß er beschloß, sich den Wissenschaften zu widmen. — „Nigrinos“ und „Timon“ sind gegen die philosophischen Charlatane gerichtet; in ähnlicher Weise der vortreffliche Dialog „Hermotimos“, worin mit dem köstlichsten Humor der Beweis geführt wird, es lasse sich gar nicht entscheiden, welche Philosophie die eigentlich wahre sei. In mehreren Sammlungen von Göttergesprächen, Todtengesprächen und dgl. verspottet er, nicht immer auf die glücklichste Weise, den herrschenden Götterglauben. Außer mehreren vortrefflichen Dialogen, die, wie z. B. der „Verkauf der Philosophensekten“ „die Fischer“ und andere, ebenfalls gegen die Philosophen gerichtet sind, heben wir noch hervor die den Aberglauben bekämpfenden „Ikaromenippos“, „der überwiesene Zeus“ „Lukios oder der Esel“; — die hungrigen Hauslite-

raten werden in „die Miethlinge der Großen“ verspottet; in „der Hahn“ die Plagen des Reichthumes und in „das Schiff“ die thörichten Wünsche der Menschen geschildert. — Eine höchst interessante Erzählung enthält „der Tod des Peregrinos“: dieser Sonderling, ein Philosoph, der auch eine Zeitlang Christ gewesen, trieb die Sucht, als ein alles Weltliche verachtender Weise zu glänzen, bis zum Heroismus eines freiwilligen Todes; unter großem Gepränge und mit lächerlichem Eclat bestieg er, ein wahrer Märtyrer der Narrheit, während der Olympischen Spiele den Scheiterhaufen. — Eine vortreffliche, sehr ernst gehaltene Abhandlung ist der Aufsatz „Wie man Geschichten schreiben solle“, und sehr ergötzliche Reiseabenteuer und Aufschneidereien, in der Manier des bekannten Münchhausen seligen Andenkens, sind enthalten in den „Wahren Geschichten“. —

Den Sophisten lassen sich am füglichsten anreihen die Romanschreiber, deren Liebesromane und kleinere Schilderungen nur ein dürftiger Ersatz sind für die immer seltener werdenden eigentlichen Poesien: dieser Literaturzweig tauchte, mit Ausnahme der nicht mehr vorhandenen „Milesischen Mährchen“ des **Aristides**, erst in den Jahrhunderten nach Christi Geburt auf. **Antonius Diogenes** schrieb „wunderbare Dinge um Thule“; — **Xenophon** „Ephesische Geschichten“; — **Heliodoros** „Aethiopische Geschichten“: dieß ist der beste dieser Romane. Als artigen Schäferroman heben wir noch „Daphnis und Chloë“ von **Longos** hervor.

Eine Reihe interessanter Sittenschilderungen lieferte in der Form von Briefen **Alkiphron**. Unecht aber sind andere noch vorhandene Briefe, von welchen wir einige Sammlungen besitzen: sie sind im Namen berühmter Männer, eines Themistokles, Platon, Sokrates u. A. ge-

schrieben; allein nichts Anderes, als Stylübungen gewisser Rhetoren und Sophisten, welche durch die Geschicklichkeit, sich ganz in den Charakter eines bekannten Mannes zu versetzen, zu glänzen suchten. —

Nur kurz erwähnen wollen wir, daß in dieser Zeit nicht wenige Lehrbücher der Redekunst, sogenannte Rhetoriken, geschrieben wurden, von welchen noch mehrere vorhanden sind. Geistvolle Abhandlungen über einzelne Theile dieser Kunst, sowie Kritiken berühmter Redner schrieben der schon als Historiker genannte **Dionysios** von Halikarnäs und der äußerst gelehrte **Longinos** im dritten Jahrhundert. — —

Die **Geographie** wurde, seitdem das Studium der Mathematik einen so bedeutenden Aufschwung genommen, und seitdem Alexanders Eroberungszüge eine bisher ganz unbekannte neue Welt dem Forschungsgeiste eröffnet hatten, zu einer bedeutenden wissenschaftlichen Höhe erhoben. Einige der vorzüglichsten, Bahn brechenden Werke sind freilich untergegangen; so die große „Erdbeschreibung" des **Eratosthenes**, die wichtigen Werke eines Eudoros, Marinos und andere: von einigen sind noch Fragmente vorhanden, z. B. von den Büchern des Dikäarchos, Agatharchides, Kallixenos.

Das älteste bedeutende Werk über die gesammte Erdkunde, welches wir noch besitzen, ist die große Geographie des **Strabon**, der um die Zeit von Chr. Geb. lebte. Er machte für seine Zwecke große Reisen und benutzte auf das Sorgfältigste, obgleich nicht immer ohne Vorurtheil, die Schriften seiner Vorgänger, so daß das äußerst wichtige Werk, in 17 Büchern, nicht nur die Summe der damaligen geographischen Kenntnisse, sondern auch eine Geschichte der Geographie enthält; vom dritten Buche an beschreibt er, indem er mit Spanien anfängt und mit Afrika aufhört, alle einzelnen Länder sehr ausführlich.

Ein ebenfalls sehr interessantes Werk ist die Reisebeschreibung des gelehrten **Pausanias**, der im zweiten christlichen Jahrhunderte alle Landschaften Griechenlands bereiste, und was er gesehen und untersucht hatte, mit großer Genauigkeit beschrieb. Seine Aufmerksamkeit war vorzugsweise auf Gebäude und Kunstwerke gerichtet, weßhalb er für die Kunstgeschichte von besonderer Wichtigkeit ist: dabei versäumt er nicht, bei jeder Gelegenheit mythologische und historische Notizen, an welche er durch Kunstdenkmale erinnert wird, einzustreuen. Wenn man erwägt, welche furchtbare Verwüstungen vor Pausanias schon über Griechenland ergangen waren, so muß man erstaunen über die außerordentliche Masse von Kunstwerken, welche der eifrige Mann noch vorfand und in seinen 10 Büchern beschreiben konnte.

Ein ausgezeichnetes Werk über Mathematische Geographie schrieb der gelehrte **Claudius Ptolemäos** im zweiten Jahrhunderte: mit einer für jene Zeiten bewundernswerthen Genauigkeit bestimmte er die Lage der Länder und Städte nach Länge und Breite. —

Die Mathematik, die schon im vorigen Zeitraum angefangen hatte, als selbstständige Wissenschaft aufzutreten, wurde jetzt zu so bedeutender Höhe erhoben, daß ihre Resultate in den meisten der Disciplinen, in welche sie sich spaltete, durch das ganze Mittelalter hindurch stehend bleiben, ohne weiter vervollkommnet zu werden. Epoche machend waren schon um 300 v. Chr. die „Elemente der reinen Mathematik" von dem großen, in Alexandrien lehrenden **Euklides**. Als Mechaniker in hohem Grade ausgezeichnet war **Archimedes**, der seine Vaterstadt Syrakus so lange durch seine sinnreichen Maschinen gegen die Römer vertheidigte, und die Wissenschaft mit den wichtigsten Erfindungen bereicherte. Seine Schüler entwickelten seine fruchtbaren Lehrsätze noch weiter: so haben wir von **Apollonios** von

Perga noch eine scharfsinnige Schrift „über Kegelschnitte". Auch auf die Kriegswissenschaften wendeten einzelne Mathematiker in sehr erfolgreicher Weise ihre Lehrsätze an, wovon uns noch mehrere erhaltene Werke Zeugniß ablegen: so ist von der wichtigen Schrift des **Aeneas Tacticus** „über Strategetik" noch ein Theil vorhanden. Auch die Astronomie wurde mit großem Fleiße angebaut: berühmte Namen in dieser Wissenschaft waren **Aristarchos, Eratosthenes**, einer der vielseitigsten Gelehrten, und **Hipparchos**, welcher derselben zuerst eine rein wissenschaftliche Grundlage gab. — In den christlichen Jahrhunderten wurde mehr das schon erworbene Wissen klar und faßlich bearbeitet, als durch neue Forschungen bereichert: doch treten auch hier noch bedeutende Männer auf, wie ein **Menelaos**, etwa 100 Jahre n. Chr., der zur Trigonometrie in einem, nur in Arabischer Uebersetzung noch vorhandenen Werke den Grund legte; — so wie eine Reihe anderer, welche besonders die einzelnen Zweige der sogenannten angewandten mathematischen Wissenschaften bedeutend förderten. Schon früher hatte **Posidonios**, der bekannte Philosoph, die Kugelgestalt der Erde behauptet, und **Sosigenes** im Auftrage des großen Julius Cäsar den sogenannten Julianischen Kalender entworfen: Claudius Ptolemäos, der ausgezeichnete Geograph, hatte auch um Astronomie sich unsterbliche Verdienste erworben, und neben Andern Vortreffliches in der Theorie der Musik geleistet. — Die Arbeiten noch Späterer müssen wir um so mehr unerwähnt lassen, da die meisten noch erhaltenen mehr Werth als gelehrte Sammlungen und Compilationen, wie als eigentliche Werke wissenschaftlicher Forschung haben. —

Die Naturgeschichte nahm nicht den glücklichen Fortgang, welchen man nach des Aristoteles großartigen Leistungen und dem redlichen Fleiße seines Schülers **Theo**-

phrastos hätte erwarten sollen. Die Alexandriner widmeten zwar auch dieser Wissenschaft ihre gelehrten Bemühungen; allein ohne höhere Einsicht in das Wesen derselben, und irregeleitet durch die Sucht, überall Wunderbares und Unerklärliches zu erblicken.

Was Aristoteles für die Naturwissenschaften geleistet hatte, mußte auch auf die Medizin sehr wohlthätig einwirken, und das was diese ihm verdankte, trug weit bedeutendere Früchte, als seine Forschungen auf dem Gebiete der Naturgeschichte. Ein sehr berühmter Arzt war **Diokles** von Karystos, der zu Anfang dieses Zeitraumes besonders die Anatomie bedeutend förderte: Aehnliches gilt von **Praxagoras. Herophilos** ging in seinem Eifer so weit, daß er verurtheilte Verbrecher sogar lebendig secirte. Er und sein Zeitgenosse **Erasistratos** leiteten berühmte ärztliche Schulen in Alexandrien, aus welcher eine Reihe sehr tüchtiger Männer hervorging. — **Philinos** von Kos gründete die sogenannte empirische Schule: die Aerzte dieser 290 v. Chr. entstandenen Schule waren mehr Praktiker, als Schriftsteller.

In der Römischen Zeit, wo die Aerzte reichliche Belohnungen fanden, vermehrten sich die Schulen und Sekten derselben außerordentlich: sie arteten aber auch bald sehr aus durch Charlatanerie und die Sucht, neue und seltsame Mittel und Mischungen zu erfinden. Größerer Einfachheit befleißigte sich **Themiston,** dessen Schule sich die Methodiker nannte. Von dem ausgezeichneten Arzte **Soranos**, der unter Trajan lebte, sind noch Schriften vorhanden; eben so von dem etwas früheren **Dioskorides** und dem noch wichtigeren **Aretäos.** Der Vollender der alten Medizin war der große **Galenos**, um 150 n. Chr., dessen zahlreiche Schriften noch jetzt von großer Bedeutung sind. Ueber seine Leistungen ging kein Späterer des Alterthums hinaus. —

Durch die Trennung des Griechischen Morgenlandes

von dem Römischen Abendlande wurde auch für jenes die schon lange in diesem und in Römischer Sprache blühende wissenschaftliche Bearbeitung der Rechtswissenschaft nothwendig, für welche nun eine große Anzahl Griechischer Schulen gestiftet wurde. Aus diesen gingen, besonders seit Justinian die berühmt gewordene Gesetzes-Sammlung, das corpus juris, veranstalten ließ, eine ganze Masse von gelehrten Werken, Handbüchern und Commentaren, hervor, deren wir aber nur im Allgemeinen Erwähnung thun dürfen.

II. Poesie.

Nach den allgemeinen Bemerkungen, welche wir schon über den literarischen Charakter dieses Zeitraums gemacht haben, bedarf es keiner besonderen Versicherung, daß die Poesie im Vergleiche mit ihrer früheren Herrlichkeit nur noch eines dürftigen Nachwuchses sich zu erfreuen und fast alle Originalität eingebüßt hatte.

„Sie stand und breitete sich, wie wir schon in Hellas und Rom, Abth. I., S. 840, entwickelt haben, „aus auf dem Boden der Gelehrsamkeit; sie war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine gelehrte Stubenpoesie geworden. Weil die alten Dichter als Muster bewundert wurden, so mußte man sie nachahmen; und der herrschende Geschmack, dem kein Dichter sich entziehen konnte, verlangte eine den Alten nachgebildete Glätte und Eleganz der Form." — Es war also nicht mehr der frei schaffende Genius, der sich selbst seine eigenthümlichen Formen schuf: Absichtlichkeit und Hinarbeiten auf bestimmte äußere Zwecke waren vorherrschend; es wurde daher mehr handwerksmäßig gearbeitet, als mit wahrer Begeisterung Schönes und Edles gedichtet, das im Stande gewesen wäre, Begeisterung und edlere

Gefühle auch zu wecken. Dieß gilt besonders von den Alexandrinischen Dichtern, die fast alle zugleich gelehrte Leute waren, und nur zu oft auch durch niedrige Schmeicheleien ihr Haschen nach lohnender Hofgunst zur Schau trugen.

Unter solchen Umständen kann man sich nur darüber wundern, daß dennoch hier und da noch wirklich vortreffliche Dichter sich erhoben, welche, wenn auch nicht unberührt von der Einseitigkeit ihrer Zeit, dennoch größere oder kleinere Werke schufen, die in so dürftiger Umgebung doppelt erfreulich sind. Mit besonderer Vorliebe wurde gepflegt

Das Epigramm.

Die kleinen, zierlichen und oft nur geistreich spielenden Gedichte, welche diesen Namen tragen, mußten dem herrschenden Geschmacke besonders zusagen, und konnten auch manchem, sonst weniger erregten Dichter gelingen, weil für dieselben gar oft ein sinnreicher Einfall und Gewandtheit in der Form ausreichten und die Stelle tieferer Begeisterung ersetzten. Zwar wurden auch im Epigramme die künstlerische Einheit und Begränzung, welche in der besseren Zeit in allen Gattungen der Poesie mit so sicherem Takte festgehalten wurde, vielfach verwischt, indem unendlich oft dem Epigramm ein Inhalt und eine Durchführung gegeben wurden, die ihm ursprünglich fremd waren: besonders liebte man es, Gegenstände, Personen und Situationen zu fingiren oder sich in Anschauungsweise und Gefühlsstimmung bekannter Personen zu versetzen. So finden sich denn gar viele, welche ihrem Inhalte nach ganz anderen Gattungen angehören; jedes k l e i n e r e Gedicht konnte man jetzt Epigramm nennen. Allein dennoch sind in der großen Menge derselben nicht wenige der lieblichsten und anmuthigsten Stücke enthalten; Gedichtchen von überraschend schöner und lieblicher Form und wahrhaft poetischem Dufte.

Man fing schon frühzeitig an, diese kleinen Epigramme zu sammeln; und da ihre Anzahl so rasch zunahm, so wurden die vorhandenen Sammlungen öfters erweitert oder späteren zu Grunde gelegt, so daß durch diese die früheren verdrängt wurden. Man nannte sie gewöhnlich Anthologien, „Blumenlesen.“ Die älteste derselben war die des Meleagros, 100 v. Chr.; — ihm folgten: Philippos, Straton, Agathias u. A. Die vollständigste ist die noch vorhandene des Konstantinos Kephalas, der im 10ten Jahrhundert lebte und die Epigramme nach ihrem Inhalte in 15 Bücher vertheilte. Aus dieser großen Anthologie, welche man auch die Palatinische nennt, hatte Maximos Planudes im 14ten Jahrhundert einen Auszug gemacht, den wir ebenfalls noch besitzen: es sind in ihm aber auch manche Gedichte enthalten, welche in dem größeren Werke fehlen.

Neben vielem Vortrefflichen finden sich in diesen Sammlungen auch mancherlei müßige Spielereien, z. B. Anagramme, Palindrome, figurirte Epigramme, d. h. solche, wo die untereinander stehenden Verse eine gewisse Figur, einen Altar, eine Art und Aehnliches darstellen. — Wir heben nun noch die Namen derjenigen Dichter hervor, welche vor den übrigen sich auszeichnen oder wenigstens bemerkbar machen, und lassen sie in chronologischer Ordnung folgen.

Anyte, eine Dichterin, welche in einem Tempel die ertheilten Orakel in Verse zu bringen hatte. — **Simmias** war Erfinder der so eben genannten figurirten Epigramme. — **Theokritos**, den wir sogleich auf einem andern Felde wieder finden werden. — Von **Leonidas**, einem der vorzüglichsten unter diesen Dichtern, haben wir noch an hundert Epigramme. — **Kallimachos**, der bekannte Elegiendichter. — **Asklepiades**, voll Kraft und Lieblichkeit. — **Posidippos**, der auch epischer Dichter war.

Schon dem Römischen Zeitalter gehören an: **Archias**, ein „überhaupt nicht unbedeutender Dichter," Lehrer des Cicero; — **Antipatros**, ein sehr glücklicher Improvisator. — Von einem andern **Antipatros** finden sich viele sehr schöne Gedichte in der Sammlung: — **Meleagros**, der die erste Anthologie anlegte, schrieb sehr viele Epigramme und andere Kleinigkeiten, die zu den vorzüglichsten gehören; — **Philodemos**, ein sehr zierlicher, aber auch üppig sinnlicher Dichter; — **Alpheos** von Mitylene; — **Philippos**; — **Antiphilos**, einer der besseren; — **Lukillios** schrieb meist satyrische, nach moderner Weise spitzige, Epigramme, worunter recht vorzügliche, z. B. folgendes:

„Markus träumte, der Faule, vorlängst, als hab' er gelaufen;
Seitdem schläft er nicht mehr, weil vor dem Laufen ihm bangt."

Lukianos, der vortreffliche, oben geschilderte Sophist. — Auch mehrere Römer, wie z. B. **Cäsar Germanicus**, Kaiser **Trajanus** ꝛc. lieferten artige Epigramme.

In der Byzantinischen Zeit lebten: **Palladas**, unter dessen 150 Epigrammen sich viele sehr gute befinden; — **Julianos** aus Aegypten; — **Paulos**, kaiserlicher Geheimerath; geistreich und sehr elegant, aber auch eben so schlüpfrig, wie es eben damals in der vornehmen Welt Mode war; — **Agathias**, achtungswerther Dichter und Geschichtschreiber.

Von manchen Dichtern, wie von einem **Leonidas**, **Nikarchos**, **Rufinos** u. A., ist die Zeit, in welcher sie lebten, unbekannt; sowie es auch Epigramme giebt, deren Verfasser gar nicht genannt sind.

Die Idylle.

Eine ganz neue und zwar sehr erfreuliche Erscheinung in dieser späten Zeit ist die auf Sikilien entstandene Idylle.

So nannte man ein beschreibendes oder erzählendes Gedicht, das seinen Stoff aus den niedern Kreisen des Lebens, besonders aus der Hirtenwelt, entlehnte. Diese überaus liebliche Gattung meist kleinerer Gedichte, welche nicht selten eine reizende dialogische, zuweilen fast dramatische Form hatten, ging aus den Hirtenliedern oder Bukolien hervor, welche schon seit alter Zeit bei den unter so schönem Himmel heiter dahin lebenden Sikilischen Hirten einheimisch waren, und als deren Erfinder von diesen der göttliche Hirte Daphnis, der ein Sohn des Hermes gewesen sein soll, gefeiert wurde.

Schon die in einem früheren Abschnitte erwähnten Mimen des Sophron mögen zum Theil kunstvolle Nachbildungen jener Volkspoesien gewesen seyn; die schönste Vollendung aber erhielt die Idylle durch den geistreichen, lebendigen und fast unnachahmlich lieblichen **Theokritos** von Syrakus, um 280 v. Chr. Er war nicht nur ein gebildeter, sondern selbst ein gelehrter Mann, der sich in den vornehmsten Kreisen bewegte; um so größere Anerkennung verdient die reizende Naivität und frische, echte Volksthümlichkeit seiner köstlichen Schilderungen, durch die er fast einzig in seiner bezopften und trocken gelehrten Zeit dasteht. Die ihm zugeschriebenen, aber nicht alle als echt anzuerkennenden Idyllen bewegen sich meist in der Hirtenwelt; doch schildert er mit derselben leichten, gefälligen Anmuth auch Scenen und Personen aus andern Ständen; manche seiner Idyllen — „kleine Bilder aus dem Leben" — sind voll des köstlichsten Humors. Wir heben hervor: Thyrsis, ein Klagelied auf jenen Daphnis, der sich in stillem Grame aufrieb; — der Kyklop, ein echt humoristisches Gedicht; — die Syrakuserinnen, vielleicht die reizendste und frischeste unter allen; — das Brautlied der Helena; — die Wettsänger; — die Schnitter.

Ihm geistesverwandt, wiewohl weniger vielseitig, waren

seine Zeitgenossen **Bion** und **Moschos**, von welchen wir einige überaus reizende Gesänge haben, die aber meist kaum den Namen „Idylle," noch weniger „Hirtengesang" verdienen. Beide zeichnen sich besonders durch Eleganz und Zartheit aus, was namentlich von ihren erotischen Allegorien gilt. „Die Todesfeier des Adonis" ist das bedeutendste Gedicht des Bion; sowie das epische „die Europa" das reichhaltigste des bilderreichen Moschos ist.

Lyrische Poesie.

Nehmen wir die eben erwähnten Idyllen aus, sowie viele Epigramme, welche beide Gattungen zum Theil ganz lyrischen Charakter haben, so ist — welch ein Abstand gegen früher! — die lyrische Poesie aus diesem langen Zeitraum fast ganz verschwunden: das Meiste, was untergegangen ist, mag dieses Schicksal mit Recht gefunden haben.

Außer den Dichtern, welche weiter unten als Dichter in größeren Gattungen zu nennen sind, z. B. **Aratos, Alexandros, Lykophron** u. A., haben wir nur folgende zu erwähnen.

Vorzügliche Hymnen dichteten: **Mesomedes**, Freigelassener Trajans, dessen Hymne „an die Nemesis" dem Besten dieser Gattung sich anreiht; — der Stoiker **Kleanthes** den schon erwähnten Hymnos „an den höchsten Gott," sehr merkwürdig durch Tiefsinn des Inhalts und Adel der Form; — der gelehrte **Dionysios**, von welchem wir noch zwei Hymnen haben. Am berühmtesten als Hymnen- und zugleich als Elegien-Dichter war:

Kallimachos, ein sehr gelehrter Grammatiker in Alexandrien, 275 v. Chr. Er soll an 800 Gedichte geschrieben haben, und wird besonders als Dichter erotischer Elegien von den späteren Römern, welche ihn vielfältig

nachahmten, außerordentlich gerühmt; mit welchem Rechte, können wir bei dem Untergange derselben bis auf wenige Fragmente nicht entscheiden. Die sechs Hymnen jedoch, welche wir noch von ihm besitzen, verrathen einen zwar der Form nach sehr mächtigen, aber mehr gelehrt nüchternen und manierirten, als begeisterten und genialen Dichter. Durch Lebendigkeit der Schilderungen zeichnen sich aus der „Hymnus an Demeter" und „Das Bad der Pallas."

Zu den besseren Elegien-Dichtern gehörten noch aus derselben Zeit: **Phanokles**, aus dessen großem Cyklus von Elegien, „die Schönen," noch ein interessantes Bruchstück vorhanden ist; — **Philotas**, der sehr gerühmt wird, und **Alexandros** von Pleuron, der auch Tragödien schrieb. — Wie sehr in etwas späterer Zeit auch die Elegie schon ausartete, dieß beweist unter anderm ein Gedicht in elegischem Versmaße, worin ein Arzt **Philon** das Recept zu einem Gegengifte absingt! Aehnliches geschah von Andern.

Eine schöne „Ode an Rom" von der Dichterin **Melino** ist noch erhalten; untergegangen aber sind, jedoch nicht zu bedauern, die unzüchtigen Gedichte dreier Dichterinnen: Astyanassa, Elephantine, Philänis; ebenso die schmutzigen Sotadischen Lieder, Possenreißereien, mit Sittensprüchen gewürzt, und die sogenannten Sillen oder Spottgedichte, in welchen Timon sich auszeichnete.

Wir haben nun noch aus andern Zweigen der poetischen Literatur mehrere Dichter des Alexandrinischen Zeitalters zu erwähnen, um dann mit einigen ganz späten der byzantinischen Zeit, die noch eine gewisse Auszeichnung verdienen, den Beschluß zu machen.

Mit der Epischen Poesie haben nicht wenige Gelehrte der damaligen Zeit sich beschäftigt, weil diese die erwünschteste Gelegenheit darbot, mit mythologischer und überhaupt antiquarischer Gelehrsamkeit zu glänzen; auch hatte die Form,

in der man es sich bequem machen konnte, wenn man, auf die Kunst, das Interesse durch eine spannende Katastrophe zu fesseln, verzichtend, zu schlichter Erzählung herabstieg, etwas Einladendes. Ueberdieß schmeichelte es der Eigenliebe, dem größten aller alten Dichter, dem Homer, nachzueifern, wenn man ihn auch nicht erreichte, und diese Nachahmung gab zugleich Gelegenheit, eine genaue Kenntniß der alterthümlichen Sprachformen an den Tag zu legen. Das bedeutendste epische Gedicht und das einzige aus dieser Zeit noch erhaltene ist das von

Apollonios. Dieser sehr gelehrte und talentvolle Mann war in Alexandrien geboren, war hier Schüler des berühmten Kallimachos gewesen, lebte dann in Rhodos, weßhalb er auch „der Rhodier" hieß, und starb als Bibliothekar in Alexandrien. Sein großes episches Gedicht, „die Argonautenfahrt," ist reich an Schönheiten im Einzelnen, erhebt sich nicht selten zu sehr lebendigen, selbst kühnen Schilderungen, besitzt eine große Glätte und Rundung, ist in correct-epischer, sehr gefeilter Sprache geschrieben und gehört zu den besten poetischen Erscheinungen des Zeitalters der Gelehrsamkeit. Der Stoff ist ein sehr dankbarer: die von der alten Sage so hochgefeierte Fahrt des Jason und seiner Helden nach Kolchis, um dort das sogenannte goldene Vließ, das des Jason naher Verwandter, Phrixos, dorthin gebracht hatte, wieder zu erobern. Nicht nur die Fahrt selbst, sondern auch der Kampf um das Vließ, sowie die Rückfahrt waren reich an den interessantesten Abenteuern; die letztere hat Apollonios, späteren Sagen folgend, so weit ausgedehnt, daß der ganze Seezug zu einer Art von Reise um die damals bekannte Welt geworden ist. Die Helden segeln auf der Rückfahrt die Donau hinauf und gelangen durch den Po in das adriatische und mittelländische Meer, beide Flüsse erscheinen nämlich in der Sage, welcher nur sehr dunkle

Vorstellungen zu Grunde lagen, als große Arme eines und desselben Flusses.

Als Ganzes ist dieses Epos, bei allen einzelnen Schönheiten und ungeachtet seiner Wichtigkeit für den Alterthumsforscher, unbefriedigend: es ist ohne alle epische Verwickelung; Alles ist in chronologischer Folge erzählt, und die einzelnen Episoden stehen nur in äußerem Zusammenhange mit den Hauptbegebenheiten, ohne innere Einheit. Eine vorzüglich behandelte Partie ist die lebendige Schilderung der Liebe der Medea zu Jason.

Auch **Herodoros** schrieb eine „Argonautenfahrt;" sehr dunkel durch angehäufte gelehrte Notizen waren die Gedichte des **Euphorion**. Gegen bisherige Gewohnheit behandelte **Rhianos**, der rühmlich hervorgehoben wird, auch historische Stoffe, z. B. „die Messenischen Kriege," deren Geschichte übrigens noch vielfach mit Sagen durchflochten ist. Um andere Namen zu übergehen, erwähnen wir nur noch einen gewissen **Nestor** der Curiosität wegen. Er schrieb eine Ilias in 24 Büchern; in deren erstem kein A, dem zweiten kein B vorkam u. s. f.! —

Von sehr untergeordnetem Werthe war Alles, was die Alexandriner in der Dramatischen Poesie leisteten; es war nichts als kalte, gelehrte Nachahmung, ohne alle Ahnung jenes höheren idealen Lebens, das einst das großartige Attische Drama durchdrungen hatte. Besonders viel machten sie sich mit der Tragödie zu schaffen; es werden sogar aus der Zeit von König Ptolomäos Philadelphos sieben sogenannte Dichter erwähnt, welche tragische Wettkämpfe mit einander hielten und denen man daher den prunkenden Namen „das Siebengestirn" gab. Von ihren nur zum Vorlesen bestimmten Stücken ist Nichts erhalten. Von einem derselben aber, dem **Lykophron**, haben wir noch ein seltsames Gedicht, „die Kassandra." Es ist dieß ein Monolog,

in welchem Kassandra, die prophetische Tochter des Priamos, ihrem Vater den Untergang Troja's und die Schicksale aller darin verflochtenen Personen weissagt: der Dichter hat darin eine solche Masse aus den entlegensten Quellen hergeholter gelehrter Notizen zusammengehäuft, daß Vieles ganz unverständlich für uns ist, und man dem Manne den Ehrennamen „der Dunkle" ertheilt hat.

Auch Komödien- und Satyr-Dramen werden erwähnt.

Fast ganz ohne poetischen Werth sind die didaktischen Gedichte dieser Zeit: es sind fast alle nur ganz trockene Versificationen, oft über die allertrivialsten Gegenstände. Der beste unter den Dichtern dieser Classe ist

Aratos, Zeitgenosse des Kallimachos, von dem Einiges erhalten ist. Er war nicht nur ein sehr scharfsinniger Gelehrter, sondern auch ein bedeutendes poetisches Talent, dem es wohl nur an äußerer Anregung und geistiger Nahrung durch Stoffe, denen sich die Seele mit aller Wärme hingeben kann, fehlen mochte, um Großes hervorzubringen. Einzelne Goldadern ziehen in schönstem Glanze durch sein Lehrgedicht, das in zwei Haupttheile zerfällt, und schon bei den Römern große Bewunderung und Nacheiferung fand. Es ist astronomischen Inhaltes; im ersten Theile behandelt der Dichter die „Erscheinungen der Gestirne", im zweiten „die Wetterzeichen": beides mit so viel Geschmack, als sich nur immer in poetischer Bearbeitung so abstracter Gegenstände entwickeln ließ. Es mag noch erwähnt werden, daß auch der Apostel Paulus dieses Gedicht kannte.

Viel weniger Gutes läßt sich über andere Alexandrinische, noch weniger über die uns bekannten Didaktiker der römischen Zeit sagen: schon die Wahl der Stoffe bezeichnet die meisten hinlänglich. **Archestratos** schrieb über „Gastronomie"; — über „Pflege des Magens" — „Be-

reitung der Zugemüse“; über ähnliche erhabene Gegenstände **Nikandros**: „über den Biß giftiger Thiere“; — „über Mittel gegen Vergiftungen“: diese beiden Gedichte sind noch vorhanden. Besser scheint des **Dikäarchos** poetische „Beschreibung Griechenland's“ gewesen zu sein. Als großer Jagdliebhaber giebt sich in noch erhaltenen sogenannten Gedichten **Oppianos**, 200 n. Chr., zu erkennen: „Von der Jagd“; — „Vom Fischfange“ — „Vom Vogelfange“.

Etwas mehr Werth haben die versificirten Aesopischen Fabeln eines gewissen **Babrias**, der ganz leicht und gefällig, wiewohl nicht in gut gewähltem Versmaße, zu erzählen wußte.

Sehr tief stehen dagegen die didaktischen Poeten der byzantinischen Zeit, unter denen nur der in seiner Philosophie befangene, aber dennoch sehr geistreiche Neu-Platoniker **Proklos** hervorzuheben ist, von welchem sich noch sieben hymnenartige philosophische Lehrgedichte erhalten haben. Erwähnen wollen wir nur noch des **Christophoros** nicht unwitziges satyrisches Gedicht „über die Reliquien,“ und von **Theodoros Prodromos** den artigen „Katzmäusekrieg“, eine Nachahmung des Homerischen „Froschmäusekrieg.“ —

Die Epische Poesie der Byzantiner hat noch, wie um mit dem allgemeinen Verfalle des poetischen Lebens in dieser hinsterbenden Zeit etwas zu versöhnen, einige ausgezeichnete Spätlinge hervorgebracht, welche gerade als solche einer um so größeren Auszeichnung werth sind. Wenig Rühmliches freilich läßt sich sagen von der Kaiserin **Eudokia** „Homerocentonen“, einer aus mehr als 2000 fast gar nicht veränderten Homerischen Versen zusammengeleimten Lebensbeschreibung von Jesu. Ebenfalls sehr wenig werth ist des **Johannes Tzetzes** großes Epos „Ge-

schichten Ilions", eine ganz nüchterne Erzählung in drei Theilen: das vor Homer Geschehene, — das im Homer Enthaltene, — das nach Homer Geschehene. Besser schon ist des weit früheren **Tryphiodoros** „Eroberung Troja's". — Durch seinen Inhalt interessant und theilweise recht lebendig und bilderreich des **Quintus von Smyrna** „Nachhomerische Geschichten", in welchen er unmittelbar an den Schluß der Iliade anknüpft; einzelne Schilderungen, wie z. B. der Tod der Amazone Penthesilea, machen dem Dichter alle Ehre. Auch „der Raub der Helena" von **Koluthos** ist nicht ohne einzelne Schönheiten.

Weit über alle aber ragen hervor: **Musäos** und **Nonnos**; jener wahrscheinlich dem Ende des fünften, dieser dem des vierten Jahrhunderts angehörend.

Von der Person des **Musäos** ist gar nichts bekannt; wir haben von ihm ein ganz vortreffliches kleines Epos „Hero und Leandros", dessen Inhalt durch Schiller's ganz modernisirte Ballade allgemein bekannt worden ist. Wenige Dichtungen der Alten haben auf so überraschende Weise Antikes und Modernes in der Behandlung ihres Gegenstandes verflochten, wie diese reizend und sittsam zugleich durchgeführte Liebesgeschichte, die in Anlage und Ausführung gleich meisterhaft ist. Das Aufkeimen glühender und doch verschämter Leidenschaft; — die ganze Seligkeit des Genusses, — des Heroismus, mit welchem dieser unter tausend Gefahren gesucht wird; — und die großartige Resignation, mit welcher die unglückliche Hero den Tod in den Wellen sucht, die ihren Geliebten verschlungen haben; — das Alles ist in dem verhältnißmäßig engen Rahmen des Gedichtes auf unübertrefflich ergreifende Weise geschildert.

Großartiger und genialer ist des aus Aegypten gebürtigen **Nonnos** großes Epos: „Die Thaten des Dio-

nysos." Das Gedicht, welches überschwenglich reich ist an tiefpoetischen, zum Theil sonst gar nicht bekannten, alten Mythen, die viele orientalische Motive enthalten, ist zwar seiner ganzen Anlage nach etwas schwerfällig, nicht nach festem Plane geordnet, und spielt oft in das Bizarre und überströmend Phantastische hinüber; dagegen zieht auch durch das Ganze eine poetische Goldader, welche in den glänzendsten Schilderungen überall zu Tag bricht, und eben sowohl in den überraschendsten Effekten, wie in der innigsten, reinsten Zartheit sich offenbart.

Die echt antike Dichterkraft des Nonnos ist um so bewunderswerther, weil er sehr wahrscheinlich Christ war, wie sich aus seiner noch vorhandenen „Paraphrase des Evangelium Johannes" schließen läßt.

Wir haben absichtlich die chronologische Reihenfolge der Dichter etwas unterbrochen, um durch die Schilderung der beiden wahrhaft herrlichen Dichter am Schlusse unserer Darstellung den Eindruck zurückzulassen, daß der so reiche Genius der Hellenen auch aus Schutt und Trümmer, die sich über ihn gelagert hatten, zum poetischen Himmel ihr Haupt erhebende schlanke Palmen noch hervorzuzaubern vermochte.

---

2. Die Literatur der Römer.

So wie die Römer ihrem ganzen Wesen nach, welches von ihrem ersten Ursprunge an schon den Entwicklungsgang ihrer Geschichte bestimmte, von den Griechen äußerst verschieden sind, so ist auch der Charakter ihrer Literatur ein ganz anderer. Man könnte sagen, die Vorsehung habe diese beiden so grundverschiedenen Völker in dem Alterthume darum so dicht nebeneinandergestellt, damit eins das andere gleichsam ergänze. Die Griechen sind durch ihren feinen, regsamen und

schöpferischen Geist in allem Schönen und Idealen die unsterblichen Lehrer der Menschheit geworden: wer aber kann sagen, wie viel wir von den goldenen Aepfeln aus dem reizenden Hesperiden-Garten ihrer Literatur noch übrig hätten, wenn nicht der kräftige Römer sie auf seine starken Schultern genommen, um sie aus dem Alterthum in die mittleren und neuen Jahrhunderte hinüberzutragen? Rauh, kriegerisch, stolz und herrschsüchtig oft bis zum Unerträglichen, war der Römer doch auch wieder so praktisch und so voll natürlichen Scharfblickes, daß er auch sich zu fügen und unterzuordnen wußte, wo etwas wirklich Großes ihm imponirte und er zum Voraus ahnte, welchen Vortheil er aus einem Gute ziehen könne, wenn er dasselbe durch freiwillige Hingebung sich aneigne. Dieß haben die Römer auch in Beziehung auf Kunst und Literatur der Griechen gethan. Sie haben dieses Volk auf eine empörende Weise mißhandelt; sie hegten eine tiefe Verachtung gegen dasselbe, sahen es als ihren Sklaven an und blickten überhaupt mit dem Stolze, den ihnen das Bewußtsein ihrer überlegenen Kraft gab, auf alle Fremde herab, und dennoch haben sie griechische Poesie und Wissenschaft nicht nur mit dem größten Eifer sich angeeignet, sondern ihnen sogar mit einseitiger Resignation einen Theil ihrer Nationalität geopfert. Die römische Literatur ist eine Schülerin der griechischen, und wenn sie auch in einzelnen Zweigen ihre Lehrerin erreicht oder selbst übertroffen hat, so ist sie doch ganz von griechischen Elementen durchdrungen, was sich am Auffallendsten darin zeigt, daß die Römer allmählig ihre ganze volksthümliche Mythologie in der der Griechen aufgehen ließen, indem sie die Götter- und Sagen-Welt derselben ganz sich aneigneten, und in die ihrige so aufnahmen, als ob beide von jeher ganz dieselben gewesen wären.

Diese merkwürdige Erscheinung hat außer den tieferen, schon in dem Charakter der Römer liegenden Gründen mehr-

fache Ursachen. Zunächst wirkte der Umstand mit, daß sie den Griechen stammverwandt waren. Ihre Stadt, deren Ursprung sie auf Göttersöhne und auf die Mitwirkung unsterblicher Götter zurückführten, wurde an dem Tiberflusse sehr wahrscheinlich auf den Trümmern uralter Niederlassungen gegründet, welche theils von Etruskern, theils von eingewanderten Pelasgern herrührten, und Latium, an dessen Gränze Rom lag, hat zu verschiedenen Zeiten Pelasgische und Hellenische Einwanderer in sich aufgenommen. So eigenthümlich auch die Römer sich entwickelten, so tritt doch die Verwandtschaft mit den alten Griechen in vielen Stücken deutlich hervor, namentlich in Religion und Sprache. Diese letztere hat, obgleich sie auch ihre Verwandtschaft mit der Etrurischen und andern Altitalischen nicht verläugnen kann, in ihren Stammworten und Formen große Aehnlichkeit mit dem Dialekte der Aeolier. Darauf, daß auch die Satzfügung der der griechischen sehr ähnlich, ja im Wesentlichen fast ganz gleich ist, kann weniger Gewicht gelegt werden, weil die Römer, als sie griechische Literatur zu studiren und nachzuahmen anfingen, auch ihre noch harte und ungelenke Sprache ganz nach der griechischen bildeten und fügten: welche Veränderungen aber in dieser Periode mit ihr vorgegangen sind, ist nicht schwer zu bestimmen, da von jener altrömischen Sprache mit ihrem höchst einfachen Periodenbau noch mehrfache Reste und Proben vorhanden sind.

Von besonderer Wichtigkeit ist der weitere Umstand, daß eine römische Literatur eigentlich noch gar nicht vorhanden war, als die Römer mit den Griechen und mit deren Sprache und Schriften die erste nähere Bekanntschaft machten. Denn bis dahin hatten sie noch sehr wenig geschrieben: sie hatten zwar eine reiche Volkspoesie, die aber fast nur im Munde ihrer Sänger, ihrer Priester und des Volkes selbst lebte, und was in Prosa vorhanden war, bestand nur in

öffentlichen Urkunden und Chroniken, die zwar schon seit alten Zeiten angelegt, aber von großer Einfachheit und verhältnißmäßig geringem Umfange waren. Wir werden bald Einzelnes aus diesen Kreisen ihrer alten Nationalliteratur kennen lernen.

Daß diese ersten Anfänge der Literatur sich nur in so engen Kreisen bewegten, ging aus dem ganzen Charakter der Römer und dem Gange ihrer Geschichte hervor. Wir haben schon oben erwähnt, daß Rom auf einem Boden gegründet wurde, welcher schon Andern angehörte, oder angehört hatte: sie waren gewissermaßen Eindringlinge, und schon darum ihren Nachbarn verhaßt; sie waren um so mehr gefürchtet, da sie kühne, und gewiß noch sehr rohe Abenteurer waren, in deren Nähe den Nachbarn nicht wohl sein konnte. Dieß setzte sie vom ersten Anfange an in ein feindseliges Verhältniß zu denselben, das sie zum Kampfe nöthigte; und in der That ist die ganze äußere Geschichte Rom's fast nichts als ein immerwährender Krieg. Wurden sie Anfangs zu diesem durch die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung gezwungen, so führte diese doch ganz naturgemäß auch zu Angriff und Eroberung. So wurden die Römer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gleichsam fortgerissen, und sie wurden ein so vorherrschend kriegerisches Volk, daß sie, als eine halbe Welt besiegt zu ihren Füßen lag, die Waffen gegen sich selbst kehrten, und durch dieselbe Tapferkeit, die sie auf die Höhe ihrer Macht gehoben hatte, sich selbst den Untergang bereiteten. Die ungeheuren Erfolge ihrer Waffen hatten ihnen ein stolzes Selbstgefühl eingeflößt, und die ewigen Schwankungen zwischen Gefahr und Sieg ihrem Geiste eine Spannkraft ertheilt, die ihren Charakter, so lange sie noch der alten, reinen Sitte treu blieben, in hohem Grade adelte. Denselben Muth und dieselbe Unbeugsamkeit entwickelten sie auch in ihren inneren politischen Kämpfen, und niemals haben zwei Parteien im

Staate mit so großer Consequenz und Hartnäckigkeit sich die Spitze geboten, wie in Rom Patrizier und Plebejer.

Diese doppelte Richtung ihrer Kraftanstrengungen war die Quelle bewundernswerther Großthaten, wie sie kaum ein anderes Volk aufzuweisen hat; der Entwicklung der höheren Kultur, der Künste und Wissenschaften aber konnte sie nicht günstig sein. Die Römer hatten schon allen Völkern, selbst den cultivirtesten, sich furchtbar gemacht, als sie selbst noch ungebildete, naturkräftige Kernmenschen waren, für welche das Schöne und die Pflege des Idealen keinen Reiz hatte; ja, es mochte ihnen eigentlich wohl thun, wenn sie bemerkten, daß sie an feiner Bildung weit hinter denen zurückstanden, welche sie durch ihre Siege an ihre Triumphwagen gefesselt hatten: um so mehr glaubten sie zur Verachtung derselben sich berechtigt.

Eine solche Verachtung bewiesen sie Anfangs auch den von ihnen unterworfenen Griechen, und erblickten gerade in der Verfeinerung derselben den Grund, weßhalb sie ihnen selbst so leicht zur Beute geworden waren. Dieß war ihnen nicht sehr zu verargen; denn diejenigen griechischen Völkerschaften, welche zuerst ihre Unterthanen wurden, waren die in Unteritalien und in Sicilien wohnenden, welche allerdings schon durchaus verweichlicht, moralisch tief gesunken waren, und bei denen die einst so schöne und herrliche Blüthe in Kunst und Literatur schon zu genußsüchtiger und nur dem sinnlich Ueppigen zugewandter überfeiner Schwäche und Corruption ausgeartet war. Ueberhaupt aber war die schöpferische Periode der Griechen schon vorüber, als jene Bekanntschaft der Römer mit ihnen begann; kurz vor den großen Punischen Kriegen, nicht ganz 300 v. Chr.

Dennoch hatte unvermerkt, ja trotz aller Gegenwehr griechische Cultur mehr und mehr Einfluß gewonnen, und als die Römer etwa 100 Jahre später auch mit dem eigent-

lichen alten Griechenland, wo immer noch ein edlerer Geist, bessere Sitte und größerer Ernst herrschte, in nähere Verbindung traten, da verwandelte sich mit einem Male die Verachtung des Griechischen in die leidenschaftlichste Bewunderung. Wenn dadurch einerseits die Wahrheit bestätigt wird, daß das Schöne und Edle auch da noch, wo es nicht mehr in reinen und ungetrübten Formen auftritt, daß namentlich die Hellenische Cultur überall einen überwältigenden Einfluß ausübt, so ist andererseits diese Erscheinung auch ein Beweis von der Kernhaftigkeit und dem sichern praktischen Takte der Römer. Sie waren zur Erkenntniß dessen gekommen, was ihnen mangelte; sie hatten bald eingesehen, wie viel das Studium der griechischen Literatur dazu beitragen könne, ihrem öffentlichen Leben eine höhere Weihe zu geben, die Tüchtigkeit des Mannes für die Wirksamkeit in demselben zu erhöhen, und zugleich auch ihrem häuslichen und geselligen Leben neue Reize zuzuführen und die Genüsse, welche dieses darbietet, zu vermehren und zu veredeln. Daher der große, mit überraschender Schnelligkeit sich verbreitende Eifer, die griechische Sprache zu erlernen, sich durch Lehre und Umgang mit gebildeten Griechen aus bisheriger Barbarei zu erheben, und die reichen Schätze Hellenischer Literatur zu studiren — und eben daher das eben so schnell eintretende Bemühen, dieselben nachzuahmen und auf römischen Boden zu verpflanzen.

Von jetzt an erhielten auch die Römer eine Literatur, und zwar eine verhältnißmäßig sehr reiche, und in manchen Beziehungen ausgezeichnete. Wir wollen die verschiedenen Stadien, welche sie durchlief, im Allgemeinen kurz charakterisiren, ehe wir ins Einzelne derselben eingehen.

Die erste Periode, welche man die des noch gebundenen Zustandes nennen kann, weil in ihr selbst die besten und eifrigsten Schriftsteller nicht viel weiter, als bis zu einer oft mit Begeisterung durchgeführten Nachahmung der Grie-

chen sich erheben konnten, reicht von dem ersten Punischen Kriege, wo eine eigentliche Literatur erst sich zu entwickeln anfing, bis auf den in mehr als Einer Beziehung Epoche machenden Cicero. Den Dichtern und Prosaikern dieser Zeit legte die noch sehr widerstrebende altlateinische Sprache große Fesseln an, die sie aber mit vielem Glücke zu durchbrechen verstanden. Am frühesten wurde die Dramatische Poesie cultivirt, und zwar mit einem gewiß sehr richtigen Takte, weil die weitaus überwiegende Masse der Römer noch wenig las, und die ihr angeborne Schaulust das natürlichste Vehikel darbot, sie für die feineren Genüsse, die in der griechischen Literatur zu finden waren, empfänglich zu machen. Ueberdieß war gerade damals die eigentliche Blüthezeit der sogenannten Neuen Komödie, wenn auch ihre vorzüglichsten Dichter nur in ihren beliebten Stücken noch fortlebten. Die Dichter aber, welche jene Poesie einheimisch zu machen versuchten, waren zwar mit der Sprache der Römer vertraut genug; allein es waren fast ohne Ausnahme Griechen von Geburt, die entweder durch Freilassung oder durch Bürgerrechtsertheilung Römer geworden waren. Auch epische Dichtungen und didaktische Gesänge wurden nachgebildet: Alles aber erhob sich, wenigstens Anfangs, nicht höher, als zum Verdienste glücklicher Uebersetzungen.

Eine bessere, fruchtbarere Zeit und freiere Bewegung trat ein, als griechische Philosophen, Redner und Grammatiker in Rom ihre Lehrstühle errichteten, und trotz alles Eiferns der Patrioten von altem Schrot und Korn, und trotz förmlicher Verbote, eine außerordentliche Theilnahme bei der römischen Jugend fanden. Diese Schulen waren es eigentlich, welche zuerst dem praktischen Römer die Augen über die Vortheile, welche Griechische Wissenschaft ihm gewähren könne, öffneten; in der überraschenden Gewandtheit im Denken und Sprechen, welche er an jenen Griechen be-

wundern mußte, erkannte er das wirksamste Mittel, sich für eine einflußreiche Stellung im Staate gehörig vorzubereiten. Daher wurde jetzt unter Anleitung derselben die Redekunst und die Kunst prosaischer Darstellung überhaupt mit dem größten Eifer studirt, und Geschichte und Beredtsamkeit der Römer stehen bereits gegen das Ende dieser Periode auf einer sehr erfreulichen Höhe; wäre uns nur mehr von den vielen vortrefflichen Schriften, welche diese beiden in echt römischem Geiste cultivirten Disciplinen hervorbrachten, übrig geblieben!

Die Periode des Uebergangs, gleichsam aus den Lehrjahren in die Meisterjahre, bildet die Zeit von Cicero bis zum Untergange der Republik: hier beginnt die Literatur zur Selbstständigkeit sich zu erheben, was sie besonders den erfolgreichen Bemühungen Cicero's verdankt. Dieser berühmte Redner hat nicht nur der römischen Sprache eine vorher kaum geahnte Kraft und Fülle, Biegsamkeit und Eleganz gegeben, sondern mehr noch dadurch gewirkt, daß er die Römer zuerst in griechische Philosophie einweihte, und so auf dem Wege der Reflexion und freieren Bewegung der Gedanken den römischen Geist zu höherer Selbstständigkeit erhob und der Literatur gleichsam die Bahn anwies, auf welcher allein sie ihrem großen Vorbilde sich würdig zur Seite stellen konnte. Cicero's Absicht ging zunächst nur dahin, die römische Beredtsamkeit durch das Studium der Philosophie zu veredeln, und diesen Zweck hat er durch Lehre und Muster auf so ausgezeichnete Weise erreicht, daß die Redekunst der Römer nicht nur zur höchsten Vollendung sich erhob, sondern daß durch den überwiegenden Einfluß derselben die ganze Literatur einen rein rhetorischen Anstrich erhielt.

Dieß zeigt sich vorzüglich deutlich in der mit dem Untergange der Republik und dem Beginnen des monarchischen

Zeitalters unter Julius Cäsar und Augustus eintretenden Periode der höchsten Blüthe der Literatur; hier trat das rhetorische Element noch bestimmter und klarer hervor, was auch noch durch andere Gründe, als jene Anregung Cicero's, bewirkt wurde. Es fehlte dem Römer überhaupt jene urkräftige Begeisterung für das Schöne, welche in der griechischen Literatur so Herrliches und unaussprechlich Seelenvolles schuf; der Römer war, als die Blüthezeit seiner künstlich gepflegten Literatur, die an der Sonne der Hofgunst sich erwärmte, eintrat, nicht mehr der alte, sittlich ernste, gediegene, freie Mann; er war verweichlicht, seine moralische Kraft gebrochen; er entbehrte die verlorene Freiheit nicht, indem er sich ganz den Genüssen des Lebens hingab. Solche Genüsse suchte er auch in der schönen Literatur, von welcher er nicht Erhebung und Kräftigung des Geistes, sondern einschmeichelnden Reiz und behagliche einwiegende Unterhaltung erwartete. Daher ist diese Literatur nicht, wie die Griechische, von erhabenen, der tiefsten Seele entquollenen Ideen getragen, nicht durchzogen von den Goldfäden reiner und inniger Empfindungen; nur Ein wirklich großartiger Gedanke, nur Ein tief wahres Gefühl spricht überall sich aus, nemlich der edle Stolz auf die Größe und Herrlichkeit der göttlichen Roma: nehmen wir diese einzige Idee aus, so können wir nur wenige wirklich ideelle Wahrheit und wahre Idealität in den meisten auch der schönsten Werke der Römer finden. Ihnen sagten daher die Dichter und Schöngeister der Alexandrinischen Zeit ganz besonders zu: sie lagen ihrer Auffassungsweise weit näher, als die früheren großartigeren Erscheinungen in der griechischen Literatur. Diese Alexandriner hatten den größten Einfluß insbesondere auf die Poesie, welche unter Augustus, dem Ludwig XIV. der Römer, ganz vorzüglich blühte; und eben dieser Einfluß trug nicht wenig dazu bei, die Römische Poesie, so wie die

neben ihr in dieser Zeit blühende Geschichte zu einer rhetorischen zu machen. Was wir darunter verstehen, haben wir schon in „Hellas und Rom", Abth. I. S. 24. mit folgenden Worten ausgesprochen.

„Einen vorherrschend rhetorischen Charakter legen wir darum der römischen Poesie — (und demnach auch der Geschichtschreibung) — bei, weil bei ihr alles Aeußere — der Glanz der Darstellung und die Eleganz — fast überall die Tiefe und die Originalität des Inhaltes weit überwiegt. Glätte der Sprache, Wohlklang der Verse, Lebhaftigkeit der Naturschilderungen, ergreifendes Ausmalen leidenschaftlicher Zustände, Reichthum an zierlich ausgeprägten Sentenzen, eine immer wechselnde Mannichfaltigkeit in Situationen und Staffagen, eine Menge wohlangebrachter Bilder; — kurz, ein absichtliches Hinarbeiten auf den Effect, dieß tritt uns zunächst selbst bei den vorzüglichsten Schriftstellern, namentlich den Dichtern, entgegen: sie machen Ansprüche auf unsere Bewunderung. Und in der That hat die Poesie der Römer in jenen Beziehungen eine Vollendung und Glätte erreicht, in welcher die Literaturen nur sehr weniger Völker und Zeiten sich ihr an die Seite stellen können. Am Meisten zum Bewußtsein gekommen war diese Richtung bei Horatius". — — „Mit der Anerkennung jener Vorzüge, mit dem Hervorheben der Licht-Seite ist zugleich aber auch die Schatten-Seite der römischen Literatur, insbesondere der Poesie, hervorgehoben. Sie ist nicht naiv: zur Erläuterung dieses Ausdruckes, genügt es, ganz einfach Homer und Virgil neben einander zu stellen. Sie ist nicht von Begeisterung, nicht von jener urkräftigen Idee geboren; nicht aus dem geheimnißvollen Halbdunkel unbefangen religiöser Weltanschauung hervorgegangen. — (Die fast ganz der Griechischen abgeborgte Götterwelt konnte nur zum äußeren Schmuck der Darstellung dienen; sie gab dem Gedicht nur Farbe, keine

Wärme.) — Die Poesie ist vielmehr ein Kind des geläuterten Geschmackes; jener schönen Sinnlichkeit, die behaglich auf der Oberfläche des Lebens schwimmt, und in ihre Tiefe nur darum hinabsteigt und die hier waltenden wunderbaren Elemente heraufbeschwört, um jene Oberfläche reizender und piquanter zu machen und dem poetischen Genusse immer neue Nahrung zuzuführen. Eben darum erweckt in uns ein römischer Dichter nur selten Begeisterung, so oft er uns auch zur Bewunderung hinreißen mag." —

Um die Wahrheit dieser Charakteristik der glänzenden Literatur der Römer zu erkennen, erinnere man sich vorzüglich der oft hinreißenden und doch so unbefriedigenden Schilderungen Ovids. Dieser so äußerst talentvolle Dichter bildet den Culminationspunkt der Blüthezeit römischer Poesie, aber auch schon den Uebergang zur Entartung derselben und zu jener Periode der Literatur überhaupt, welche wir als die des Verfalles bezeichnen müssen. Denn das ist eben eine merkwürdige Bestätigung des oben Gesagten, daß das sogenannte goldene Zeitalter jener Literatur so unendlich kurz war, es füllte nicht viel mehr, als ein Menschenalter aus; darin liegt der untrügliche Beweis für die Unvolksthümlichkeit, gleichsam Wurzellosigkeit derselben. So wie die künstliche Pflege aufhörte, so wie sinnlose Tyrannen jede Bewegung des geistigen Lebens gefährdeten, war auch die Freude am geistigen Schaffen erlahmt. Dazu kam, daß es der Literatur eines Volkes im Wesentlichen eben so ergeht, wie einem einzelnen Schriftsteller: jeder Schriftsteller in Poesie oder in Prosa wird sich um so eher und rascher erschöpfen, jemehr seine Virtuosität in schönen, andern abgelernten, Formen besteht, und je ärmer er an originellen Ideen ist. So erging es der römischen Literatur.

Zu ihrem raschen Verfalle hatten aber auch schon die Pfleger derselben in deren Blüthezeit das Ihrige reichlich bei-

getragen. Augustus und seine klugen Rathgeber waren nur darum bemüht, die Geister, denen immer noch eine Erinnerung an ehemalige Freiheit inwohnte, wie nach Platons Lehre der Seele die Ideen als Erinnerungen an ein seliges Leben geblieben sind, — die Geister, sage ich, niederzuhalten, einzuschläfern, durch das Behagliche der Friedensruhe zu gewinnen, — jede höhere, ideale Richtung also langsam und leise dem Niederen und Materiellen zuzuführen. Strenge, altrömische Zucht und Sitte wurde, wie unmöglich geworden, so auch nicht gesucht; wohl aber eine äußere Decenz und übertünchte Ehrbarthuerei, die zu allen Zeiten so treffliche Dienste für die Ertödtung alles edlen und schöpferischen Geistes gethan hat, indem sie im Stillen ein Gift ernährt und gleichsam ins Mark sich einschleichen läßt, das dann um so offener zu Tage kommt, wenn die unterwühlten Schranken des äußern Anstandes fallen. Dieß geschah aber alsbald nach des Augustus Tode, und in schreckenerregender Weise schossen die Früchte der Saat auf, die er so klüglich gesät hatte.

Aber auch die so blendende Literatur des Augusteischen Zeitalters trug den Keim des Verderbens in sich, weil auch ihr die Sittlichkeit der Literatur, die in nichts Anderem, als in der inneren Wahrheit besteht, doch eigentlich mangelte. Haben es Dichter, Redner, Geschichtschreiber u. A. wesentlich nur darauf abgesehen, zu gefallen, so werden sie so lange Schönes leisten, als dieses dem Geschmacke der Zeit zusagt; sobald aber dieser zu entarten beginnt, werden auch die Schriftsteller in's Verderben gezogen, weil sie nie Träger, sondern die Getragenen ihrer Zeit waren. Dieß zeigt sich ebenfalls auf's Klarste in der nach Augustus folgenden Periode der Literatur: eine fast unglaubliche Dürre tritt ein, ein Mangel an Produktionskraft, eine willige Knechtschaft der Nachahmung früherer Dichter und Prosaiker, welche oft selbst nur Nachahmer waren.

Dieß Alles erregt — eben so viel Erstaunen, als Betrübniß; wenige Jahre nach dem Tode des Ovid konnten z. B. epische Dichter zum Ziele ihres Bestrebens machen, den Virgil nachzuahmen! So ist denn die poetische Literatur dieses langen Zeitraumes, der etwa mit der Herrschaft des Tiberius beginnt und erst mit dem Untergange des abendländischen Reiches endet, selbst an Namen so arm, daß nicht viel mehr aufgezählt werden können, als aus der kurzen Zeit des Augusteischen Zeitalters. In der Prosa wurde zwar weit mehr noch geschafft; geschaffen aber im Ganzen sehr wenig; um so mehr gesammelt, compilirt, umgegossen und verwässert.

Am Erfreulichsten lebte eine Zeitlang noch die Geschichte fort: ja Rom hatte in dieser Periode den größten aller seiner Historiker, den unvergleichlichen Tacitus. Der Genius dieses Mannes war groß gezogen worden durch den Zorn über die Versunkenheit seiner Zeit; und ebenso neigte diese Zeit Andere zu herbem und geistvollem Spotte, weßhalb auch die Satyriker in Poesie und Prosa noch eine ehrenvolle Auszeichnung verdienen.

Wir haben nun die einzelnen Gattungen der Literatur und die Schriftsteller selbst näher zu betrachten. Wir beginnen mit der ältesten Volksliteratur und werden dann, zunächst die poetische, hierauf die prosaische Literatur ins Auge fassend, die Zweige derselben im Allgemeinen in der Reihenfolge dem Leser vorführen, wie sie der Zeit nach auf dem ganzen Gebiete auftreten und, aus dem Griechischen gleichsam herüberwankend, allmählich auf römischem Boden Wurzel schlagen.

Alte Volks-Literatur.

Aus der Zeit, wo die Römer noch unberührt von griechischem Einflusse nur die aus ihrem Volksleben unmittel-

bar sich entwickelnden Elemente in Gesang und Schrift verarbeiteten, hat sich leider! nur sehr Weniges erhalten. Vieles ist durch unglückliche Zufälle untergegangen; gar Manches aber auch deßwegen, weil die gebildeten Römer einer späteren Zeit mit keineswegs rühmlicher Geringschätzung auf jene, allerdings noch unvollkommenen, aber doch echt nationalen Erzeugnisse herabsahen; — Vieles wurde auch deßwegen vernachläßigt, weil man es z. B. für Geschichte und öffentliches Recht hinlänglich benützt hatte. Indessen haben wir doch Nachrichten genug, die uns wenigstens eine äußere Uebersicht über diese Vorhalle Römischer Literatur gewähren.

Die älteste Volkspoesie war großentheils ein Produkt der vielen religiösen Volksfeste, welche seit alten Zeiten in Latium begangen wurden. Die Latiner, und so auch die Römer, verehrten als ein Volk, das den Ackerbau mit großem Eifer betrieb, ein große Anzahl ländlicher Gottheiten; die Hauptfeste waren daher ländliche, theils ernster, theils heiterer, selbst ausgelassener Natur. Die vielen Ceremonien, mit welchen dieselben gefeiert wurden, waren auch mit Gesängen verbunden, die entweder von Priestern, oder von dem Volke selbst angestimmt wurden; alle aber hatten einen rein volksthümlichen, einfachen, feierlichen oder derb lustigen Charakter. Doch auch andere Veranlassungen im öffentlichen oder häuslichen Leben riefen Gesänge und Lieder hervor; so wie auch der Aberglaube, der tief in dem Wesen der Römer wurzelte, manche poetische Formeln sich schuf, denen er zauberische Kraft zuschrieb.

Die Lieder der Arvalen oder Flurpriester wurden an dem Frühlingsfeste der sogenannten Ambarvalien gesungen, indem man durch feierliche Umzüge die Felder einsegnete; ein Gebrauch, der in der katholischen Kirche sich noch hie und da erhalten hat. Es ist noch eins derselben vorhanden, in welchem jeder Vers zweimal wiederholt, also dreimal gesungen

wurde. Auch kennt man noch Gebetformeln, welche die Hausväter an diesen oder ähnlichen Festen im Kreise der Familie sprachen.

Den heiteren ländlichen Festen, namentlich den Erntefesten, verdankten einige Arten von Volkspoesien ihren Ursprung, welche darin übereinstimmen, daß sie in noch ganz roh dramatischer Form spottende Neckereien und derb komische Späße enthielten, vergleichbar den allerfrühesten Anfängen der griechischen Komödie. — Hierher gehören zunächst die Fescenninen, die aus der Etrurischen Stadt Fescennia nach Rom gekommen waren: es waren Wechselgesänge von ausgelassener Lustigkeit, die unter Tanz und Vermummungen an Erntefesten gesungen wurden. — Auch die Satyren, welche von ganz ähnlicher Art waren und später von eigens dazu bestimmten Schauspielern, unter Begleitung von Flöten, vorgetragen wurden, stammten aus Etrurien, aus welchem Lande man während einer schlimmen Pest eigens Tänzer kommen ließ, um solche Possenspiele zur Besänftigung des Götterzornes aufzuführen. Sie bildeten in der Folge den Uebergang zu dem regelmäßigeren Lustspiele. — Noch mehr war dieß der Fall mit den Atellanen, welche neben diesem den Griechen entlehnten Lustspiele auch später noch als ausgebildete dramatische Possen fortbestanden. Sie stammten aus der Campanischen Stadt Atella, und wurden, was bei andern Schauspielen nicht geschah, von freigebornen römischen Jünglingen aufgeführt.

Die Tischlieder waren eine Art epischer Gesänge, welche bei Gastmahlen von den Gästen der Reihe nach gesungen wurden, und den Ruhm und die Tugenden berühmter Männer preisen, weßhalb ihr Untergang sehr zu beklagen ist: denn ohne Zweifel hatten sie nicht geringen historischen Werth. Die schöne Sitte dauerte noch fort bis in die Zeiten des ersten Punischen Krieges. Ueber Form und eigentlichen Inhalt

ist uns indessen gar wenig bekannt; doch ist nicht unwahrscheinlich, daß sie späteren Geschichtschreibern theilweise als Quellen dienten.

Auch die Grabschriften berühmter Männer hatten, in einfachen Versmaßen abgefaßt, historischen Werth: merkwürdig sind die in den Gräbern der Scipionen erst im vorigen Jahrhunderte aufgefundenen. — Weniger Bedeutung legte man den Lobliedern auf Verstorbene, welche nach den eigentlichen Trauergesängen angestimmt wurden, bei, weil in ihnen dem Verstorbenen oft allzusehr geschmeichelt wurde. — Nach einer uralten Sitte war es den Feldherren erlaubt, nach gehaltenem Triumphe auf dem Capitole Gedächtnißtafeln aufzustellen, in welchen die Thaten, wegen deren sie triumphirt hatten, in sogenannten saturnischen, kunstlos accentuirenden Versen gepriesen waren. Nur von Einer derselben kennen wir den Inhalt noch genau.

Diese Triumphzüge gaben Anlaß auch zu scherzhaften Liedern: es war nämlich den Soldaten, welche hinter dem Wagen des Triumphirenden herzogen, jede Art von Muthwillen erlaubt: es befanden sich unter ihnen vermummte Chöre, welche ausgelassene Lieder sangen, und selbst ihren Feldherrn damit nicht verschonten. Diese Triumphlieder der Soldaten waren oft von sehr scharfem Witz und Spott belebt, was wir aus einigen kleinen noch erhaltenen Resten deutlich genug wahrnehmen können. — Ueberhaupt war der Römer, so ernst er sonst war, auch sehr zu Spöttereien geneigt, und daher lebten, was jetzt noch bei den Italienern zu finden ist, im Munde des Volkes eine ganze Menge von Spottliedern der verschiedensten Art. Wir haben noch einige derselben, welche gegen die vornehmsten Männer, selbst gegen Julius Cäsar und spätere Kaiser gerichtet sind.

Nicht unbedeutend endlich war die Masse anderer Volkslieder, welche fast bei keinem Geschäfte, bei keiner

Feier oder Lustigkeit fehlten: es ist sehr Schade, daß so wenige davon durch Niederschreiben der Vergessenheit entrissen worden sind. Eine wichtige Rolle spielten die Zauberlieder, durch welche man irgend ein Unheil beseitigen oder abwehren zu können glaubte: ihr Inhalt war meist ganz unverständlich, und es wurde frühzeitig großer Mißbrauch damit getrieben. Ebenso lebte in den Köpfen der an alle möglichen Vorzeichen so steif und fest glaubenden ungebildeten Römer eine Menge von Orakeln und andern seltsamen Sprüchen, die man der Gabe einer übernatürlichen Weissagekunst zuschrieb, Jahrhunderte lang fort. Von meist heiterer Art waren die Bauernlieder, Schifferlieder, Liebeslieder, Hochzeitlieder, Kinderlieder und viele andere.

Die älteste volksthümliche Prosa ging aus einem doppelten Bedürfnisse hervor, welches im Charakter des ernsten Römers, der seine nationalen Angelegenheiten so wichtig nahm, begründet war. Einestheils war der Römer, der einen fast starren Rechtssinn hatte und sich streng an die einmal abgeschlossenen Satzungen und Lebensformen hält, von frühe an bemüht, Gesetze und Rechte durch schriftliche Abfassung vor Mißachtung oder Neuerung zu schützen: — anderntheils war ihm die Erinnerung an die Thaten der Vorzeit, an die Art, wie seine gegenwärtigen Zustände entstanden waren, so wichtig, daß er, so beschränkt auch die Mittel zum Schreiben waren, doch eben so frühe anfing, nach strenger Ordnung und in fast bestimmter Weise Geschichten und Ereignisse aufzuzeichnen.

Die genaue Aufzeichnung der Begebenheiten eines Jahres wurde vom Staate streng überwacht und war fast ganz den Händen der Priester anvertraut: die Heiligkeit der Tempel, in welchen sie meist aufbewahrt wurden, schien diesen auf dauerhaftes Material mehr eingegrabenen oder gemalten, als

geschriebenen Chroniken die einzig beruhigende Sicherheit zu gewähren. So viele Arten von solchen Schriften auch genannt und kurz beschrieben werden, so hat sich uns aus ihnen, die meist von den ältern Geschichtschreibern gewiß fleißig benutzt wurden, doch Nichts erhalten. Wir nennen einige der bekanntesten Namen.

Die „Geschichtskalender“ waren ganz kurze, von den Hauptpriestern, Pontifices, niedergeschriebene Chroniken: — die „großen Jahrbücher“, welche von dem Staats-Oberpriester geführt, und von diesem in seinem Hause aufbewahrt wurden, waren genau nach den Tagen geordnet und scheinen einen bedeutenden Umfang gehabt zu haben; — über Angelegenheiten des Cultus wurden ebenfalls eigene Chroniken gehalten: die Bücher der Priester, die Bücher der Auguren; — die Reihfolge der Consuln mit Angabe ihrer Thaten war ganz kurz verzeichnet in den Jahrbüchern der Consuln, denen wahrscheinlich die Aufzeichnungen der Consuln zu einer Art von Ergänzung dienten. Die sogenannten Linnenen Bücher, welche in dem Tempel der Juno aufgehangen waren, mögen Urkunden, Verträge und Aehnliches enthalten haben.

Ueberdieß wurden auch in den einzelnen patrizischen Familien sorgfältige chronikartige Sammlungen und Urkunden verfaßt und aufbewahrt, welche sich auf ausgezeichnete Mitglieder derselben bezogen, aber nach ausdrücklichen Versicherungen späterer Schriftsteller nur mit Vorsicht zu gebrauchen waren, weil der aristokratische Familienstolz gar oft der Wahrheit zu nahe trat. —

Einen wichtigen Abschnitt in der alt-römischen Gesetzgebung bildeten die vom Jahre 450 v. Chr. an aufgestellten Gesetze der zwölf Tafeln, von welchen sich eine nicht geringe Anzahl erhalten hat, die man mit mehr oder weniger Glück in ihren ursprünglichen Zusammanhang wieder zu brin-

gen versucht hat. Man hatte sie nemlich auf zwölf eherne Tafeln eingegraben, die zu Jedermanns Einsicht öffentlich aufgestellt waren, bei den großen Zerstörungen aber, welche später ganz Italien trafen, zertrümmert worden sind. Sie bildeten lange die Grundlage des römischen Rechtes, und sind auch deßhalb sehr merkwürdig, weil sich aus ihnen ergiebt, wie der Römer nicht nur öffentliches und bürgerliches Recht, sondern auch Sitten und Gebräuche, so wie Gegenstände des Glaubens und des Cultus in das Gebiet der Gesetzgebung zog. — Die aus noch früherer Zeit herrührenden Gesetze der Könige sind, insoweit sie noch vorhanden sind, wohl nicht in ihrer ursprünglichen Form und Abfassung uns erhalten worden.

Erwähnen wollen wir als sehr interessante Documente hier noch zum Schlusse dieses einleitenden Abschnittes einige andere Urkunden, welche uns durch die Sorgfalt späterer Historiker in ihrer ursprünglichen Form überliefert worden sind. Wir zählen dahin: einige zwischen Rom und Carthago seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts abgeschlossene Verträge über die Schifffahrt auf dem Mittelländischen Meere; sie finden sich bei Polybius; — die Formel, mit welcher der hochherzige Consul Decius Mus in der Schlacht am Vesuv freiwillig sich dem Tode weihte; — ein Senatsdekret zur Belobung der Einwohner von Tibur während der Samniten-Kriege; — ein anderes Dekret dieses ehrwürdigen Rathes gegen die sittenlosen Bacchanalien, die in Rom einzureißen begannen; — ein Gesetz über den überhandnehmenden Luxus der Frauen in Rom; — die Inschrift auf der Ehrensäule des Duilius, der die erste Seeschlacht gewann. Endlich sind auch dahin zu zählen die noch vorhandenen Dekrete gegen die in Rom ihre Schulen eröffnenden griechischen Redner und Philosophen.

Wir gehen nun zur eigentlichen Literatur der Römer über.

1. Dramatische Poesie.

Den Grund, weßhalb grade die dramatische Poesie am frühesten und mit so großem Eifer auf römischen Boden verpflanzt wurde, haben wir bereits oben angegeben: ehe die Wißbegierde des Römers in Anspruch genommen werden konnte, mußte seine Schaulust benutzt werden, um für etwas Höheres aus dem Gebiete der griechischen Literatur ihm Geschmack einzuflößen. Vorstellungen in dramatischer Form waren ihm nicht unbekannt; er hatte bereits seine Atellanen und Fescenninen, und so war der Weg geöffnet, ihm auch wirkliche poetische Kunstwerke vorzuführen, und seine Freude an dramatischen Darstellungen durch edlere Stoffe zu befriedigen. Dieser Gedanke schwebte ohne Zweifel den ersten dramatischen Dichtern, oder richtiger gesagt, den Uebersetzern griechischer Schauspiele, wirklich vor Augen. Indessen haben ihre sehr ehrenwerthen Bemühungen auf das römische Volk nur einen wenig nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Der Römer hatte überhaupt zu wenig Kunstsinn, um die Künstler nach Verdienst zu achten: wenn man liest, daß Mummius, der Eroberer von Korinth, den Befehl ergehen ließ, daß jeder Soldat, der bei der Erstürmung und Plünderung der Stadt eine Statue zerbreche, die zerbrochene selbst wieder herstellen müsse, so darf man sich nicht darüber wundern, daß die Römer ihre Schauspiele, selbst die kunstreichsten, nur von Sklaven, höchstens von Freigelassenen, aufführen ließen. War ja doch die Kunst selbst eine Dienerin seiner Laune: wie viel mehr mußte der ausübende Künstler ihm als Handwerker und als Sklave einer Kunst erscheinen, die dazu bestimmt war, ihn zu unterhalten, und die ihm werth war, weil er sie mit dem Schwerte sich dienstbar gemacht hatte! So wie vermögliche Leute eine

Heerde von fabricirenden Sklaven hielten, eben so bildeten Andere ganze Schaaren kräftiger Männer, welchen der Zorn der Götter und die Barbarei des in dieser Beziehung nie zu entschuldigenden Alterthumes die Freiheit geraubt hatte, unter immerwährenden Waffenübungen durch reichliche Kost zu starken und muthigen Kampfgesellen methodisch heran, um sie mit desto größerem Vortheile als Gladiatoren zu den blutigen Festspielen verkaufen oder selbst verwenden zu können. In derselben Absicht wurden von Theater-Spekulanten junge Sklaven zu Schauspielern erzogen. Dadurch bildeten sich viele eine vorzüglich dressirte Truppe, die ihnen großen Gewinn brachte: wenn öffentliche Beamte, wie dieß bei manchen Gelegenheiten regelmäßig der Fall war, Schauspiele aufführen wollten, so mußten sie das Personal von einem solchen Unternehmer miethen. Dieser selbst zog den Lohn für dasselbe ein; die einzelnen Schauspieler bekamen ihren festgesetzten Antheil, und machten sie ihre Sache gut, so erhielten sie ein besonderes Trinkgeld, — aber auch, wenn sie gesündigt hatten, nach der Vorstellung ihre Prügel. Wie ganz anders in Athen, wo der Dichter selbst nicht selten die Hauptrolle in seinem Stücke spielte, und wo man den jungen Sophokles in einer öffentlichen Säulenhalle als „Tamyris" abbildete, weil er in diesem Stücke durch seinen Gesang das Volk entzückt hatte!

Uebrigens war die äußere Einrichtung der Römischen Theater, so wie das Aeußere der Aufführung selbst, im Wesentlichen eben so, wie bei den Griechen; nur daß man auch hierin theilweise mehr der Schaulust und der Bequemlichkeit diente, als den wahren Interessen der Kunst. Das erste stehende, von Stein erbaute Theater erhielt Rom im Jahr 54 v. Chr., obgleich man schon Jahrhunderte lang Schauspiele aufgeführt hatte.

Es ist nach allem Gesagten nicht zu verwundern, daß das römische Drama sehr wenig Originelles lieferte, sondern

sich fast ausschließlich an Uebertragung oder höchstens Nachbildung griechischer Muster hielt: es ist nie national geworden. Daher wurde das kunstgerechte Schauspiel nach nicht gar langer Zeit auch wieder ganz von der Bühne verdrängt; die Komödie durch pantomimische Possenreißereien und die Tragödie dadurch, daß nur der Gebildete Freude daran hatte, sie aber lieber las, als auf der Bühne sah. Uebrigens sind nicht alle Stücke in gleichem Maße Nachahmungen von Griechischen gewesen, was sich aus einzelnen Begriffsbestimmungen ergiebt, nach welchen man Tragödien, wie Komödien später zu unterscheiden und einzutheilen wußte: aus den Namen der Kategorien, unter die man dieselben brachte, ersieht man, daß sie theils den griechischen Vorbildern ganz treu blieben, theils aber auch dieselben in römische Zustände hinüberleiteten oder gewissermaßen travestirten.

Aus der ältern Tragödie der Römer hat sich außer Fragmenten Nichts erhalten. So gering auch die Anzahl der bekannt gewordenen Tragödien-Dichter ist, so muß man sich selbst über diese Zahl wundern. Denn wie viele Römer waren doch im Stande, z. B. den ins Lateinische umgearbeiteten Prometheus des Aeschylos, oder den Oedipus des Sophokles zu verstehen, und die hohe Schönheit und Idealität dieser Stücke aufzufassen? Es konnte ihnen nur der Pomp des äußern Pathos, mit welchem dieselben auftraten, imponiren: es war ihnen mehr ein Spektakel, als ein herzergreifendes und geisterhebendes Schauspiel. Dieß mag auch der Grund sein, weßhalb fast kein Tragiker der Römer irgend einen großartigen Stoff aus der vaterländischen Geschichte auf die Bühne brachte: und doch war diese Geschichte so äußerst reich an wahrhaft tragischen Motiven! Allein man mochte fürchten, den uralten geheiligten Stoff der heimathlichen Sage, an welchem der Römer ohnehin mit einer Art von Stabilität und Dogmatismus auch in Bezug auf die

kleinsten Züge starr festhielt, nach dem Standpunkte, den man der Tragödie anwies, eher zu entweihen, als zu verherrlichen. Mit der Göttersage, aus welcher irgend ein bedeutungsvoller Zug jeder griechischen Tragödie zu Grunde gelegt war, hatte man weniger Umstände zu machen, da sie ja eine fremde und nicht unmittelbar Gegenstand des römischen Volksglaubens war: ein Theseus z. B. mochte ihnen damals nicht viel näher stehen, als uns ein indischer Göttersohn, wenn er uns auf der Bühne vorgeführt würde.

Aus den erhaltenen Bruchstücken können wir nur das entnehmen, daß viele dieser alten Tragiker mit großem Geschicke übersetzten, und zum Theil mit hoher Kunstfertigkeit die römische Sprache zum Ausdrucke der griechischen Ideen sich dienstbar zu machen und dem so kunstgerechten Baue der griechischen Sprache näher zu bringen verstanden: darin mochte wohl auch ihr größtes Verdienst bestehen.

Der älteste dieser für uns verlorenen Dichter ist **Livius Andronicus** aus Tarent; er war in Sklaverei gerathen, aber wieder freigelassen worden, und brachte gerade in dem Jahre, welches den ersten Punischen Krieg schloß, i. J. 241 v. Chr., sein erstes Stück auf die Bühne: er soll viele Stücke, auch Lustspiele, geschrieben haben und selbst Schauspieler gewesen sein. — Fast ganz gleichzeitig mit ihm dichtete **Cnejus Nävius**, und zwar mehr Komödien als Tragödien. Er wird als ein Mann von ausgezeichnetem Geiste gerühmt, und ist auch dadurch merkwürdig, daß er es schon versuchte, ein Original-Epos zu schreiben: „Der Punische Krieg." — Der berühmteste unter allen diesen Dichtern, und der weitaus einflußreichste war **Q. Ennius**, ein Grieche aus Campanien, der mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt wurde. Er macht dadurch Epoche, daß er der eigentliche Schöpfer der kunstgerechten Poesie war, und zwar in mehreren Zweigen derselben, ganz vorzüglich im Epos, wo

er zuerst den Hexameter einführte. In den 18 Gesängen seiner „Jahrbücher" behandelte er die alte Geschichte Roms, und in seinen Tragödien folgte er nur griechischen Vorbildern, die er aber, wie aus den zahlreichen Fragmenten erhellt, mit vielem Geiste behandelte.

Des Ennius Neffe, **M. Pacuvius**, war ebenfalls ein bedeutender dramatischer Dichter, der in seinen Tragödien schon weit mehr Originalität, als sein Vorgänger gehabt haben soll. Um das Jahr 140 v. Chr. dichtete der größte und geistreichste aller römischen Tragiker, **L. Attius**, dessen Stücke noch lange nach seinem Tode auf der Bühne wiederholt wurden, was besonders mit den von ihm ganz frei gedichteten der Fall war, wozu er seine Stoffe aus der Römischen Geschichte wählte und wodurch er fast einzig unter seinen Kunstgenossen dastand. Wir haben noch viele und zum Theil bedeutende und vortreffliche Fragmente aus seinen Stücken.

Von nun an sank die Tragödie immer tiefer; sie erschien immer seltener auf der römischen Bühne, und was von Tragikern, z. B. von Q. Cicero, dem viel gerühmten Varius u. A. noch gedichtet wurde, war nur für die Lectüre bestimmt. Von allen diesen Späteren ist Nichts mehr vorhanden. Dagegen haben wir aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. eine Sammlung von zehn Tragödien, welche dem **Seneca** zugeschrieben werden: welcher Seneca aber der Verfasser ist, läßt sich durchaus nicht mit Sicherheit bestimmen; sehr wahrscheinlich rühren nicht einmal alle von demselben Dichter her, obgleich sie in Behandlung der Gegenstände sehr viele Aehnlichkeit mit einander haben. Fast alle sind griechischen, zum Theil noch vorhandenen Stücken nachgebildet: sie sind aber durch recht starke und derbe Farbengebung des Nachahmers fast zu Parodien der Originale geworden. Die beste darunter ist wohl: „Die Trojanerinnen,"

worin die Schicksale der nach Eroberung der Stadt gefangenen Frauen sehr ergreifend dargestellt sind. Ein wahres Greuelstück ist Thyestes, wahrscheinlich einem nicht mehr vorhandenen griechischen Stücke nachgebildet. Im „Agamemnon" folgte der Dichter dem Aeschylos; im Oedipus, in den Phönicierinnen und Herkules am Orta dem Sophokles; in den beiden ersten den beiden Tragödien, welche „Oedipus" heißen; in dem letzten Stücke den „Trachinierinnen" des großen Dichters: — „der rasende Hercules, Medea, Hippolitus" sind den gleichnamigen Stücken des Euripides nachgedichtet. Die Octavia behandelt einen tragischen Stoff aus der Geschichte des Kaisers Nero: sie ist die schlechteste unter allen.

Ueber den gemeinschaftlichen Charakter aller dieser Stücke, welche gewissermaßen Vorläufer der modernen Greuel-Tragödien sind, habe ich mich in meinem Hellas und Rom, **II**, 759, ausführlich ausgesprochen; ich wiederhole hier aus meinem Urtheile folgende Stellen:

„Das Grundgebrechen aller ist, daß die sittliche Kraft und Würde der Poesie, welche vor Allem in Wahrheit und Tiefe der Empfindung, so wie in einer alle Schminke verschmähenden Idealität besteht, in diesen Tragödien wahrhaft mit Füßen getreten ist. Die Poesie ist zu einer deklamirenden, affectirten Kokette geworden, welche mit allen ihren Reizen ein gesundes Gemüth nicht bestechen kann. — Die Composition ist, wenn auch oft mit großem Verstande, doch überall nur auf frappirenden Effekt angelegt; — der Zusammenhang der einzelnen Scenen sehr locker: die Personen sind keine individuell gehaltenen Charaktere, sondern Figuren, welche gewisse Reflexionen und erheuchelte Gefühle auskramen, die in der Declamation sich gut ausnehmen, erschüttern oder rühren können; daher sind ihre oft ungebührlich ausgedehnten Reden voll erbaulicher und witziger Sentenzen. Die Handlung ist

gewürzt mit allem Gräßlichen, was die Phantasie nur ersinnen kann, um bis zum Haarsträuben zu imponiren. — Rache ist fast überall der tragische Hebel, und zwar jene bestialische Rache, die ohne die höhere Tendenz der Selbsterhaltung sich nur im Blutdurste gefällt. — Licht und Schatten sind daher wie weiße und schwarze Pinselstriche ohne Uebergänge auf die Leinwand hingemalt; ein Gemälde ist daraus nicht entstanden. — Um Effekt zu machen, sind eine Menge ungehöriger Dinge angebracht: breite Schilderungen und Erzählungen, wortreiche, gelehrte Vorträge über mythologische Gegenstände, prunkende Sittenlehren und sophistische Räsonnements. — Indessen finden sich der äußeren Schönheiten und Glanzpunkte so viele in diesen Tragödien, daß man den falschen Geschmack einer allem Idealen entfremdeten Zeit beklagen, das Talent des Dichters oft bewundern muß: man erkennt durchweg den gebildeten Redekünstler, der mit den Geheimnissen der Kunst, durch reichen Prunk und Schmuck zu glänzen, wohl vertraut ist: ein feiner, gebildeter Verstand, große Gewandtheit, reiche Farbengebung, eine gewisse Beharrlichkeit in Verfolgung des freilich nicht zu rühmenden Zweckes ist überall sichtbar, und selbst an einzelnen poetischen Zügen fehlt es nicht; aber sie ziehen wie Goldadern durch kahle Felsen."

Wir haben unser Urtheil mit einiger Ausführlichkeit zu begründen gesucht, weil auch bei uns jener falsche Geschmack, der nur zu oft diese Tragödien so hoch gestellt hat, noch nicht ganz verschwunden ist, und weil dieselben so ganz charakteristisch für die spätere poetische Literatur der Römer sind.

Die Komödie.

Die Komödie, welche ebenfalls von Livius Andronicus zuerst eingeführt wurde, hielt sich noch strenger als die Tragödie an die griechischen Vorbilder. Die ältere Attische

Komödie mit ihrer vorherrschend politischen und persönlichen Satyre eignete sich nicht für den Römer, der alles Politische mit einer gewissen Grandezza behandelte: dagegen sagten ihm die Verspottungen allgemein gehaltener Charaktere, die Intriguen im Kreise des Privatlebens und die Späße über Thorheiten, die sich so oft im Leben wiederholen, weit mehr zu. Daher brachten die Dichter nur Stücke aus der Sicilischen und der neueren Attischen Komödie in lateinischen Bearbeitungen auf die Bühne; da nun von jenen Originalen bekanntlich keines mehr vorhanden ist, so haben diese römischen Bearbeitungen den großen Werth für uns, daß wir jene daraus näher kennen lernen. Denn es sind uns nicht wenige Stücke von zwei der berühmtesten Komiker übrig geblieben: von Plautus und Terentius.

Die Komödien dieser Dichter gewähren uns die anschaulichste Vorstellung von dem häuslichen Leben der Griechen in den Zeiten kurz nach Alexander, wo das der Römer noch unendlich viel einfacher war. Man erstaunt darüber, wie sich überall in jenen Komödien, wenn auch auf indirecte Weise, eine völlige Theilnahmlosigkeit an dem politischen Leben zu erkennen giebt; auf einem Boden, wo noch kurz vorher Alles in dem öffentlichen Leben gleichsam aufging! Es ist ein völlig abgeschlossenes Philisterleben, das diese Leute, nur auf Genuß und täglich neuen Reiz bedacht, jetzt führen: in der Darstellung desselben steht diese römisch-griechische Komödie ganz auf demselben Standpunkte, wie unsere moderne: Lessing hat wenigstens für seine Zeit ganz recht, wenn er sagt, daß das Lustspiel nicht über Plautus hinausgegangen sei. Die häuslichen Verhältnisse jedoch, in welchen sich die alte Komödie bewegt, sind in vielen Stücken von den unsrigen verschieden: man muß dieß im Auge behalten, um die alten Komiker nicht falsch zu beurtheilen. Vor Allem hatte die Ehe nicht die Heiligkeit und Innigkeit, wie bei uns; — man

hatte eine außerordentlich große Menge von Sklaven und Sklavinnen; — alle Kriegsgefangenen, alle von den oft sehr mächtigen Seeräubern Aufgegriffenen wurden Sklaven; — das Aussetzen kleiner Kinder war nichts Seltenes; im glücklichsten Falle wurden auch diese Sklaven. Junge Sklavinnen waren dem Willen ihrer jungen und alten Herren ganz preisgegeben: waren ja doch die Sklaven überhaupt zum Dienen bestimmt! Einen eigenen Stand bilden die Leute, für welche man keinen deutschen Namen hat, — die nämlich, welche ganz junge Mädchen aufkauften, um von ihren Reizen einst großen Vortheil zu ziehen. Solche Mädchen wurden oft sehr sorgfältig gebildet; viele waren darunter, die sich durch Geist und Laune auszeichneten: Freigelassene oder auch Freigeborne, die in niederen Verhältnissen lebten, gaben sich in freier Wahl und ihres Vortheiles wegen der Liebe junger Männer hin; ohne Hoffnung, durch rechtmäßige Ehe mit Einem verbunden zu werden, suchten sie um so eifriger auch durch die Reize geistiger Vorzüge und schöner Künste Mehrere so lange als möglich zu fesseln.

Dieß Alles bewirkte, daß sich eine weit freiere und rücksichtslosere Sitte bildete, als die unsere ist: der Stand jener Mädchen war keineswegs ein verachteter, der Umgang mit ihnen brachte jungen Männern keine Schande; nur dem Ehemanne wurde, und zwar mit allem Rechte, Treue zur Pflicht gemacht. Daß indeß die Gewohnheit, aus welcher ein sich Verheirathender sich herauszureißen hatte, auch später noch auf eine der Ehe nicht vortheilhafte Weise nachwirkte, ist leicht begreiflich. Ebenso war es natürlich, daß die männlichen Sklaven, namentlich die jüngeren, sich gerne zu dienstbaren Helfern junger Herren in ihren Liebes-Abenteuern und Geldverlegenheiten hergaben: sie konnten dadurch am Leichtesten deren Gunst sich erwerben, ihre drückende Lage erleichtern, selbst zu sonst versagten Genüssen kommen; sie mußten

durch Schlauheit die ihnen fehlende persönliche Geltung ersetzen, und mochten eine eigenthümliche Befriedigung darin finden, durch verschmitzte Betrügereien sich für den Verlust ihrer Freiheit zu rächen. Daß es in solcher Zeit an hungrigen Müßiggängern, käuflichen Spaßmachern, großsprecherischen Kriegsleuten nicht mangelte; — daß endlich eine Art von Guerillakrieg genußsüchtiger junger Männer mit ihren haushälterischen Vätern eine alltägliche Erscheinung war; — daß aber auch die Alten nicht selten den Söhnen mit ermuthigendem Beispiel in lockern Streichen vorangingen; — das Alles bedarf keiner näheren Auseinandersetzung.

Darnach bestimmt sich denn der Kreis von Charakteren, der in diesen Komödien gewissermaßen stehend geworden ist. Es kehren immer wieder: alte Väter, welche bald poltern, und doch mit sich reden lassen oder überlistet werden, bald auch gutmüthig sich in die Launen der Söhne zu schicken wissen; — junge Männer, die sich in Mädchen verlieben und Alles daran setzen, Alles nämlich, was sie haben, um dieses Mädchen auf immer in ihre Arme zu bekommen; — da sie aber gewöhnlich nur Wenig oder Nichts haben, so muß ein durchtriebener Sklave, der in der Regel ihr Jugendfreund ist, seine Künste aufbieten, um den Papa oder den Kuppler oder andere ehrliche und nicht ehrliche Leute zu hintergehen: — Mädchen, welche die Liebe zu ihrem Berufe gemacht und von ihren Reizen leben oder ihre Herren ernähren müssen; sie sind theils ganz abgefeimte, wirklich verächtliche Buhldirnen, theils aber auch Geschöpfe, die trotz aller moralischer Verwahrlosung edleren und tiefern Gefühlen sich mit einer Energie hingeben können, die sie weit über den Druck der äußeren Entwürdigung erhebt, unter dem sie leben und leben müssen; — dazu kommen gutmüthige Ammen und Pflegemütter; — verächtliche, die liebenswürdigsten Geschöpfe nur als feile Waare behandelnde Kuppler; — Schmarotzer

und Speichellecker, welche Alles loben und Alles mit sich treiben lassen, wenn man sie nur füttert; — auch an gutmüthigen Tölpeln, an hinterlistigen Weibern, alten Sündern und andern dem Spotte wie von selbst sich darbietenden Charaktermasken fehlt es nicht.

Diese Gesellschaft nun, der wir in der Komödie begegnen, ist allerdings großentheils nicht die beste: allein sie war einmal so und nicht anders, und die Komiker mußten aus ihr ihre Motive nehmen, wenn sie überhaupt Lustspiele schreiben wollten. Dieß aber haben sie mit einer Virtuosität gethan, der wir, abgesehen von dem Boden selbst, auf dem sie sich bewegen, unsere Bewunderung nicht versagen können; denn sie zeigen eine außerordentliche Erfindungsgabe, indem sie unerschöpflich sind an immer neuen Variationen über die so einfachen Themata. Es verdient ferner besondere Anerkennung, daß sie häufig mit großer Humanität, mit einer Art von liebenswürdigem Spürsinne auch in den gefallenen oder von äußerem Drucke niedergebeugten Charakteren das menschlich Schöne und Edle aufzufinden, in helles Licht zu setzen und der edleren Gesinnung volle Anerkennung zu verschaffen wissen, während den wirklich nichtswürdigen Personen selten der verdiente Lohn ausbleibt. Obgleich wir nun bei dem Untergange aller griechischen Originalstücke nicht mit Sicherheit darüber urtheilen können, in welchem Maße die Römer Nachahmer sind, so können sie dieß doch nicht so sehr sein, da sie so gar oft mitten in die in griechischen Städten vorgehenden Handlungen eine Menge Anspielungen und Beziehungen aus dem römischen Leben einflechten, und nicht selten auf sehr komische, selbst kecke Weise. Wenn nun ferner diese nachbildenden Dichter in Prologen, Epilogen und andern Theilen ganz neue, wenn auch kleinere Parthien mit vielem Geiste und großer Gewandtheit dazu dichteten; — wenn ferner selbst spätere Kritiker sehr genau die Stücke

eines Dichters von denen eines andern unterscheiden konnten; — wenn es endlich erwiesen ist, daß die Komiker oft aus zwei griechischen Stücken Ein römisches zusammenschmolzen, so darf man wohl annehmen, daß Männer, die durch dieses Alles so viel Talent an den Tag legen, auch in andern Beziehungen nicht sklavische Nachahmer gewesen sein mögen. Auch verrathen die Namen, welche spätere Gelehrte den von ihnen angenommenen verschiedenen Classen von Lustspielen geben, daß viele derselben ganz auf römischem Boden in Sitten und Charakteren hinüber gespielt waren, wenn auch die Haupthandlung dieselbe blieb. Als eigenthümlich römische Zuthaten hat man zu betrachten das den Vortrag begleitende Flötenspiel, so wie das Einschieben besonderer Gesänge, bei welchen vor oder neben dem Sänger ein besonderer Gesticulator oder mimischer Tänzer stand.

Nachdem schon einige der als Tragiker oben genannten Dichter auch Komödien auf die Bühne gebracht hatten, trat ein höchst genialer Komiker auf, nemlich

M. Attius Plautus.

Er war aus Umbrien, und stand zur Zeit des zweiten punischen Krieges in der schönsten Blüthe seiner Wirksamkeit. Als Dichter und Schauspieler hatte er sich ein kleines Vermögen erworben; da er dieses aber in verunglückten Speculationen wieder eingebüßt hatte, so mußte er bei einem Bäcker sich an der Handmühle sein Brod verdienen. Dennoch setzte er das Dichten von Komödien fort, und kam dadurch bald wieder in eine bessere und freiere Lage. Schon zu des Augustus Zeiten gab es so viele Stücke, die ihm fälschlich zugeschrieben wurden, daß der gelehrte Varro die echten von den falschen auszuscheiden für nöthig hielt: die Anzahl der von ihm als allein echt anerkannten betrug aus 130 nur 21, von welchen 20 noch vorhanden sind.

Eine kurze Charakteristik des Plautus wollen wir weiter unten in Form eines Vergleiches zwischen ihm und dem von ihm schon bedeutend verschiedenen Terentius geben. Wir fassen hier nur noch seine Komödien selbst ins Auge.

Da fast alle Stücke sich im Wesentlichen in denselben Kreisen bewegen, so können wir uns mit einer ganz kurzen Angabe ihres Inhaltes begnügen.

Der Amphitryo ist eine äußerst komische und derb witzige Travestie der bekannten Sage von der Erzeugung und Geburt des Herkules. Der Vater desselben war Jupiter (Zeus): dieser zeugte ihn mit der Alcmene, welche er dadurch täuschte, daß er die Gestalt ihres Gemahles Amphitryo annahm. Die komischen Situationen werden durch die Fiktion herbeigeführt, daß der echte und der falsche Amphitryo zu gleicher Zeit die Alcmene besuchen. — Die äußerst lustige Komödie „der Goldtopf" dreht sich um die Angst eines alten Geizhalzes, mit welcher er einen versteckten goldgefüllten Topf bewacht. — Die Kriegsgefangenen sind weniger Lustspiel, als Schauspiel, und stellen die edle Aufopferung eines Sklaven dar, der mit Gefahr seines eigenen Lebens seinen Herrn aus der Gefangenschaft befreit. Dieses durch sittlich-ernste Haltung und Genialität der Composition höchst ausgezeichnete Stück, in welchem gar kein weiblicher Charakter auftritt, wird von Lessing „das vortrefflichste genannt, das jemals auf die Bühne gekommen." — Die mit großer Gewandtheit angelegte und durchgeführte Fabel des Curculio beruht darauf, daß ein Mädchen, als Kind geraubt, dadurch in Sklaverei gerathen und zum Dienste der Liebe herangezogen worden: ein Zufall führt sie mit ihren Verwandten wieder zusammen; sie wird als Freigeborene anerkannt, und nun die rechtmäßige Gattin ihres Geliebten. — In der mit der muthwilligsten Laune behandelten Casina erscheinen Vater und Sohn als Liebhaber eines und

desselben Mädchens. — Das Kästchen, in welchem ein Mädchen, das als kleines Kind von seiner Mutter ausgesetzt worden, die Hauptrolle spielt, ist mehr Skizze, als durchgeführtes Lustspiel. — Im Epidicus wird ein alter Herr von einem schlauen Sklaven um große Geldsummen geprellt, um dem jungen Herrn, dem er mit Leib und Seele ergeben ist, zum Besitze seiner Geliebten zu verhelfen. — Die beiden Bacchiden: ein vortreffliches Intriguenstück! Zwei Schwestern haben zwei junge Männer in ihre Netze gezogen und dadurch den Zorn der Väter erregt; diese wollen an den Verführerinnen Rache nehmen, werden aber selbst durch deren Reize bethört. Wie Jammerschade, daß an einen so armseligen Stoff ein so glänzendes Talent, wie dieses Lustspiel verräth, sich gleichsam wegwirft. — Einen höheren Werth hat die ebenfalls ausgezeichnete und mit dem heitersten Humor durchgeführte Komödie: „Das Hausgespenst:" Tranio, ein verschmitzter Sklave, weiß durch die keckſten Gaunerstreiche und durch eine eines besseren Schicksals würdige Geistesgegenwart alle Welt, selbst seinen Herrn, dem er sehr ergeben ist, nicht ausgenommen, zu betrügen, und am Ende doch noch straflos durchzukommen. — Die Zwillingsbrüder entwickeln mit dem köstlichsten Humor alle Verlegenheiten, welche durch das gesellige Zusammentreffen zweier seit frühester Jugend getrennter, sich wie ein Ei dem andern gleichsehender Brüder entstehen. Das Stück ist von Neueren mehrmals nachgeahmt worden. — Der Bramarbas giebt uns einen jener rohen Offiziere zum Besten, die, nachdem sie im Dienste irgend eines Königs sich durch erlaubte und unerlaubte Mittel bereichert hatten, sich zur Ruhe begaben und durch Prahlereien und Anmaßungen unausstehlich und lächerlich machten. Da diese Maulhelden mit nichts Besserem die Zeit hinzubringen wußten, als mit gemeinen Liebeshändeln, und dabei in dem Glauben an ihre Unwiderstehlichkeit mit

kecker Unverschämtheit überall zulangten, so konnte es nicht fehlen, daß sie oft auf das Ergötzlichste geprellt wurden, und dadurch der Komödie einen willkommenen Stoff darboten. Einen solchen führt Plautus in diesem Stücke auf meisterhafte und eben so geistreiche, als höchst belustigende Weise durch. — In dem Pseudolus spielt ein mit wahrhaft genialem Witze gezeichneter Sklave die Hauptrolle, indem er durch exemplarische Schlauheit seinem Herrn zu Geld und durch das Geld zu seiner Geliebten verhilft. Diese überaus heitere Komödie ist eine der vortrefflichsten, die wir haben, und Plautus selbst legte besonderen Werth auf dieselbe. — Der Carthager führt uns die Wiedervereinigung eines trostlosen Vaters mit seinen beiden Töchtern vor, welche ihm als Kinder von Seeräubern geraubt worden waren. Jener Vater ist ein Kaufmann aus Carthago, der in Einer Scene seine Landsprache spricht, weßhalb die auch als vortreffliches Intriguenstück ausgezeichnete Komödie das eigenthümliche Interesse für uns hat, daß sie die einzigen noch vorhandenen Reste der Carthagischen Sprache enthält. — Im Schiffbruch wird dargestellt, wie zwei Mädchen, die in unwürdige Sklaverei gerathen waren, durch einen Schiffbruch, den der Kuppler, welchem sie angehören, erleidet, aus den Händen desselben erlöst werden. Es möge hier eine von mir in Hellas und Rom II, S. 217 schon gemachte Bemerkung Platz finden: „Diese Komödie ist neben den vielen künstlerischen Vortrefflichkeiten vorzüglich durch die edle Humanität merkwürdig, welche auch durch die uns als unwürdig erscheinenden socialen Verhältnisse des Alterthumes überall durchbricht. Freilich Kuppler und der Entwürdigung bestimmte Mädchen! allein der Kuppler erscheint durchweg als verachteter Schuft, und die Mädchen sind niedergedrückte, aber nicht geknickte Blüthen, die im Arm der Liebe Zuflucht vor den Schlangenbissen der Schande suchen. Nur mit einer, dem Dichter selbst

gewiß nicht fremd gebliebenen Wehmuth kann man diese der Sklaverei verfallenen Wesen betrachten. Ueberhaupt aber leuchtet aus diesem ganzen Stücke eine tiefe, wenn ich so sagen darf, moderne Gemüthlichkeit und Wärme hervor: ein schönes Zeugniß auch für den sonst so wenig bekannten Diphilus, einem Dichter der neuen attischen Komödie, dem das Stück nachgedichtet ist." — Der Schatz, eine ganz vortreffliche, von Lessing in einem Stücke gleichen Namens nachgebildete Komödie, hat an der Freundestreue eines ehrlichen Alten, der mit großen Opfern einen ihm anvertrauten Schatz gegen alle Intriguen zu bewahren weiß, einen sittlich edlen Mittelpunkt: dabei ist die Haltung der Charaktere vortrefflich, die Handlung sehr lebendig und wechselnd und Alles mit dem reichsten Humor ausgestattet. — Der Grobian entwickelt die ganze Fülle von Gemeinheit, deren abgefeimte Buhlerinnen fähig sind: die in diesem Stücke Auftretende weiß alle von ihr umstrickten Liebhaber zu hintergehen; dieß widerfährt besonders einem reichen, aber tölpelhaften Gesellen vom Lande, woher das Stück seinen Namen hat. — Weniger bedeutend sind: „das Geld für den Esel", — „der Kaufmann„, — „der Perser", — „Stichus."

Zum Schlusse machen wir noch auf die vortreffliche Uebersetzung Plautinischer Stücke von G. S. Köpke aufmerksam.

P. Terentius.

Er war ein geborener Carthager, wurde als Knabe geraubt und an den Römer Terentius als Sklave verkauft. Dieser schenkte ihm später die Freiheit, und der Freigelassene nahm nun den Namen seines ehemaligen Herrn an. Sein großes Talent wurde durch sorgfältige Erziehung und Bildung auf das Glücklichste entwickelt, und er erwarb sich die Freundschaft der vornehmsten Römer; die des bekannten jüngeren Scipio, der später Carthago zerstörte, und des

Lälius in solchem Grade, daß man behauptete, beide haben bei seinen Komödien mitgeholfen. Er starb frühe, und zwar auf einer Reise in Griechenland: nur sechs Komödien haben wir von ihm; wahrscheinlich hat er auch nicht mehr geschrieben. Als eine Curiosität erwähnen wir noch, daß dem Titel jedes Stückes kurze Notizen über den Schauspieldirektor, die Musik ꝛc. beigefügt sind, welche nach der Ouvertüre dem Publikum vorgelesen wurden. — Die einzelnen Stücke sind, nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, folgende:

Das Mädchen von Andros, nach zwei Stücken des Menander. Diese äußerst anziehende Komödie führt uns einen jungen Athener Namens Pamphilus vor, der durch Nichts zu bewegen ist, eine ihm bestimmte Braut zu heirathen, weil er eine junge Sklavin liebt: es stellt sich aber heraus, daß diese, „das Mädchen von Andros,“ die freigeborne, als Kind geraubte, Tochter eines Atheners ist, und zwar gerade desselben Atheners, dessen älteste Tochter Pamphilus heirathen sollte. Nun ist die Sache bald zu aller Zufriedenheit in Ordnung zusammengebracht. — Die Schwiegermutter ist ein sehr gut angelegtes Stück, in welchem eine vortreffliche alte Frau, „die Schwiegermutter,“ in den falschen Verdacht kommt, daß sie ihre junge Schwiegertochter plage, weil diese durchaus nicht in ihrem Hause bleiben will. Es kommt aber an den Tag, daß diese deßwegen nicht bleiben will, weil sie, die eben erst Vermählte, ihre Entbindung nahe fühlt: sie war den Nachstellungen eines jungen Mannes erlegen, der, ohne sie zu kennen, sie an einem Feste entehrt hatte. Dieser junge Mann aber war kein anderer gewesen, als — ihr jetziger Ehemann; so kommen alle Verhältnisse wieder ins Reine. — In dem Selbstpeiniger wird ein überaus gutmüthiger und spießbürgerlich edler Alter geschildert, der sich selbst in Mühen und Entbehrungen aller Art abquält, weil er durch allzuheftige Vorwürfe seinen geliebten

Sohn veranlaßt hat, sich heimlich, man weiß nicht wohin? zu entfernen. Durch die Ränke eines Sklaven wird der Sohn wieder aufgefunden, der Alte leicht zum Nachgeben gebracht und der Friede wieder hergestellt. Der Charakter des Alten ist meisterhaft ausgeführt. — Phormio dreht sich um die Intrigue, daß ein reicher junger Mann ein ganz armes Mädchen in Abwesenheit seines Vaters heirathet, weil er es leidenschaftlich liebt. Dem Vater aber giebt er vor, daß er das Mädchen habe heirathen müssen, weil er ihr Vetter sei, und das Gesetz vorschreibe, daß der nächste Vetter ein verwais'tes Mädchen zur Frau nehmen müsse. Ein schlauer Parasit, der Vertraute des Sohnes, der ganz vortrefflich gezeichnet ist, weiß mit dem Alten die Sache ins Gleiche zu bringen. — Die Hauptintrigue des durch Composition und rasche Entwicklung ausgezeichneten Eunuchen dreht sich darum, daß ein junger Mann sich in einen schwarzen Eunuchen maskirt, um Eintritt in das Haus seiner Geliebten zu finden. Auch hier kommt es zu einer Heirath, da diese Geliebte als die freigeborene Tochter eines Atheners erkannt wird. — Die Brüder, die letzte und vollendetste Komödie des Dichters, schildert die verschiedenen Charaktere zweier schon betagten Brüder, welche darüber in Streit gerathen, daß der eine dem andern vorwirft, er verderbe ihm seinen, ihm zur Erziehung übergebenen älteren Sohn. Da aber an den Tag kommt, daß der jüngere, den der Vater selbst erzieht, noch viel schlimmere Streiche macht, als jener ältere, so versöhnen sie sich wieder. —

Dieß der Inhalt der Komödien des Terentius. Seine mit großer Kunst und nach einem regelrechten Plane angelegten Compositionen sind Stücken der neuen Attischen Komödie nachgebildet, und mit besonnenem Verstande durchgeführt; — Plautus dagegen ist weniger gemessen, weniger ebenmäßig in seinen Planen; sondern abschweifend, aber

auch ein Dichter von keckem Witze, und schon in der Anlage seiner Stücke genial und voll überströmenden Humors. Seine Charakterschilderungen sind derber, mehr im Carrikaturenstyle, wenn er komische Personen zeichnet, und von voller, gesunder Wärme und Frische, wenn er edlere Rollen durchzuführen hat: — seine Sprache ist überaus kräftig, körnig; zwar noch weit rauher, als die des Terentius, der schon den Uebergang zur eleganten Latinität späterer Zeit bildet, aber in ihrer Correctheit lange nicht von der komischen Wirkung ist, wie die von den reichsten Witzesadern durchzogene und durchglühte des Plautus. An diesem ist überhaupt Alles von größerer Naturfrische; sein Geist ist lebendig, übersprudelnd; die Gesetze, denen er folgt, sind nicht die eines Compendiums der Aesthetik, sondern die einer genialen, ächt poetischen Kraft, die ihre Gesetze in sich selbst trägt. Das Alles ist bei dem feinen, regelmäßigen, gemäßigten Terentius anders; er ist vorherrschend ein Mann des guten Geschmackes, und während Plautus ein Liebling der großen, das Derbe liebenden Masse war, war jener der Dichter des guten Tones, wie er den Gebildeteren mehr zusagt. Schon die Alten bezeichneten ihn als den Dichter der richtigen Mitte, erkannten aber auch die oben hervorgehobenen Mängel, weßhalb Julius Cäsar ihn einen „halben Menander" nennt. Plautus ist auch darin weit genialer, daß er den ergötzlichsten Effect durch das Einmischen von Zügen aus dem Römischen Leben zu machen weiß, demnach in der Ausführung freier verfuhr, als Terentius; dieß zeigt sich auch in den Versmaßen, die bei Plautus nicht so geglättet, aber, obgleich er um Prosodie sich weniger kümmert, sehr kunstvoll und von der schönsten Wirkung sind. —

Diesen beiden großen Dichtern folgten noch einige andere Komiker, welche ebenfalls sehr gerühmt werden, für uns aber verloren sind. Den **Cäcilius Statius** hielten manche

Grammatiker für den besten unter allen; er soll besonders durch die scenische Anordnung seiner Stücke sich ausgezeichnet haben. **L. Afranius** ist der originellste, indem er zuerst die griechischen Stoffe zu Darstellungen aus dem römischen Leben umbildete; in Kunst und Feinheit soll er dem Menander nahe gekommen sein. Er war es auch, der den Anfang damit machte, die früher erwähnten Atellanen zu einer Unterart des künstlichen Drama's zu erheben: sie wurden durch ihn kunstreich angelegte Possenspiele mit bestimmten Charaktermasken aus den niedern Ständen; noch jetzt leben sie fort in den burlesken Harlekinaden der Italiener. —

Noch spätere, unbedeutendere Dichter übergehen wir ganz: überhaupt aber verschwand auch die Komödie mehr und mehr von der Bühne, um derberen und mehr die Schaulust befriedigenden Possen Platz zu machen. Dieß waren hauptsächlich die Mimen, Darstellungen komischer Scenen aus dem Volksleben und in der Sprache des Volkes, welche von besonders lebhaftem Geberdenspiel begleitet waren. Erst zu des Julius Cäsar Zeiten wurden sie zu geregelten Dramen erhoben; dieß geschah besonders durch zwei ausgezeichnete Dichter: **Dec. Laberius** und **Publ. Syrus**. Von dem geistreichen und freimüthigen Laberius haben wir noch einen köstlichen Prolog, den er zu seiner Entschuldigung sprach, als er von Cäsar genöthigt wurde, selbst in einem seiner Mimen aufzutreten. Unter dem Namen des talentvollen Syrus hat sich eine Sammlung von Sentenzen erhalten, womit seine und anderer Dichter Stücke durchwürzt waren; die Sammlung wurde von einem Späteren angelegt, und in sehr später Zeit aus andern, ebenfalls untergegangenen Dichtwerken vermehrt.

Aber auch diese Mimen blühten nicht lange; sie arteten bald in Pantomimen aus, in welchen gar nicht gesprochen, um so mehr gemeiner und sittenloser Unfug getrieben wurde.

2. Didaktische Poesie.

Der erste noch erhaltene Dichter, der uns nach Terentius begegnet ist **Lucretius Carus**, der etwa 95 v. Chr. geboren wurde, von dessen Leben aber fast nichts Sicheres bekannt ist. Er erhob die schon vor ihm eingeführte Didaktische Poesie zu eigenthümlicher Gestaltung und römischer Färbung durch sein Gedicht: Von der Natur der Dinge. In den sechs Büchern dieses ausgezeichneten und großartigen Werkes entwickelt er die Lehren Epikurs, eines Philosophen, den wir in der Literatur der Griechen besprochen haben: und bei dem Verluste aller Werke desselben ist dieses Gedicht des Lucretius die Hauptquelle für die Kenntniß seiner Lehre. Diese läßt sich nach der Darstellung des Dichters in folgende Sätze zusammenfassen:

„Die Welt ist aus Grundstoffen, die von Ewigkeit her vorhanden waren, durch Zufall entstanden: die Götter haben dazu nicht mitgewirkt; sie sind die seligen Götter, die ganz außer der Welt stehen: sie würden ihre heitere, göttliche Ruhe nur stören, wenn sie um den Menschen sich bekümmern wollten. Eine Vorsehung, welche das Böse bestraft und das Gute belohnt, ist nicht vorhanden: die Seelen gehen nach dem Tode des Menschen wieder in den Grundstoff zurück, dem sie entstammen. Auf der Erde allein also lebt der Mensch, und hier bereitet nur er sich sein Schicksal. Die Ruhe des Herzens kann er sich nur sichern durch Stärke und Reinheit des Gemüthes und durch Losreißen von allem Vergänglichen und Nichtigen. Nur dieß macht ihn frei von dem zufälligen Wechsel aller Dinge."

Diesen Inhalt der Epikureischen Lehre hat Lucretius natürlich nicht in der logischen Ordnung wiedergegeben, wie wir ihn hier zusammenstellen, vielmehr mit meisterhafter Kunst zu einer Art von grandios poetischem Gemälde verarbeitet, durch Episoden belebt und durch die blühendsten Schilderungen der

Anschauung näher gebracht. Da, wo ihn die Entwicklung ganz abstracter, namentlich naturphilosophischer, Begriffe zu einer trockenen, ruhigen Darstellung nöthigt, beweis't er den größten Scharfsinn, der auch das Verwickelte zu hoher Klarheit entwickelt. In allen wirklich poetischen Partien glänzt er durch großen Bilderreichthum und Kraft der Phantasie: wo er das thörichte Treiben der Menschen schildert, steht ihm eben so ernster Spott, wie feine, lächelnde Satyre zu Gebote. Am höchsten aber steht er dadurch, daß er die moralischen Consequenzen des Systems, das den Menschen ganz auf sich und seine höhere persönliche Würde hinweis't, mit echt römischer Strenge geltend macht und überall als das Höchste den Muth des Mannes preis't, der ohne Furcht vor höheren Gewalten Alles nur sich selbst zu verdanken haben will. Ueberhaupt spricht sich in jedem Zuge des, oft auch harte und schroffe Seiten darbietenden Gedichtes eine Energie und eine wahrhaft heilige Gluth der Begeisterung aus, die den Lucretius über die meisten andern nach ihm auftretenden römischen Dichter, mit welchen wir uns noch zu beschäftigen haben, erhebt. In ihm concentrirt sich noch, gleichsam in verklärter poetischer Gestaltung, die ganze Manneskraft und Tapferkeit des echten Römers.

Die sich an Lucretius zunächst anschließenden didaktischen Dichter standen weit unter ihm: ihre Werke, die eines **Cicero**, **Aemilius Macer**, **Julius Cäsar**, **Germanicus** sind untergegangen. Die aus der Zeit des Augustus noch vorhandenen: „Ueber die Jagd von **Gratius Faliscus**, und —: „Von der Astronomie" von dem gelehrten, sonst aber nicht bekannten **Manilius** sind von geringerer Bedeutung.

Eine um so erfreulichere Erscheinung auf diesem Felde ist des liebenswürdigen **Virgilius** Lehrgedicht „Vom Landbaue." Er soll dasselbe im Auftrage des bekannten

Mäcenas geschrieben haben, der den Römern wieder Freude an den einst so hochgeehrten Beschäftigungen des Landbaues einzuflößen und den Sinn für edleres Familienleben in ihnen durch poetische Schilderungen neu zu beleben wünschte. Wenn irgend ein Dichter dazu geschaffen war, diese Aufgabe zu lösen, so war es Virgil: und er hat sie gelös't in meisterhafter Weise. Im ersten Buche handelt er vom Ackerbau; im zweiten von der Pflege der Bäume und der Reben; im dritten von der Viehzucht; im letzten von der Bienenzucht. Er bewährt überall eine sehr gründliche Kenntniß des Gegenstandes; er selbst hatte seine glücklichsten Tage auf dem Lande und inmitten ländlicher Beschäftigungen verlebt; die wehmüthige Erinnerung daran war ihm in den glanzvollsten Tagen späterer Jahre ungeschwächt geblieben. Daher rührt denn die wahrhaft ergreifende Wärme und Innigkeit, die seine ganze Darstellung, auch die der geringfügigsten Dinge, belebt: die trockene Belehrung wird unter seinen Händen zur gemüthlichsten Lobrede. Dem bei ihm hervorstechenden Talente, die anmuthigsten Schilderungen engbegränzter Verhältnisse zu entwerfen, und mit allen Blüthen seiner bilderreichen Phantasie zu durchweben, war hier das schönste Feld eröffnet. Wir halten daher dieses didaktische Gedicht, auch abgesehen von seiner Wichtigkeit in antiquarischer Beziehung, für das Beste, was Virgil hinterlassen, weil er hier in einem Kreise sich bewegt, den er ganz auszufüllen im Stande war, und wo er am Meisten sein glänzendes Talent für das Rhetorisch-Poetische entfalten konnte. — Wir werden von seiner Person und seinem Charakter im Allgemeinen weiter unten zu sprechen haben.

Von dem beweglichen und vielseitigen **Ovidius** gehören folgende Gedichte in dieses Gebiet:

„Die Kunst zu lieben." In drei Büchern lehrt und schildert er die Künste, durch welche zwischen jungen,

nicht auf ewige Treue speculirenden Mädchen und genußsüchtigen jungen Männern Liebesverhältnisse angeknüpft und befestigt werden können. Der Dichter entwickelt hier einen außerordentlichen Reichthum von Lebenserfahrungen, eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens und ein oft bewundernswürdiges Talent für reizende Schilderungen des Ueppigen und Sinnlichen: zugleich bewährt er sich als einen Virtuosen des Versbaues, und weiß überhaupt das in andern Händen durch ungeschickte Behandlung Widerwillen Erregende mit verführerischem Reize zu umkleiden. Aber darin liegt auch zugleich ein großer Vorwurf gegen ihn. Denn löſ't man die blendenden, mit der größten Kunst aufgetragenen Farben ab, so erblickt man die gemeinste Libertinage, und muß für einen Dichter erröthen, der so viel Talent an einen am Ende doch gemeinen Gegenstand verschwendet hat. Er mochte dieß selbst fühlen, und suchte den üblen Eindruck, den sein blendendes Gedicht bei den Besseren hervorgebracht hatte, wieder zu schwächen durch eine Art von Gegengift:

„Heilmittel der Liebe," — ein kürzeres Gedicht, in welchem er, ebenfalls mit großer Gewandtheit, doch nicht so mit natürlicher Wärme, eine Reihe von Mitteln angibt, durch welche junge Leute die Anfechtungen der Liebe überwinden können.

Schönheitsmittel, ein Toiletten-Büchlein für gefallsüchtige Mädchen, ist unbedeutender. Weit wichtiger und zugleich würdiger gehalten ist sein:

Festkalender. In diesem kunstvollen und mit dem reifsten Geschmacke durchgeführten Gedichte schildert er die verschiedenen Feste, die alten Mythen, welchen dieselben ihre Entstehung verdankten, und die Feierlichkeiten, unter welchen sie begangen wurden. Für die Kenntniß der altlatinischen Mythologie und den nationalen Cultus der Römer ist das Gedicht äußerst bedeutend, zugleich auch durch die dem Gegenstande vollkommen angemessene, durchweg blühende und

phantasiereiche, dabei aber, was bei Ovid sonst weit weniger der Fall ist, doch gemessene und ernst gehaltene poetische Durchführung sehr werthvoll. Es ist daher sehr zu bedauern, daß er von dem Ganzen, das er nach der Zahl der Monate auf zwölf Bücher angelegt hatte, nur sechs vollendete: es hatte ihn während der begonnenen Durchführung die, unten näher zu besprechende, Verbannung getroffen, die ihn so gänzlich niederbeugte, daß ihm der mit unverkennbarer Liebe angefaßte Gegenstand verleidete.

Nach Ovid wurden noch viele didaktische Gedichte geschrieben: die meisten sind untergegangen, und von den vorhandenen erhebt sich keines über das Mittelmäßige. Wir besitzen noch folgende:

Von **Lucilius Junior** „der Aetna," interessant in naturhistorischer Beziehung. — Eine „Verslehre" von **Terentianus Maurus**, worin mit großer Gewandtheit das Eigenthümliche eines jeden Versmaßes in dem Versmaße selbst geschildert wird. — **Serenus Samonicus** schrieb ein mit Aberglauben durchwebtes Gedicht „Von der Heilkunde." — Von **Nemesianus**, der über allerlei Gegenstände dichtete, ist noch ein Fragment aus dem Lehrgedicht „Von der Jagd" vorhanden. — Eine edle Gesinnung spricht sich in wohlklingenden Versen aus in dem kleinen poetischen Sittenbüchlein „Cato oder Sittenlehre," das einem gewissen **Dionysius** zugeschrieben wird. — Geographische Lehrgedichte schrieben: **Festus Avienus** und **Rutilius Rumatianus**: — sehr widerliche, wenn auch elegante und in glatten Versen geschriebene Panegyriken, „Lobgedichte," natürlich auf vornehme Personen, die sehr spät lebenden, ebenfalls vornehmen Dichter: **Claudianus**, **Merobaudes**, **Cresconius**, **Ausonius** u. A.

Auch die Aesopische Fabel fand einige, nicht unglückliche Bearbeiter. Der früheste und beste ist **Phädrus**,

ein von Augustus freigelassener Sklave, der, obgleich er ein talentvoller und zierlicher Dichter ist, doch von keinem seiner Zeitgenossen erwähnt wird. In seinen fünf Büchern Aesopischer Fabeln erscheint er als ein correcter Dichter und ehrenwerther Mann, dem es nicht an edlen Motiven, wohl aber an höherem Geiste gebricht. Das sechste Buch seiner Fabeln ist unecht. Weit später lebte **Avianus**, von dem wir 42 Fabeln haben, unter welchen manche gute sich befinden. — Die in Prosa geschriebenen Fabeln eines gewissen **Romulus** sind ein Machwerk späterer Zeit.

3. Lyrische Poesie.

Mit Lucretius gleichzeitig lebte:

Valerius Catullus: beide sind die einzigen Dichter, welche uns, außer den dramatischen, aus der republikanischen Zeit noch übrig sind; beide haben noch, wenn auch Nacheiferer griechischer Poesie, das antik römische Gepräge der Kraft und der Originalität. Catullus war in Verona geboren, und ist, so wie Lucretius, in seinen besten Jahren gestorben. Als lyrischer Dichter — denn von seinen Elegien werden wir später reden — ist Catull von großer Wichtigkeit und in manchen Beziehungen seinem weit berühmteren Kunstgenossen Horatius vorzuziehen. Bis auf Catull hatten die Römer gar keine kunstmäßige Lyrik; die des Horatius ist schon ganz in dem Charakter der Griechischen aufgegangen, und nach Horatius sinkt sie plötzlich sehr tief. So steht Catullus da als der einzige eigentlich Römische Lyriker, und schon die Originalität, mit welcher er dieses ist, macht ihn zu einer sehr merkwürdigen Erscheinung; seine Originalität ist aber zugleich auch eine sehr liebenswürdige. Seine lyrischen Gedichte sind meist kleine Lieder oder epigrammatisch zugespitzte und zierlich abgerundete Gedichte, zum Theil in sehr kunstvoller Form. Verschiedenartig ist ihr Inhalt; bald

sind es Liebeständeleien von reizender Naivität, wie wir sie bei keinem römischen Dichter wiederfinden, bald ernster gehaltene Liebeslieder, bald derbe und oft äußerst scharfe Spottgedichte, denen er eben so einen feinen Humor einzuhauchen versteht, wie eine tief einschneidende Bitterkeit; immer aber in schöner, entweder kräftig gedrungener oder geistreich spielender Form: manche sind auch wirkliche Epigramme. In vielen geht er, das Sinnliche ganz unverhüllt schildernd, allerdings weit über die Gränzen hinaus, welche der Anstand den Dichtern neuerer Zeit vorschreibt; allein wir müssen ihn, wie jeden antiken Dichter, nach dem Standpunkte der Alten und ihren Ansichten vom Schicklichen beurtheilen: Catull selbst spricht diese dahin aus: „der Dichter müsse keusch und züchtig sein; von den Versen aber sei dies nicht zu verlangen." Wir müssen noch hervorheben einige größere Gedichte: „Die Hochzeit der Thetis," welches den episch-lyrischen beizuzählen ist, und auf die anmuthigste Weise die durch die Anwesenheit der Götter verherrlichte Hochzeit der Eltern des berühmten Achilles schildert; von der größten Vortrefflichkeit ist der eingeflochtene Gesang der Parcen, worin sie die Schicksale des noch zu erwartenden Sohnes weissagen: — „Hochzeitgedicht," ein herrlicher Wechselgesang, von Jünglingen und Jungfrauen beim Eintritt der Braut in das Haus des Bräutigams gesungen: „Brautlied der Julia und des Manlius," gesungen während der Heimführung der Braut; ein überaus schönes und kunstvoll durchgeführtes Lied. — Atys, die Geschichte eines Priesters der Cybele, der dem fanatischen Cultus dieser Göttin gemäß sich selbst entmannte.

Unter der Herrschaft des Augustus blühte der berühmte:

Horatius Flaccus; der lyrischen Poesie gehören an seine Epoden und die Oden. Diese letzteren haben ihn am berühmtesten gemacht, und doch können wir gerade

diesen nicht den Preis vor allen seinen übrigen Dichtungen zuerkennen, obgleich er selbst gerade in ihnen ein „Denkmal, ewig dauernd, wie Erz“ erblickte. In Bezug auf die Form und die Ausführung überhaupt hat allerdings die römische Poesie keine vollendeteren Gedichte; in dieser Beziehung stehen die Oden einzig und unübertroffen in derselben da: der blühendste Schwung der Diction, eine außerordentliche Eleganz und Glätte, der reinste und kunstvollste Versbau, so wie eine durch Nichts gestörte Correctheit und Anmuth der Sprache; — das Alles ist um so mehr zu bewundern, da er in allen diesen Stücken recht eigentlich sich Bahn brach. Auch die Composition der Oden ist eine sehr wohl berechnete, mit klarer Besonnenheit durchgeführte, so daß sie kleinen mit dem größten Fleiße gemeißelten und geglätteten Statuen zu vergleichen sind. Das Alles sind Vorzüge, die ihm den Ruhm, ein im höchsten Grade ausgezeichneter lyrischer Virtuose zu sein, sichern: damit ist aber auch das Lob fast erschöpft, und seine Einseitigkeit wenigstens hinlänglich angedeutet.

Ein begeisterter, aus innerem Drange, gleichsam durch einen höheren Genius getriebener Lyriker war Horatius nicht: es ist bei ihm Alles Absicht und Berechnung. Eine edle, auch in beschränktem Sinne patriotische Gesinnung, wahrhafte Humanität und selbst eine gewisse Wärme des Gefühles dürfen wir ihm keineswegs absprechen, und nicht verkennen, daß diese auch in den Oden sich vielfältig und öfters in ergreifender Weise zu erkennen geben: allein jene Absichtlichkeit dämpft gewissermaßen dieselben mit seltenen Ausnahmen so sehr, daß sie nicht zu poetischen, bilderreichen Offenbarungen sich gestalten, sondern sich nur in eine mit allem Glanze äußeren Schmuckes umflossene spiegelglatte Form hüllen und dadurch den größten Theil ihrer Wirkung verlieren. Die vorherrschende Absicht aber bei Horaz war, die Griechischen Lyriker nachzuahmen, ihre plastische Vollendung zu

erreichen und dadurch der römischen Literatur neuen Ruhm und neuen Glanz zu verleihen. Diese Absicht hat er auch in so hohem Grade erreicht, daß er, so viel wir es beurtheilen können, seinen griechischen Mustern in allen äußeren Schönheiten nicht nachsteht, wodurch er sich um Sprache und Literatur ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Allein er ist eben doch vorzugsweise nur Nachahmer und steht daher als lyrischer Dichter weit unter den von Begeisterung und Schöpferkraft durchglühten Griechen. Seine Gedichte sind größtentheils Mosaikarbeit, in welcher die kleinen Fugen zierlich verwischt, und die Armuth an Ideen künstlich verdeckt ist. Denn auch dieß ist eine mangelhafte Seite seiner Oden, daß uns, wenn wir den kunstvollen Schmuck gleichsam abgestreift haben, nur allzu oft triviale Gedanken entgegen treten, statt inhaltschwerer Ideen oder tiefpoetischer Anschauungen, welche doch wohl hauptsächlich den Lyriker zum Dichter machen.

Horatius hat mit unendlicher Mühe an seinen Oden gefeilt, und erst im 33sten Jahre trat er nach jahrelangen Vorstudien, die allerdings seinem Geschmacke eine hohe Vollendung gaben, als lyrischer Dichter auf, nachdem er schon durch andere Dichtungen sich hohen Ruhm erworben hatte. Er sammelte dieselben später, ordnete sie in drei Bücher, und widmete sie seinem Gönner Mäcenas. Noch in späteren Jahren fügte er den prachtvollen Säculargesang, einen Chorgesang zur Feier des hundertjährigen großen Sühnfestes der Römer, hinzu. Da er aber, besonders veranlaßt durch den dringenden Wunsch des Augustus, der berühmteste Lyriker der Römer möge die Verdienste und Thaten des Herrschers durch Gesänge verherrlichen, nach und nach noch mehrere Oden dichtete, die sich durch sehr kunstreiche, reichgegliederte Composition auszeichnen, so gab er diese noch in späterer Zeit als viertes Buch heraus.

Noch vor den Oden schrieb er die sogenannten Epoden,

eine Gattung lyrischer Gedichte, in welchen auf einen längeren Vers, gewöhnlich von Jambischem Maße, immer ein kürzerer folgte. Horatius ahmte darin den Erfinder derselben, den Archilochos, nach, dem er auch dadurch sich anschloß, daß den Inhalt meist persönliche, oft sehr scharfe, Satyre bildet. Sie sind von ungleichem Werthe; am besten die, welche in einfacher Weise eine gemüthlich scherzende Ironie enthalten. —

Sehr bedeutungslos und inhaltleer wurde bald nach Horatius die lyrische Poesie, besonders darum, weil sie, als künstliche Treibhauspflanze, nie eigentlich Wurzeln in dem Boden der Volksliteratur getrieben hatte. Ganz oder bis auf geringe Bruchstücke verloren sind die Gesänge von: **Lävius**, der die Liebeständeleien des Catullus nachahmte; — **Cäsius Bassus**, den Quinctilian sehr lobt; — **Septimius Severus**, zur Zeit Vespasians; — und mehrere Andere. — Einige Gedichte haben sich noch erhalten, so, um nur die etwas besseren zu nennen: **Papinius Statius**; seine Sammlung „Wälder" enthält künstliche, aber meist ganz kalte Gedichte; — Oden von **Vestritius**; — figurirte Gedichte von **Optatianus**; — kleine, zum Theil recht artige Lieder von dem unten zu nennenden **Ausonius**; — endlich ein von großem Talente zeugender Chorgesang eines unbekannten Dichters: „Die Nachtfeier der Venus", der am Vorabende des Festes von einem Jungfrauen-Chore gesungen wurde.

4. Epische Poesie.

Nachdem auch in diesem Zweige der Poesie die Römer eine Zeitlang nur Nachahmer griechischer Muster, vorzugsweise alexandrinischer Dichter, gewesen waren, gingen sie dennoch bald zu selbstständiger Bearbeitung freigewählter Stoffe über, wie dieß zuerst von **Ennius** geschah in sei-

nen „Jahrbüchern." Von den vielen Epikern, welche ihm bis in das Zeitalter des Augustus hinein folgten, hat sich außer der berühmten Aeneide des Virgilius fast Nichts erhalten. Gerühmt werden, um nur einige in chronologischer Folge zu nennen, besonders folgende: **Helvius Cinna**; — ganz vorzüglich **Terentius Varro**; — ebenfalls **Luc. Varius**, Freund des Horatius und des Virgil; — **Valgius Rufus**; — **C. Rabirius**, der dem Virgil nahe gestellt wird. Dagegen erfuhren bitteren Tadel: **Furius Bibaculus**; — der berühmte Redner **Cicero**; — **Bävius**, **Märius**, — **Attius Labro** u. A.

Weitaus den glänzendsten Ruhm erwarb sich: **Virgilius** durch seine Aeneide in 12 Büchern. Der Inhalt derselben ist kurz folgender:

Aeneas, der von Troja sich flüchtete, wird Jahrelang verfolgt von Juno, welche weiß, daß er in Latium Stammvater der Römer werden soll, die einst ihr geliebtes Carthago zerstören werden: nach vielfältigen Irrfahrten landet er bei dieser Stadt und wird von Dido, der Gründerin derselben, freundlich aufgenommen; diese verliebt sich in ihn, und wünscht ihn auf immer zu fesseln. Aeneas erzählt ihr ausführlich alle seine Schicksale und hat große Lust, ihrem Wunsche nachzugeben: die Götter aber, welche ihn der Küste Latiums dem Schicksalswillen gemäß zuführen wollen, befehlen ihm, Dido zu verlassen. Diese nimmt sich, unfähig, die Trennung von dem Geliebten zu ertragen, selbst das Leben: Aeneas aber, nachdem er noch auf Sicilien großes Ungemach erfahren, landet endlich an der Küste von Campanien; die berühmte Seherin, die Cumäische Sibylle, befiehlt ihm, um den Goldzweig, der allein ihn retten könne, zu holen, in die Unterwelt hinabzusteigen: er reist ab, erreicht glücklich seinen Zweck, und segelt nun nach Latium.

Sehr zuvorkommend empfängt ihn der König Latinus

und verspricht ihm seine Tochter Lavinia zur Frau, und damit zugleich die Nachfolge in der Herrschaft. Aus allen Kräften sucht dies die eifersüchtige Juno zu verhindern; sie entflammt den Rutuler-Fürsten Turnus, dem schon vorher Lavinia versprochen worden war, zum Kriege gegen die Latiner, um die ihm drohende Zurücksetzung zu verhüten. Der Krieg beginnt mit aller Wuth, und Aeneas, um dessen Zukunft es sich handelt, rüstet sich, unter dem Beistande seiner göttlichen Mutter, der Venus, auf das Eifrigste, und eilt den Latinern zu Hülfe. Sein Lager wird von Turnus bestürmt, während er selbst abwesend ist: Turnus erobert es, der rückkehrende Aeneas aber entreißt es ihm nach furchtbarem Kampfe wieder, und zieht nun zu offener Feldschlacht gegen Turnus und die mit ihm verbündeten Latiner: in der blutigen Schlacht fällt auch die Heldenjungfrau Camilla, die dem Turnus zu Hülfe gezogen. Am folgenden Tage tritt vorzüglich Aeneas hervor; im Zweikampfe tödtet er den Turnus, und da auch Juno nun, dem Götterwillen sich fügend, den Aeneas nicht weiter verfolgt, so wird nach tausendfältigen Hindernissen dieser der unbestrittene Erbe der latinischen Königswürde.

Wir werden dem Dichter sehr bald doch einmal auf einem andern, dem Epos verwandten Felde begegnen.

Von **Ovidius** gehört hieher: „Verwandlungen" in 15 Büchern. In diesem, durch große Schönheiten ausgezeichneten Gedichte erzählt er in einer, freilich sehr locker gefügten chronologischen Folge, die mit dem Chaos beginnt und mit Julius Cäsar endet, 246 Sagen, welche sämmtlich mit einer Verwandlung schließen. Wie sehr ihm das Talent zu großartigen Compositionen mangelt, hat er deutlich genug hier bewiesen; wie üppig wuchernd, man kann sagen, ausschweifend seine Phantasie ist, zeigt sich gerade in den am feurigsten angegriffenen und durchgeführten Schilderungen. Durch

dieses Wuchernde und Ueberströmende hat er oft das Beste, die erschütterndsten, wie die lieblichsten Gemälde geradezu verdorben. Dagegen hat er wohl nirgends sein rhetorisches Talent so glänzend entfaltet: mit bewundernswerther Gewandtheit weiß er das Verschiedenartigste an einander zu fügen; mit unerschöpflicher Kunstfertigkeit die ewig wiederkehrenden Verwandlungen in immer neue Formen einzukleiden, durch immer neue Färbungen reizend zu machen. Insbesondere aber bewährt er eine Meisterschaft in Schilderung der Leidenschaften und in lebendigen, frischen Charakterzeichnungen, wie wir sie bei keinem andern römischen Dichter wieder finden, und wodurch er wahrhaft hinzureißen versteht. Auch beweis't er, daß er ernste und selbst gelehrte Studien für dieses Gedicht, dem er einen großen Werth beilegte, gemacht hat.

Ueber den Gegenstand, die Verwandlungen nämlich, möge hier eine Bemerkung Platz finden, die ich bereits in Hellas und Rom, Abth. II., S. 689 gemacht habe. — „Die Mythologie der Alten, besonders der Griechen, ist überaus reich an Sagen, in welchen die Verwandlung eines Menschen in einen unbeseelten Naturkörper, in Stein, Pflanze, Thier ꝛc. erzählt wird: Veranlassung dazu boten historische oder naturhistorische Ereignisse; ihr tieferer Grund aber liegt in einem tiefen Naturgefühle, dem gemäß der Mensch sich nicht in abstracter Isolirung der übrigen Natur gegenüber stellen konnte; er erblickte in ihr nur befreundete Wesen; Brüder und Schwestern, die Seele und Herz haben, wie er, aber nur in stummer Sprache zu ihm reden können; Thiere und Pflanzen sind erstarrte Menschen; sie sind einst Menschen gewesen; allein Schreck, Schmerz, Sehnsucht und Leidenschaften aller Art haben sie verwandelt. — Noch in ihrer Verwandlung leben die menschlichen Gefühle in ihnen; aber diese sind nun ihre alleinige Wesenheit, und

in dieser Einheit des Wesens ist die Leidenschaft zur Ruhe, zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden, und darum hören die Qualen derselben auf. Echo ist nur Stimme, Philomele nur Klage, Arachne nur Fleiß. Der seiner Freiheit beraubte, erstarrte Mensch ist in den Schooß der ewig gleichmäßigen, in heiterer Ruhe waltenden Natur zurückgekehrt." —

In dem ersten Jahrhunderte n. Chr. traten mehrere Epiker auf, deren Werke noch vorhanden sind: sie waren sämmtlich Nachahmer Virgils, stehen aber schon weit hinter diesem zurück.

M. Annäus Lucanus, ein edler junger Mann, Neffe und Schüler des Stoikers Seneca, fiel als ein Opfer der Grausamkeit des elenden Nero, der auf dessen dichterischen Ruhm eifersüchtig war. In seiner Pharsalia besang er in kräftig wohlklingenden Versen und mit vieler Kunst im Einzelnen, aber ohne besonderes höheres Talent für epische Composition, den bekannten Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus. Sehr ehrenwerth ist dagegen die für seine Zeit gefährliche Freimüthigkeit und Liebe zur Freiheit, die er wenigstens in dem letzten der 10 Bücher bewährt.

C. Valerius Flaccus, dichtete ohne Originalität und ganz als Nachahmer des früher besprochenen Apollonius eine Argonautenfahrt in 8 Büchern. In der Ausführung schloß er sich allzueng an die Manier Virgils an, und ist überhaupt nur ein mittelmäßiger Dichter.

Silius Italicus, ein sehr gebildeter Staatsmann, der zu hohen Staatsämtern gelangte, ist ein höchst prosaischer Dichter: denn sein Epos „der Punische Krieg," dessen Gegenstand der zweite Krieg dieses Namens ist, ist nur eine versificirte, durch 17 Bücher durchgesponnene Erzählung.

Papinius Statius, der unter Domitian die wenig ehrenvolle Rolle eines feilen Schmeichlers spielte, war ein

höchst gelehrter und talentvoller Mann, besonders als Improvisator ausgezeichnet; dabei aber ganz dem falschen Geschmack seiner Zeit verfallen und ohne eigentliche poetische Weihe. Sein Epos „Thebais," worin er den Krieg zwischen Oedipus' Söhnen, Polyneikes und Eteokles, besingt, ist mehr gelehrt und gespreizt, als poetisch: in einzelnen Schilderungen glänzt sein rhetorisches Talent. Besser sind seine kleinen Gedichte in der schon oben angeführten Sammlung „Wälder."

Im vierten Jahrhunderte lebte **Claudius Claudianus**, der unter Stilicho die ersten Staatsämter bekleidete, und sich in den vornehmsten Kreisen bewegte. Er war ein sehr talentvoller und durch gründliches Studium der Griechen fein gebildeter Mann; dennoch war er kein großer Dichter. In den vielen Gedichten, die er hinterlassen, glänzt sein ausgezeichnetes Talent in mehrfacher Weise: die außerordentliche Gewandtheit und Leichtigkeit, die er besaß, und in einzelnen Schilderungen bewährte, machen ihn allerdings zu dem besten Dichter des Jahrhunderts: allein er nahm sich keine Zeit zu tüchtigen Compositionen, verliert sich nur zu oft in unpoetische Affectation und flößt als feiler Höfling keine Achtung für seinen Charakter ein. Die meisten seiner zahlreichen Gedichte, z. B. „Proserpina," „die Gigantenschlacht" — „der Getische Krieg" (des Stilicho mit den Westgothen) gehören der epischen Gattung an. — Doch schrieb er auch viel Lyrisches, und nicht zu seiner Ehre Lobgedichte und Schmähgedichte, die eben so lächerlich als verächtlich durch ihre Uebertreibungen sind.

Der Auszug aus der Iliade eines gewissen **Pindarus** ist nicht ohne Werth.

5. Die Idylle.

Virgilius war es, der diese Dichtungsart zuerst den

Griechen, namentlich dem Theokritus, hinter dem er weit zurückbleibt, nachbildete. Seine Hirten sind rein affectirte, naiv thuende Personen; sie gleichen vornehmen Herren, die, um eine pikante Abwechselung zu gewinnen, sich einmal in den Hirtenrock geworfen haben, und nun ihre Freude an der Natur in sentimentalen Redensarten, und ihre Reflexionen in philosophischen Phrasen auskramen: man erkennt in diesen sehr bald die eigenen Herzensergießungen des Dichters selbst, wodurch alle dramatisch idyllische Illusion um so mehr verloren geht, weil diese Hirten auch in dem Gebiete der Politik sich ergehen. Dabei aber glänzt er allerdings auch hier durch viele einzelne Schönheiten; in einer sehr blühenden Sprache giebt sich die innigste Wärme der Empfindung und die edelste Gesinnung kund; Schilderungen der reizendsten Art begegnen uns, und man müßte die Gedichte vortrefflich nennen, wenn ihnen nicht eine Hauptsache — die Natur fehlte. Dieß Alles erklärt gar wohl, daß der junge Virgil außerordentlichen Beifall, besonders in der vornehmen Welt erntete, als er mit diesen 10 Idyllen hervortrat: eine allzu große Verehrung allerhöchster Personen wollen wir dem weichen, damals sehr gedrückten Dichter nicht allzuhoch anrechnen. So suchte er in dem Gedichte „Pollio" auf sehr feine Weise und in den wohlklingendsten Versen die Gunst dieses damals so mächtigen Staatsmannes sich zu erwerben. Die Zauberin, vielleicht das beste unter allen, schildert die Zauberei, durch welche eine verlassene Geliebte die verlorene Neigung des Geliebten wieder zu gewinnen sucht.

In späterer Zeit fand Virgil auch in der Idylle Nachahmer, von welchen wir zwei zu erwähnen haben.

Calpurnius Siculus, dessen 11 Idyllen nicht ohne Schönheiten sind, sich aber noch weit mehr, wie die des Virgil, von dem wahren, naiven Charakter der Idylle entfernen.

Decimus Ausonius, der in naher Verbindung mit mehreren Kaiserfamilien des vierten Jahrhunderts stand, war ein Mann von sehr schönem Talente und großen Kenntnissen, aber bei allen Vorzügen, die auch seine Gedichte haben, recht eigentlich verdorben durch die Hofluft, und servil bis zur Nachgiebigkeit gegen die gemeinste, zur Mode gewordene, Frivolität der Vornehmen: er konnte aus abgerissenen Versen Virgils ein von Zoten strotzendes Hochzeitsgedicht schreiben, weil es allerhöchsten Ortes gewünscht wurde! So wegwerfen mochten sich die begabtesten Männer, zu denen Ausonius gehörte! Unter seinen vielen Gedichten sind die 20 Idyllen weitaus das Beste. Die Mosella, eine poetische Schilderung des Mosel-Thales ist voll schöner Einzelnheiten, daß man den Mann, der so manches Treffliche hätte leisten können, nur bedauern kann. Seine artigen lyrischen Gedichte haben wir schon oben erwähnt.

6. Die Satire.

Die Satire ist eine der wenigen Kunstgattungen, in welchen die Römer fast ganz auf eigenen Füßen stehen: begabte Dichter knüpften in derselben an die alten Volkspoesien an, welche unter diesem Namen schon lange bei den Römern einheimisch gewesen waren, streiften die dramatische Form fast ganz ab, und schufen daraus mehr erzählende Verspottungen lächerlicher oder ärgerlicher Gebrechen der Gesellschaft. Schon **Ennius** schrieb Gedichte dieser Art: eine eigentliche Kunstform aber erhielten sie erst durch den genialen

Lucilius, einen sehr geachteten römischen Ritter, der um 100 v. Chr. seine vortrefflichen, leider! untergegangenen Satiren schrieb. Er gebrauchte zuerst den Hexameter, gab der Satire die entschieden didaktische Form und richtete seinen von großem Witze beseelten Spott direct gegen bestimmte Personen, weßhalb er von Juvenal ein „gezücktes Schwert“

genannt wird. Doch hielt er sich auch an allgemeine Schilderungen von Tugenden und Lastern, und wußte die Edlen der Zeit durch sein Lob zu ehren. Er muß ein durch Charakter, Talent und künstlerische Bildung gleich ausgezeichneter Mann gewesen sein.

Von gemischter Form, theils Vers, theils Prosa, waren die Satiren des schon mehrfach genannten **Terentius Varro.** Die noch vorhandenen „Verwünschungen" des **Valerius Cato** sind gegen die Barbaren gerichtet, welche während der Bürgerkriege dem Dichter sein Landgut geraubt hatten. — **Ovidius** verwünscht in dem „Ibis" einen treulosen Freund.

Zur schönsten Blüthe aber wurde die Satire durch **Horatius** erhoben, dessen 2 Bücher „Satiren" unstreitig vor allen übrigen Werken des Dichters weitaus den Vorzug verdienen. Sie sind, dem Geiste der Zeit gemäß, nicht sowohl gegen Personen, als gegen Laster und Thorheiten überhaupt gerichtet, und schon in dieser Beziehung ein höchst interessanter Spiegel der Zeit; dieß um so mehr, da Horatius in denselben eine für einen jungen Mann — er schrieb sie zwischen seinem 26sten und 33sten Lebensjahre — bewundernswerthe Menschenkenntniß entwickelt. Ueberhaupt setzt die Frühreife des Dichters, der hier schon das sicherste Urtheil, den gebildetsten Geschmack, die größte Kunstfertigkeit und eine außerordentlich sichere Beherrschung der Sprache und des Verses bewährt, in Erstaunen, und wir wollen ihm hier um so mehr die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen, je weniger wir in das unbedingte Lobpreisen seiner Oden einstimmen konnten.

Wir kennen nur sehr wenige Dichtungen der römischen Literatur, welche in dem Maße uns den Dichter lieb gewinnen lassen, wie diese Satiren. Sie athmen nicht den vernichtenden Zorn eines Juvenal; des Dichters Spott ist vielmehr

das gutmüthig ironische Lächeln einer wolkenlosen heitern Seele über die thörichten Menschen, welche in dem so unerquicklichen und drückenden Qualme der Leidenschaften sich selbst begraben mögen. Mit seinem harmlosen Spotte, der wie eine poetische Verklärung des inneren Widerwillens gegen alles Gemeine erscheint, weiß er dieses in das Lächerliche zu ziehen und dadurch in sich selbst aufzulösen; mit liebenswürdiger Laune giebt er auch sich selbst zum Besten, und wenn er seine Neckereien mit ehrbarer Miene entschuldigt, neckt er aufs Neue diejenigen, welche eine solche Entschuldigung ihm abnöthigen konnten. Ja er neckt selbst den Leser: denn eine scheinbare Nachlässigkeit versteckt den Plan des Gedichtes; wenn wir glauben, wir seien seinem Ideengange auf der Spur, so springt er plötzlich wieder ab, und dieses Versteckspielen giebt seiner Darstellung immer neues Interesse, immer neuen Reiz. Ueberhaupt ist über Alles eine unnachahmliche Grazie ausgegossen, die um so wohlthuender ist, weil sich überall eine reine Humanität ausspricht, welche zur innigsten Wärme sich gestaltet, wenn er über geliebte und verehrte Personen die Empfindungen seines Herzens ausspricht.*)

Die reifsten und gediegensten Dichtungen des Horatius sind die den Satiren verwandten Episteln.

In den ersten Zeiten des Kaiserreiches nach Augustus treten noch zwei sehr ehrenwerthe Satiriker auf, **Persius** und **Juvenalis**, welche aber beide nicht den gemüthlich spottenden Ton des Horatius anschlagen, sondern mit aller Schärfe des Zornes über die Laster gleichsam herfallen: die Zeit war zu sehr in alle Schlechtigkeiten versunken, das Verderben zu colossal geworden, als daß nicht edlere Naturen von der tiefsten Entrüstung darüber hätten überwältigt werden

---

*) Man wolle das Ausführlichere nachlesen in Hellas und Rom, II. S. 484 ꝛc.

sollen. Diese Stimmung, diese unbezwingbare Erbitterung spricht in beiden Dichtern sich aus, was auf ihre Satiren nicht den besten Einfluß gehabt hat. Sie haben dadurch eine gewisse Leidenschaftlichkeit, eine unpoetische, weil unfreie, ihrer selbst nicht mächtige Heftigkeit bekommen, die sich selbst im Ausdrucke gewissermaßen zu überbieten strebt; ebenso wie der zornige Mensch nicht Worte genug finden kann, um seinem Unwillen Luft zu machen.

Bei aller inneren Verwandtschaft sind beide Dichter doch auch wieder verschieden von einander. Persius, von welchem wir 6 Satiren haben, war ein ernster, sittenreiner, junger Mann, der durch die stoische Philosophie eine strenge Lebensansicht sich angeeignet hatte. Man erkennt auch überall den Stoiker wieder, und es gelingt ihm nur schwer, zu klaren Schilderungen der moralischen Gebrechen durchzudringen, wozu es ihm nicht an redlichem Bemühen, wohl aber an Talent und Reife fehlte, weßhalb seine Satiren allzusehr von Reflexionen überströmen und selten aus dem Halbdunkel unausgeführter Darstellung heraustreten.

Glücklicher in individuellen Zeichnungen, freier in Behandlung des Gegenstandes überhaupt ist Juvenalis, der Lehrer der Beredtsamkeit war, und als alter Mann in der Verbannung starb. Bei ihm findet sich der Trübsinn des Persius nicht; er hat weit mehr wie dieser seinen Zorn auch poetisch gestaltet, und mit großer Virtuosität in den reichsten Schilderungen wahrhafte Sittengemälde gegeben, welche unsern Abscheu erregen, ohne daß der Dichter darüber viel raisonnirt. Als Dichter steht er also weit höher als Persius.

Von den übrigen Satirikern dieser Zeit ist Nichts, außer Bruchstücken, erhalten.

7. Das Epigramm.

Obgleich den Römern schon in früherer Zeit der Gebrauch,

poetische Inschriften zu machen, nicht fremd war, so lernten sie doch erst von den Griechen die Kunst, welche solche Inschriften zu wirklichen, eigenthümlichen kleinen Gedichten veredelt. Nachdem sie einmal angefangen, das Epigramm nachzuahmen, behandelten sie es fortwährend in derselben Form und demselben Umfange wie die Griechen: doch besaßen sie zu wenig von der schönen Beweglichkeit derselben und von der Gabe, jeden Eindruck plastisch zu gestalten und in reizenden Formen zu scherzen, als daß sie das Leichte, das Aetherische, was die griechischen Epigramme gleichsam wie zu beseelten und leicht dahin flatternden kleinen Wesen macht, hätten erreichen sollen.

Es haben sich sehr viele römische Epigramme und andere kleinere Gedichte theils in alten Handschriften, theils auf Denkmalen erhalten: daher haben mehrere neuere Gelehrte vollständige Sammlungen derselben veranstaltet. Die reichhaltigste ist die von P. Burmann, eine „Anthologie," in welcher die Gedichte nach ihrem Inhalte geordnet sind.

Im ersten Jahrhundert n. Chr. lebte ein Dichter, der ausschließlich Epigramme dichtete, und daraus gewissermaßen Profession machte, nämlich:

Valerius Martialis, dessen 14 Bücher Epigramme wir noch besitzen. Er war von Geburt Spanier, lebte aber meist in Rom. Er hielt das Epigramm ohngefähr in den Gränzen, welche Neuere ihm steckten, obgleich gar viele der kleinen Gedichte diesen Namen nicht verdienen. Scharfer Verstand, feiner Witz, Gewandtheit und Anschaulichkeit der Darstellung sind dem gebildeten Manne nicht abzusprechen: er kann aber bei alle dem auf unsere Achtung keinen Anspruch machen, weil er sich in schmutzigen, wahrhaft obscönen Schilderungen recht eigentlich gefällt, und ein Mann von servilster Gesinnung war, der sein Talent Allen und für Alles hergab, wenn es ihm — Nutzen brachte. Als Gedichte

am Besten sind im Allgemeinen die kleineren; in den größeren wird er oft philisterhaft breit.

Prosaische Literatur.

Schon in der Einleitung zur römischen Literatur überhaupt haben wir gezeigt, daß die Römer zwar auch schon in alter Zeit die ersten kunstlosen Anfänge einer Prosa hatten; daß sie aber auch auf diesem Felde erst durch die Griechen zu einer eigentlichen Kunstform und Literatur sich erhoben. Wir gehen daher ohne Weiteres zu einer kurzen Darstellung der einzelnen Zweige der Prosa über, und beginnen mit der Geschichte, weil diese nicht nur der wichtigste ist, sondern auch am Früheſten sich heranzubilden begann.

1. Geschichte.

An die schon früher aufgezählten geschichtlichen Urkunden, welche eine Art von Staatsschriften bildeten, schlossen sich zunächst einzelne Männer an, welche bei der Erweiterung, den der Gesichtskreis der Römer gewann, das Bedürfniß fühlten, ausführlicher und in belebterer Darstellung das in jenen Urkunden nur Skizzirte auch zu erzählen. Diese zunächst mögen sie ihren Geschichtserzählungen auch zu Grunde gelegt, dabei aber auch nach andern Quellen sich umgesehen haben. Ihre Darstellung war noch ganz chronikenartig, weßhalb man sie auch **Annalisten** nennt. In Bezug auf den Inhalt folgten sie ohne weitere Kritik der Ueberlieferung, und auch das Wunderbarste galt ihnen für wahr: denn es ward durch die Götter bewirkt, die seit allen Zeiten der heiligen Roma so huldreich gewesen. Daß sie ganz nach griechischen Mustern sich zu bilden wenigstens strebten, geht schon daraus hervor, daß einige derselben sogar Griechisch

schrieben. Sie sind als Vorläufer der eigentlichen Geschichte zu betrachten, wie die Logographen der Griechen: ihrem Wesen und Charakter nach waren sie aber von diesen sehr verschieden. Ueberhaupt bemerken wir schon hier, daß in keinem Zweige der Literatur die Römer ihre nationale Eigenthümlichkeit so rein erhalten haben, wie in der Geschichte.

Von allen Annalisten, die fast ohne Ausnahme Chroniken Rom's von Gründung der Stadt an, zum Theil aber auch andere Werke schrieben, haben wir nur Bruchstücke: die Anzahl dieser Schriftsteller war so groß, daß sich schon daraus der Eifer entnehmen läßt, welchen die Römer zu allen Zeiten ihrer vaterländischen Geschichte zuwendeten. Der erste der Zeit nach war:

Fabius Pictor („der Maler"), der im zweiten Punischen Kriege mitkämpfte: er schrieb Annalen in griechischer und lateinischer Sprache, nicht ohne Parteilichkeit. — In griechischer Sprache schrieb seine Annalen **Cincius Alimentus**, einer der gründlichsten und vorzüglichsten unter allen; auch hinterließ er lateinische Schriften über mancherlei Gegenstände. — Dem zweiten Jahrhundert v. Chr. gehören an: **Scribonius Libo; Calpurnius Piso,** mit dem Beinamen „der Rechtschaffene": einzelne Fragmente zeigen, daß er einfach und anschaulich zu erzählen wußte; — **Fannius, Sempronius Tuditanus,** die beide sehr gerühmt werden; — die Annalen des **Cölius Antipater** wurden noch zu Cäsars Zeiten fleißig gelesen. Dem ersten Jahrhunderte gehören an: **Valerius Antias,** vor dessen Uebertreibungen Livius warnt; — **Licinius Macer; — Pompilius Andronicus,** der Lehrer Cicero's, u. A.

Indem wir nun zur eigentlichen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung übergehen, wiederholen wir nur die oben schon gemachte Bemerkung, daß in diesem Gebiete die Römer

in hohem Grade *eigenthümlich* sind: dieß war natürlich. Denn wie sehr auch der Römer bemüht war, griechische Cultur und Literatur sich anzueignen, so blieb er doch in seinem bürgerlichen Leben, im Staate, im Kriege und im Verhältnisse zu andern Völkern durchaus *Römer*: die Geschichte aber ist ja die Darstellung des in diesem Kreise Geschehenen; und zu dieser mußte auch der Geschichtschreiber die eigenthümlich römische Auffassungsweise mitbringen, und dadurch ebenfalls der Darstellung selbst das Gepräge derselben geben.

Der erste römischer Historiker ist:

Marcus Porcius Cato, ein berühmter Staatsmann, dessen Wirksamkeit zwischen den zweiten und dritten Punischen Krieg fällt. Er war auch durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen für seine Zeit höchst ausgezeichnet. Von seinen zahlreichen Schriften ist nur ein sehr interessantes Buch „Vom Landbaue" erhalten worden: der Untergang seines Hauptwerkes, „*Urgeschichte Roms*," ist im höchsten Grade zu beklagen, weil es das erste Werk war, worin ein Römer die gründlichsten Forschungen über die Geschichte des Vaterlandes niederlegte: es wird von den Alten außerordentlich gerühmt, und von einem Cato, der das Bild einer in jeder Beziehung bewundernswerthen Energie darstellte, dürfen wir voraussetzen, daß er auch als Geschichtsforscher wirklich Ausgezeichnetes geleistet habe. Auch als Redner hatte er durch das Körnige, Echtrömische und kunstlos Einfache, das ganz das Gepräge seines Charakters trug, hohe Bedeutung.

Auf ihn folgt eine große Reihe historischer Schriftsteller bis auf Julius Cäsar, welche aber ebenfalls untergegangen sind: die meisten waren zugleich Staatsmänner oder Feldherren. **Sempronius Asellio** schrieb eine Geschichte des bekannten *Numantinischen Krieges*, den er selbst mitgemacht hatte. Ueberhaupt müssen wir hier bemerken, daß seit Cato die überwiegende Anzahl von Historikern sich

mit der Geschichte ihrer Zeit, theilweise auch ihrer eigenen Thaten beschäftigte, wodurch sie eine besondere Wichtigkeit erhielten. — Der berühmte Staatsmann **Aemilius Scaurus** beschrieb sein Leben, aus dem er viele Flecken wegzulöschen hatte. — **Rutilius Rufus** fing schon an, in einseitiger Nachahmung späterer griechischer Historiker, die Geschichte in rhetorisches Gewand zu kleiden. Aber auch eine edlere, einfachere Behandlungsweise begann, in Nachbildung griechischer Muster, sich Bahn zu brechen: **Lutatius Catulus**, der eine Geschichte des Cimbernkrieges schrieb, soll den Xenophon in Anmuth und Einfachheit fast erreicht haben; — ihre eigene Geschichte, oder doch die ihrer Zeit schrieben die berühmten Staatsmänner **Cornel. Sulla** und **Lic. Lucullus**: — durch alterthümliche Sprache und Darstellungsweise suchte **Cornel. Sisenna** der Geschichtschreibung einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Auch die ausgezeichneten Redner **Hortensius** und **Cicero** schrieben Geschichtswerke, ebenso hinterließ der äußerst gelehrte Grammatiker **Terentius Varro**, von dem wir unten Näheres erwähnen werden, mehrere historische Werke: „Annalen," „Ueber die Abstammung des römischen Volkes" rc.

Nach dem Untergange so vieler Geschichtswerke ist es im höchsten Grade erfreulich, den noch vor uns liegenden Büchern eines der größten Historiker der Römer zu begegnen, denen des

Julius Cäsar.

Cäsar war zugleich der größte Staatsmann, den Rom jemals hervorgebracht hat. Seine Lebensgeschichte ist bekannt genug; bekannt sind seine glänzenden Triumphe als Feldherr; bekannt ist es, wie er durch die beharrlichste Energie, durch ebenso großartige als feine Politik sich auf die höchste Höhe der Macht emporschwang; wie er mit der edelsten Humanität

seine unumschränkte Herrschergewalt ausübte, aber dennoch mit dem Tode das Uebermaß seines Ehrgeizes büßen mußte, der sich verleiten ließ, den Glauben an die Allgewalt der Freiheitsliebe, die auch bei einem schon von dem Höhepunkte seiner republikanischen Kraft herabgesunkenen Volke noch fortglimmt, zu verläugnen.

Weniger bekannt aber ist es, daß dieser außerordentliche Mann, der eine vortreffliche Jugendbildung genossen hatte, mitten in den höchst verwickelten Verhältnissen, die er zu übersehen und zu leiten hatte, unermüdeten Fleiß auf die Wissenschaften verwendete, und Werke über verschiedenartige, selbst gelehrte, Gegenstände schrieb. Seine Schriften über Grammatik, über priesterliche Angelegenheiten, seine Reden, durch die er sich in hohem Grade auszeichnete, sind eben so wenig mehr vorhanden, wie seine Poesien. Dagegen haben wir noch folgende Geschichtswerke von ihm, die, weil sie seine eigenen Thaten zum Gegenstande haben, den Charakter von Memoiren an sich tragen, aber freilich in einem weit edleren Sinne, als so viele Werke dieser Art, womit die neuere Literatur überschwemmt wird: von dem breiten, selbstgefälligen und die eigene Person anständig beräuchernden Raisonniren Neuerer ist bei Cäsar keine Spur zu finden. Die Werke sind:

Denkwürdigkeiten des Gallischen Kriegs, in sieben Büchern, deren jedes die Ereignisse Eines Jahres jenes merkwürdigen Krieges erzählt, in welchem Cäsar sich selbst zu einem Meister der Kriegskunst, und seine Soldaten zu unüberwindlichen Streitern heran bildete. Ein achtes Buch, welches dem letzten Jahre des Gallischen Krieges gewidmet ist, wurde von einem der Generale Cäsar's, dem **A. Hirtius**, später zur Ergänzung noch zugefügt.

Denkwürdigkeiten des Bürgerkrieges, die Geschichte des entscheidenden Kampfes auf Tod und Leben

zwischen Cäsar und Pompejus, eines Kampfes, der durch die Schlacht bei Pharsalus entschieden wurde, in 3 Büchern. Noch mehr, als in dem früheren Werke, ist hier die Selbstbeherrschung zu bewundern, mit der Cäsar es vermied, seine eigene Person auf irgend eine Weise hervortreten zu lassen.

Die an den Bürgerkrieg mit Pompejus und den Sieg des Cäsar sich anschließenden weiteren Kriege desselben sind ebenfalls in eigenen Büchern beschrieben worden, die jedoch nicht von Cäsar herühren, obgleich sie den meisten Ausgaben Cäsars beigefügt sind. „Der Alexandrinische Krieg," und „der Krieg in Afrika" sind sehr wahrscheinlich ebenfalls von dem oben genannten Hirtius: „der Spanische Krieg" dagegen, Cäsars letzte Waffenthat, die Besiegung der Söhne des gefallenen Pompejus erzählend, ist das Machwerk eines weit Späteren.

Von einem Zeitgenossen Cäsars, dem schlichten, verständigen **Cornelius Nepos**, haben wir noch eine Sammlung kleiner Biographien unter dem Titel: „Lebensbeschreibungen berühmter Feldherren," welche sehr ungleichen Werth haben. Dieß erklärt sich leicht, wenn man weiß, auf welchem Wege und durch welche Hände dieselben auf uns gekommen sind. Weitaus die meisten sind Biographien griechischer Helden; etwas ausführlicher die des Miltiades, Themistokles, Alcibiades, Dion, Epaminondas, Agesilaus, Eumenes, eines Feldherrn Alexanders; — weit kürzer die des Aristides, Pausanias, Lysander und 10 anderer. Dazwischen erscheinen aber auch der Persische Satrape Datames, — ein übrigens dankenswerther Aufsatz, weil wir von diesem originellen Manne sonst sehr wenig wissen; — Hamilcar, Hannibal, und am Ende noch Porcius Cato und Pomponius Atticus; letzterer ein äußerst ehrenwerther Mann und genauer Freund des Cornelius, sowie des Cicero.

Ein sehr bedeutender Historiker, ja ohne Zweifel einer der größten unter den Römischen ist **Sallustius Crispus**, der um dieselbe Zeit lebte. Sein Hauptwerk, eine sehr ausführliche „Römische Geschichte," welche in 5 Büchern die Begebenheiten der Jahre 79—67 v. Chr. erzählte, ist bis auf Fragmente, und einen sehr dürftigen Auszug eines Späteren, untergegangen. Wir besitzen von ihm nur noch zwei ausgezeichnete Monographien: Catilina, Darstellung der furchtbaren Verschwörung, die ein Mann von hohem Talente, aber eben so großer Nichtswürdigkeit, angezettelt hatte, um auf den Trümmern Roms den Thron seiner Banditen-Herrschaft zu errichten: die Umsicht und Energie Cicero's vereitelte das heillose Unterfangen; — Jugurtha, ein schreckenerregendes Nachtstück, in welchem mit den lebendigsten Farben geschildert wird, wie ein verschmitzter, Othello-artiger Afrikaner es schon wagen durfte, dem ehemals so ehrwürdigen Senate, ja dem ganzen römischen Volke, die Stirne zu bieten, weil er wußte: „Ganz Rom ist feil, wenn man nur Geld genug hat, es zu kaufen!" —

Warum Sallust gerade solche Episoden aus der Geschichte seiner Zeit wählte? —

Zwischen Sallust und dem größten Historiker des Augusteischen Zeitalters, dem Livius, liegen noch einige Geschichtschreiber, deren Werke nicht mehr vorhanden sind. **Asinius Pollio**, der schon mehrmals genannte gebildete Staatsmann — welchem Rom unter Anderm die erste öffentliche Bibliothek verdankte — schrieb eine „Geschichte der Bürgerkriege," der Kriege zwischen Cäsar und Pompejus: es wäre sehr interessant, wenn wir sein Werk mit der Darstellung Cäsar's vergleichen könnten! — Auch der durch Philippische Schlauheit zur Alleinherrschaft emporgestiegene **Cäsar Augustus** schrieb einige historische Aufsätze: einer derselben „des Augustus Verfügungen und

Handlungen" wurde, seiner Testamentsbestimmung zu Folge, auf eherne Tafeln eingegraben, und vor seinem Mausoleum aufgestellt. Eine Copie dieses ehernen Selbst-Lobes wurde im 16ten Jahrhundert unter den Trümmern der Kleinasiatischen Stadt Ancyra aufgefunden, und ist öfters unter dem Namen „Das Ancyranische Monument" copirt und herausgegeben worden. — Auch die bekannten Quasi-Minister des Augustus: **Vipsanius Agrippa** und **Messala Corvinus** hinterließen Memoiren. Wir könnten uns über den Verlust dieser Werke, die sicherlich etwas nach parfümirter Hofluft rochen, leicht trösten, wenn wir nur das größte aller römischen Geschichtswerke noch in seinem ganzen Umfange besäßen, das des

Titus Livius.

Er ward geboren und starb in Padua in Oberitalien, hielt sich jedoch meist in Rom auf, wo er eine Zeitlang Erzieher der Adoptivsöhne des Augustus war, sehr wahrscheinlich aber, in glücklicher Zurückgezogenheit dem Hofleben ferne stehend, sich vorzugsweise mit historischen Forschungen und Vorarbeiten zu seiner großen „römischen Geschichte" beschäftigte, welche er nach den umfangreichsten Studien in 142 Büchern herausgab. Er nannte das Werk „Annalen," weil er genau Jahr für Jahr die Begebenheiten erzählt.

Das Werk beginnt mit der Urgeschichte Latiums, mit der Einwanderung des Aeneas, und endete mit dem Jahr 10 v. Chr., wo Augustus in ruhigem, unangefochtenem Besitz unumschränkter Herrschaft war. Da diese römische Geschichte einen so bedeutenden Umfang hatte, so theilte man sie später in Decaden, d. h. Abtheilungen von je 10 Büchern ein, und die Abschreiber im Mittelalter begnügten sich damit, nur einzelne Decaden, die ihnen gerade das meiste Interesse zu haben schienen, zu copiren. Dieß hat die traurige Folge

gehabt, daß die meisten Decaden untergegangen, im Ganzen aber nur 35 Bücher übrig geblieben sind; — nämlich Buch 1—10, bis gegen das Ende der Samnitenkriege, und Buch 21—45, vom Anfange des zweiten punischen Krieges bis zur Unterwerfung Macedoniens. Einigermaßen entschädigt uns ein vollständiger Auszug, den ein alter Schriftsteller, vielleicht der Historiker Florus, hinterließ, der aber sehr dürftig und mit planloser Willkühr gemacht ist.

Livius hatte es auf ein eigentliches Nationalwerk abgesehen; er wollte eine vaterländische Geschichte liefern, welche durch die größte Anschaulichkeit der Darstellung und erschöpfende Ausführlichkeit des Inhaltes dem gebildeten Römer ein hell beleuchtetes und in weitem Bogen ausgedehntes Panorama der ganzen Vergangenheit der großen, heiligen Roma eröffnete. Und wenn man bedenkt, daß die noch vorhandenen 35 Bücher, etwa ¼ des Ganzen, in unserem compressen Drucke schon viele Octav-Bände einnehmen, in der Handschrift der Alten aber aus eben so vielen Rollen — denn die Schriften wurden nicht auf einzelne und dann eingebundene Blätter, sondern auf zusammenhängende Streifen geschrieben und dann aufgerollt, — aus eben so vielen Rollen, als Büchern bestehen mußte, so muß man schon den Plan zu einem so colossalen Werke bewundern.

Bald nach Livius schrieb ein gewisser **Pompejus Trogus** eine „Philippische Geschichte," d. h. eine Geschichte Macedoniens. Das Buch enthielt aber nicht nur die Geschichte dieses Königreiches und der aus demselben später hervorgegangenen Staaten, sondern auch in eingeflochtenen Episoden die aller andern Völker, welche von Macedonien unterworfen wurden: dadurch wurde das Werk zu einer Art von Universal-Historie, die zugleich zu einer Verherrlichung der Römer sich gestaltete, weil diese am Ende alle Staaten in ihren universalhistorischen Magen aufgenommen

hatten. Diese einer Special-Geschichte gegebene Frontveränderung in der Geschichte der bekannten Welt, deren Mittelpunkt natürlich Rom war, bezeichnet auf charakteristische Weise den Weg, auf welchem die Römer zu einer Universalhistorie gelangten. Das Werk des Pompejus ist aber nicht mehr vorhanden; dagegen besitzen wir einen Auszug aus demselben von einem gewissen **Justinus**, der im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebte, und seine Arbeit nicht allzu gewissenhaft gemacht hat. Der Auszug beginnt mit Ninus und Semiramis und endet im 44sten Buche mit der Unterwerfung Spaniens durch die Römer, ist also wirklich ein Handbuch der Weltgeschichte in dem Umfange, welchen derselbe damals haben konnte.

Ebenfalls dem Augusteischen Zeitalter gehörten an: **Fenestella** und **Hyginus**; dem ersteren wird ein Buch „Ueber Priesterschaften und Magistrate der Römer;" dem zweiten ein Werk „Buch der Sagen" zugeschrieben: beides mit Unrecht, da beide Bücher weit spätere Schriftsteller zu Verfassern haben. Ihres Inhalts wegen sind indessen beide Schriften gar nicht ohne Interesse: die den Namen des Hyginus tragende ist ein Auszug aus dessen verlorener größerer Schrift.

Ehe wir zu den Historikern nach Augustus übergehen, müssen wir noch als einer interessanten Erscheinung erwähnen der schon in diesem Zeitalter in ziemlich regelmäßiger Folge erscheinenden **Zeitschriften.** Der geniale Julius Cäsar, der in so vielen Beziehungen seiner Zeit vorausgeeilt war, hatte die Anordnung getroffen, daß die Verhandlungen des Senates, die Tagesgeschichten Roms und andere ephemere Erscheinungen durch Flugblätter schnell durch alle Provinzen des Reiches verbreitet wurden. Man bewirkte dieß, da bekanntlich damals noch keine Druckerpresse bestand, durch Schreiber-Fabriken, in welchen einer großen Masse

von Sklaven das zu Publizirende dictirt wurde. Diese Einrichtung erhielt sich auch unter August, und gewann noch eine größere Ausdehnung; indeß übte dieser scheinbar milde Herrscher schon eine strenge Censur, und sorgte dafür, daß die politischen Zeitblätter zu farblosen Unterhaltungsblättern mit Hochzeits- und Geburtsanzeigen herabsanken.

Bald nach August, unter Tiberius, lebte und schrieb **Vellejus Paterculus**, ein Mann von großem Talente, aber verächtlichem Charakter: er konnte die Götter um Segen anflehen für den scheußlichen Tiberius! Sein Werk: „Römische Geschichten" in 2 Büchern umfaßt die ganze Geschichte Roms von Anfang bis auf seine Zeit in Form eines geistreich durchgeführten Compendiums.

Wahrscheinlich war Zeitgenosse von ihm der geistlose Sammler **Valerius Maximus.** Dieser unter Tiberius zu hohen Würden erhobene Mann hatte äußerst fleißig studirt und sehr viel gelesen; als Resultat seiner mühsamen Studien gab er heraus: „Sammlung merkwürdiger Reden und Thaten." Schon der Titel charakterisirt das Werk! Es ist eine ohne Verstand und Geschmack gemachte Compilation.

Nach einigen unbedeutenden und nicht mehr vorhandenen Historikern, welche nur nothdürftig die Blößen des Jahrhunderts decken, tritt wie ein Stern aus dunkler Nacht, wie ein Genius aus höhern Regionen der größte Geschichtschreiber der Römer auf:

C. Cornelius Tacitus.

Er war geboren wahrscheinlich zwischen 51—55 n. Chr., und starb um 134. Er hatte sich der Beredtsamkeit und der Jurisprudenz gewidmet, mehrmals Kriegsdienste gethan, und nachdem er viele Jahre auf Reisen, vorzüglich nach Germanien und Britannien, zugebracht hatte, bekleidete er unter Nerva

das Consulat, und begann nun seine großartigen Geschichtswerke. Er schrieb sie in folgender Reihenfolge:

Ueber den Redner, wovon unten; — Leben des Agricola. Die Biographie dieses ausgezeichneten Mannes, der des Tacitus Schwiegervater war, ist nicht nur durch den Inhalt, z. B. die Schilderung Großbritanniens, höchst interessant, sondern auch ein wahres Muster unpartheiischer und doch von der tiefsten Liebe für den Geschilderten gleichsam durchglühter Lebensbeschreibung. — Germania, welche ebenfalls weiter unten zu besprechen ist. Dann folgten seine großen Geschichtswerke:

Annalen, eine Geschichte Roms in mäßiger Ausführlichkeit, von 14, dem Todesjahre des Augustus, bis 68 nach Chr., also bis zum Tode des scheußlichen Nero. Tacitus folgt streng der Reihenfolge der Jahre; daher der Name. Von den 16 Büchern dieses Werkes sind nur noch vorhanden Buch 1—6, mit einer großen Lücke im 5ten Buche, und 11—16.

Die Geschichtsbücher schildern in sehr ausführlicher Darstellung und mit tieferem Eindringen in den inneren Zusammenhang die Geschichte derjenigen Ereignisse, welche Tacitus selbst erlebte; in den Jahren 68—96, oder vom Regierungsantritt des Galba bis zum Ende Domitians. Leider! ist von diesem größten Werke des Tacitus nur ein kleiner Theil vorhanden, B. 1—4. Welchen Umfang das Ganze gehabt haben muß, geht daraus hervor, daß diese 4 Bücher fast nur die Geschichte Eines der 28 Jahre, über die es sich erstreckte, umfaßt.

Suetonius Tranchuillus war längere Zeit Kabinetssecretär bei Kaiser Hadrian, und diese Stellung machte es ihm möglich, mit sorgfältiger Benützung der kaiserlichen Archive die Biographien der zwölf ersten Kaiser, von Julius Cäsar bis Domitian, zu schreiben. Er bewährt sich

darin als einen höchst wahrheitliebenden, besonnenen, aber auch nüchternen Mann, der in gleichmäßigem Tone ganz trocken das Empörendste ebenso wie das Edelste erzählt: dabei geht er über die politischen Verhältnisse und die Kriegsgeschichte sehr flüchtig hinweg, ist aber um so ausführlicher im Erzählen von Anekdoten und einzelnen Zügen aus dem Leben der Kaiser, was allerdings sehr interessant ist. — Außerdem schrieb er noch viele kleinere Biographien: „Von berühmten Grammatikern," — Rednern — Dichtern; aus dieser letzteren Sammlung sind nur einzelne Biographien, zum Theil auch nur in Auszügen, vorhanden.

Mit ihm beginnt schon die nun einreißende Vernachlässigung des höheren historischen Styles, wiewohl er selbst noch weit besser ist, als die nun folgenden.

L. Annäus Florus, dessen Person so unbekannt ist, daß man nicht einmal die Zeit, in welcher er lebte, angeben kann, verfaßte in blühender, oft auch überladener Sprache einen Abriß der römischen Geschichte, welche, trotz seiner großen Kürze, sehr lebendig und anziehend geschrieben ist: nur das Philosophiren will diesem phantasiereichen, für sein Rom sehr begeisterten Manne nicht gelingen. Eben so wenig bekannt ist das Zeitalter des

Curtius Rufus, von welchem wir eine Geschichte Alexanders in 10 Büchern besitzen, deren beide erste fehlen, wahrscheinlich war er ein Lehrer der Beredtsamkeit. Dieß scheint aus der äußerst anmuthigen Sprache, dem Reichthum an reizenden Schilderungen und aus der schönen Frische der eingestreuten Reden hervorzugehen. Sein Zweck war, ein recht interessantes Lesebuch zu liefern; daher kommt es, daß er durchaus keine strenge Kritik übt: er gibt vielmehr gerne den pikantesten Erzählungen den Vorzug, und ist daher gar nicht als zuverlässige Geschichtsquelle zu betrachten, was er auch wohl nicht sein wollte.

Außer den hier genannten und noch vorhandenen haben die beiden ersten Jahrhunderte n. Chr. noch viele, aber untergegangene Geschichtschreiber aufzuweisen: wir nennen folgende, indem wir die Zeitfolge ihres Auftretens einhalten. **Brutidius Niger** schrieb Cicero's Leben. — **Agrippina**, des Nero Mutter, hinterließ Memoiren. — Auch der Kaiser **Claudius** schrieb eine ausführliche Geschichte seiner Zeit; seine Memoiren waren voller Albernheiten, wie der Mann selbst. — Von **Thrasea Pätus**, dem durch sein tragisches Ende bekannt gewordenen freisinnigen Manne, der unter Nero sich selbst tödten mußte, hatte man ein Leben Cato's. — Der unten noch kurz zu erwähnende große Sammler Plinius der ältere schrieb ebenfalls ausführliche historische Werke: Römische Geschichte, und Kriege der Römer in Deutschland. — Dem **Herennius Senecio** unter Domitian kostete seine freimüthige Biographie „Das Leben des Helvidius" selbst das Leben. — Der Kaiser **Nerva** schrieb eine Geschichte seiner Feldzüge.

Unter dem Namen „**Geschichtschreiber der Kaiser**" haben wir noch eine Reihe von Biographien aller Kaiser von Hadrian bis zu Carus und dessen Söhnen, v. J. 117—284, als deren Verfasser genannt werden: Flavius Vopiscus, Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio, Aelius Lampridius und Julius Capitolinus. Sie lebten sämmtlich um das Ende des dritten Jahrhunderts und sind, mit Ausnahme des Vopiscus, sämmtlich erbärmliche Historiker, welche ein trauriges Zeugniß für den tiefen Verfall der einst so kräftig blühenden historischen Kunst ablegen.

Es folgen alsdann bis zum Erlöschen der antik römischen Geschichtschreibung noch einige bessere:

Aurelius Victor. Die Urgeschichte Roms,

die ihm zugeschrieben wird, ist nicht von ihm: — echt dagegen mag sein das Buch „Von berühmten Männern Roms;“ die Schrift: „Leben und Sitten der römischen Kaiser“ (von Augustus bis Theodosius) ist ein Auszug aus einem größeren Werke des Victor. — **Flavius Entropius** verfaßte auf Befehl des Kaiser Valerus einen kurzen, mit Verstand und in einfach würdiger Sprache gemachten „Abriß der römischen Geschichte,“ von der Gründung Roms bis auf den Kaiser Jovianus, 364 n. Chr. — Einen ähnlichen, aber allzukurzen Abriß haben wir von dem gleichzeitigen **Sextus Rufus**. — Unbedeutend ist das „Gedenkbüchlein“ eines gewissen **Ampelius**. Dagegen verdient zum Schlusse noch rühmlich hervorgehoben zu werden: **Ammianus Marcellinus**, zu Anfang des 5ten Jahrhunderts. Er war lange Feldherr gewesen, und schrieb dann eine Römische Geschichte in 31 Büchern, von Domitians Tode (wo Tacitus aufhörte) bis auf seine Zeit; nur der letzte Theil des Werkes ist noch erhalten, und da hier Ammianus als Augenzeuge erzählt, und zwar mit großer Wahrheitsliebe, gesundem Urtheil und ausgezeichneter Sachkenntniß, so ist sein Werk für die spätere Römische Geschichte, sowie für die der Germanen von großem Werthe.

2. Beredtsamkeit.

Die beste und sicherste Quelle für die Geschichte der ältesten Beredtsamkeit der Römer, und für die Beurtheilung der einzelnen, sämmtlich untergegangenen Redner der frühern Zeit, ist das unten zu erwähnende Buch Cicero's „Brutus,“ dem wir daher ganz folgen können.

Als den ältesten eigentlichen Redner bezeichnet Cicero den **Cornelius Cethegus**, 216 v. Chr. — Ausgezeichnet als Redner war auch der oben geschilderte **Cato**,

von welchem Livius eine vortreffliche Rede erhalten hat; — sehr gerühmt werden die zwei unzertrennlichen edlen Freunde **Scipio**, der jüngere Afrikaner, und **Lälius**. Ihnen noch weit vorgezogen wird **Servius Sulpicius Galba**, der zuerst die größte Sorgfalt auf Verschönerung des Vortrages verwendete. — Auch die durch ihre edlen, aber unglücklichen patriotischen Bemühungen bekannten Brüder **Tib.** und **Caj. Gracchus** waren ausgezeichnete Redner, besonders der letztere, von dem Cicero urtheilt, er würde, wenn er älter geworden wäre, „in der Beredtsamkeit nicht seines Gleichen gehabt haben." — Sehr gerühmt wird auch **Curio**. — **Aemilius Lepidus** war der erste, der durch weiche Form und eine den Griechen abgelernte Periodenbildung glänzte. Ihm schließen sich durch noch größere Eleganz an: **M. Antonius**, vorzugsweise „der Redner" genannt, dessen vortreffliche Disposition, außerordentliches Gedächtniß und kunstvollen Periodenbau Cicero nicht genug zu rühmen weiß; und — **Luc. Crassus**, der die größte Würde mit dem feinsten Witze zu verbinden wußte und eine ungewöhnliche Klarheit besaß. — Alle übertraf an heiterer Laune **Cäsar Strabo**. — **Aurelius Cotta** hatte eine große Erfindungsgabe; — **Sulpicius Rufus** war der erhabenste unter allen. — **M. Calidius** wußte seine tiefsinnigsten Gedanken in das weichste und durchsichtigste Gewand einzukleiden. — Durch die vielseitigsten Vorzüge ragte über alle **Hortensius** hervor, der Zeitgenosse und ältere Nebenbuhler des größten aller römischen Redner, des

M. Tullius Cicero.

Ueber sein Leben werden wir unten das Nöthige sagen. Um aber vorerst einen Ueberblick über die außerordentliche, bei einem so vielbewegten Leben wahrhaft bewun-

dernswürdige Thätigkeit dieses Mannes zu gewähren, — einer Thätigkeit und gewissenhaften Geschäftigkeit, in welcher einer seiner größten Vorzüge bestand, — geben wir hier zunächst ein vollständiges Verzeichniß aller seiner Schriften.

Schon an andern Stellen ist erwähnt worden, daß er in mehreren Gattungen der Poesie sich versucht, und auch historische Bücher geschrieben hatte: wir fügen noch hinzu, daß er mehrere griechische Dichter, z. B. den Aratus, so wie prosaische Werke, wie die berühmten Reden des Demosthenes und Aeschines im Prozesse wegen der Krone übersetzt hat. Das Alles ist untergegangen bis auf die letzte Spur: aber groß genug ist noch die Zahl des Vorhandenen, oder wenigstens in Bruchstücken noch Erhaltenen!

Seine **philosophischen** Schriften sind: Vom Staate, 6 B.; für die beste Verfassung wird die römische vor dem Ausbruche der bürgerlichen Unruhen erklärt. — Von den Gesetzen, wahrscheinlich nicht mehr vollständig. — Akademische Untersuchungen, eine Entwicklung platonischer Lehrsätze. — Vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel, wichtig durch reiche Notizen aus der Geschichte der griechischen Philosophie. — Tusculanische Unterredungen, Gespräche über Gegenstände der praktischen Philosophie. — Ueber das Wesen der Gottheit, eine Vertheidigung des Glaubens an die Vorsehung. — Von der Weissagung; Widerlegung des Glaubens an Vorbedeutungen und Aehnliches. — Von dem Schicksale, worin versucht wird, die Idee der Vorsehung mit der des freien Willens in Einklang zu bringen. — Cato; das herrschende Vorurtheil, als ob das Greisenalter aller Annehmlichkeiten entbehre, wird widerlegt. — Lälius, eine Lobrede auf die Freundschaft. — Von den Pflichten, gewissermaßen ein Handbuch der Moral; nicht in systematischer Form, aber reich an den fruchtbarsten Ideen, und ein Beweis für

die edlen Grundsätze des großen Mannes. — Auffallende Lehrsätze der Stoiker. —

Viele andere philosophische Schriften sind untergegangen. Am bekanntesten waren: Lob des Cato, eine Vertheidigung des vielfach angegriffenen Cato, der sich in Utica nach Besiegung der Republikaner selbst den Tod gab. — Eigene Gedanken; Rechtfertigung seiner politischen Grundsätze. — Ueber den Ruhm. — Ueber die Philosophie; vorzüglich dazu bestimmt, die Wichtigkeit des philosophischen Studiums für den Redner zu beweisen. — Ueber das Hauswesen. — Trostschrift. —

In das Gebiet der **Theorie der Beredtsamkeit** gehören: Rhetorik an Herennius, ein ziemlich vollständiges Compendium, das aber Cicero warscheinlich nicht zum Verfasser hat. — Rhetorik, eine unvollkommene Jugendarbeit. — Vom Redner, entwickelt das Ideal eines vollkommenen Redners, hauptsächlich nach den Theorien des Aristoteles. — Brutus oder von den berühmten Rednern, eine äußerst wichtige Geschichte der römischen Beredtsamkeit mit tief eingehender und höchst lebendig durchgeführter Kritik einzelner Redner. — Der Redner, an Brutus, handelt mit großer Einsicht von den Erfordernissen, die ein römischer Redner besitzen müsse. — Topik, die Lehre von den Beweisen in streitigen Angelegenheiten. — Von der rhetorischen Disposition. — Von der besten Gattung der Reden, eine Art Einleitung zu der oben erwähnten Uebersetzung der Reden des Demosthenes und Aeschines. —

Eine außerordentliche Menge **Reden**, die am Meisten seinen Ruhm begründeten, hat der große Mann geschrieben: die meisten davon hat er auch wirklich gehalten; viele aber auch gehalten, die er niemals niederschrieb. Denn die alten Redner pflegten erst nach dem öffentlichen Vortrage ihre

Reden auch schriftlich auszuarbeiten. Geschrieben hat Cicero wohl an hundert Reden, von welchen kaum die Hälfte noch vorhanden ist; von vielen andern sind indeß noch Fragmente übrig. Wir heben nur die wichtigsten hervor. Die gerichtlichen Reden sind größtentheils Vertheidigungsreden. Mit seiner ersten Rede für Quinctius gewann er einen Prozeß gegen den berühmten Hortensius. — Die für Roscius aus Ameria erwarb ihm großes Ansehen, weil er darin sehr muthig gegen die mächtigsten Männer auftrat. — Für Cäcina ist in Bezug auf die Erbstreitigkeiten sehr wichtig. — Für Murena hat die größte Wichtigkeit durch die vielfältigen Beziehungen auf die politischen Verhältnisse; — die für den Dichter Archias dagegen für die Literaturgeschichte. — In der für Cn. Plancius fand er Gelegenheit, sich diesem Freunde, der während seiner Verbannung ihm so große Dienste geleistet hatte, dankbar zu erweisen. — Die ausgezeichnete für Annius Milo schildert die Nichtswürdigkeiten des berüchtigten Clodius mit den grellsten Farben. — Großartige Meisterstücke sind die Reden gegen Verres in zwei Büchern: sie sind gerichtet gegen ein wahres Scheusal! Dieser Verres hatte auf unerhörte Weise die Provinz Sicilien als Prätor ausgesaugt, und wurde daher von den Siciliern wegen Erpressung verklagt: die Kläger nahmen Cicero zu ihrem Anwalte; dieser betrieb den Prozeß mit bewunderswerthem Eifer, und trat so kräftig vor Gericht auf, daß Verres den Richterspruch nicht erwartete, sondern freiwillig in die Verbannung ging. Cicero hat sich durch die gegen Verres gerichteten Reden doppelten Ruhm erworben; den eines unerschrockenen Bürgers, weil fast der ganze Adel auf Seiten des Verbrechers stand (!), und den eines großen Redners, weil er mit einem Feuer der Beredtsamkeit die Sache behandelte, wie sich dieß in wenigen seiner andern Reden findet.

Vor dem Volke oder in dem Senate sind folgende gehalten worden: Für die Bill des Manilius, der darauf angetragen hatte, dem Pompejus den Oberbefehl über die Seemacht gegen Seeräuber, welche sich damals furchtbar gemacht hatten, zu übertragen. — Ueber das Ackergesetz, drei Reden gegen Rufus, der darauf angetragen hatte, Staatsländereien zum Vortheile der armen Bürger zu verkaufen: Cicero erscheint in diesen kunstvollen Reden als ein ängstlicher und einseitiger Conservativer. — Gegen Catilina, in der bekannten traurigen Angelegenheit, worin der Redner selbst eine so bedeutende Rolle spielte, vier Reden, theils in dem Senate, theils vor dem Volke gehalten und von wahrhaft erschütternder Beredtsamkeit. — Die gewaltigste Kraft der Rede aber, und alle Kunst, die ihm zu Gebote stand, entwickelte er in den berühmten Philippischen Reden, — 14 niederdonnernde Angriffe auf den verworfenen Antonius, der nach Cäsars Tode ein gleich freches Spiel mit dem Volke, wie mit dem Senate trieb.

Endlich besitzen wir noch einige Sammlungen von **Briefen** Cicero's, welche für die Zeitgeschichte von der höchsten Wichtigkeit sind. Bei dem Mangel einer Alles schnell und in einer großen Anzahl von Exemplaren verbreitenden Druckerpresse hatten in der alten Welt Briefe, besonders von bedeutenden Staatsmännern, oft die Bestimmung, daß sie, von Hand zu Hand gehend, in größeren Kreisen wichtige Nachrichten oder Raisonnements schnell verbreiten sollten. Diesen Charakter von Rundschreiben haben wirklich auch viele Briefe Cicero's; jedoch sind die meisten recht eigentliche Freundschaftsbriefe, und deßhalb auch für die Beurtheilung des großen Mannes von besonderer Bedeutung. Sein Freigelassener und Freund Tiro soll sie nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben haben. Die einzelnen Sammlungen haben die Titel: „Briefe an Verschiedene," 16 B.,

gerichtet an viele der bedeutendsten Zeitgenossen, so wie an Freunde, an Frau und Kind: — Briefe an Atticus, welcher der vertrauteste Freund Cicero's war; 16 Bücher. — Die Briefe an Brutus, den bekannten Mörder Cäsars, sind unecht; untergegangen dagegen sind nicht wenige andere, wirklich echte Sammlungen. —

Welch' ungeheuere literarische Thätigkeit eines Mannes, der auch im politischen Leben und vor den Gerichtshöfen eine so bedeutende Rolle spielte! Wie sehr dies der Fall war, wird sich aus folgendem kurzem Lebensabriß ergeben.

Sein Vater, römischer Ritter in einer Provinzialstadt, ließ ihn in Rom erziehen, wo er unter der Leitung vorzüglicher Lehrer sich vortrefflich entwickelte, und namentlich an der Hand berühmter Rechtsgelehrter sich zum künftigen Sachwalter und Staatsmanne heranbildete. Schon frühe zeichnete er sich durch eine bewundernswürdige und streng geordnete Thätigkeit aus. Nachdem er bereits vor Gericht bedeutende Erfolge errungen hatte, machte er noch eine große Reise nach Griechenland, wo er recht eigentlich seine rednerische Bildung vollendete. Nach Rom zurückgekehrt, setzte er seinen Beruf als Anwalt fort, und erwarb sich eine so große und allgemeine Anerkennung, daß er in rascher Folge zu den höchsten Staatsämtern emporstieg. Er wurde Consul im Jahr 63, gerade in dem Jahre, wo die furchtbare Verschwörung des Catilina, deren Geschichte Sallust so meisterhaft beschrieben hat, zum Ausbruche kommen sollte. Cicero verhinderte dieß durch eben so energische und muthige, wie kluge Maßregeln, und erwarb sich den Dank der Bürger in so hohem Grade, daß er den Ehrennamen „Vater des Vaterlandes" erhielt. Diese große Auszeichnung und die allzugroße Selbstgefälligkeit, mit welcher er bei jeder Gelegenheit hervorhob, daß er, ein Mann von bürgerlichem, nicht adelichem Geschlechte (denn es hatte sich damals ein fast erblicher Amts-

Adel gebildet) so hoch gestiegen sei, reizte den Zorn seiner vornehmen Gegner, besonders des von ihm zu wenig geschonten nichtswürdigen Volkstribunen Clodius in solchem Grade, daß er verbannt und aller seiner Güter beraubt wurde; ein Unglück, das ihn tiefer, als einem Manne es ziemt, niederbeugte. Er wurde zwar auf das Ehrenvollste unter dem Jubel des Volkes zurückgerufen, allein das Glück seines Lebens war auf immer geknickt. Neben manchen häuslichen Leiden erfüllte ihn der damals ausbrechende Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus mit dem tiefsten Schmerze, weil er den Untergang der Republik, an welcher sein ganzes Herz hing, voraussah. Als dieser durch die Alleinherrschaft des Cäsar wirklich herbeigeführt worden war, zog er sich vom öffentlichen Leben ganz zurück, worüber wir uns freilich nur freuen können, weil er in der nun folgenden Jahre langen Muße die bedeutendsten seiner Schriften geschrieben hat. Als mit dem Tode des Gewaltigen die Hoffnung, die Republik wieder auferstehen zu sehen, in allen Freiheit liebenden Männern erwacht war, trat auch Cicero mit jugendlichem Feuer wieder in die Schranken, aber nur, um sich auf's Neue und auf's Bitterste getäuscht zu sehen. Nur zu bald erhoben sich jüngere, und weit gefährlichere Gewaltherren; Antonius, Octavian (Augustus) und Lepidus theilten sich förmlich in die Republik, und die Freunde der bürgerlichen Freiheit wurden mit unerhörter Grausamkeit verfolgt. Zu den, den genannten Triumvirn am Meisten verhaßten gehörte der immer noch hochangesehene Cicero; die Schergen der Tyrannen erreichten ihn, und er fiel, ein noch rüstiger Greis, durch die Mörderhand eines Mannes, dem er einst als Vertheidiger in einem Criminalprozeß das Leben gerettet hatte. —

Mit dem völligen Untergang der Republik, dessen Beginn noch Cicero hatte erleben müssen, war auch die wahre Beredtsamkeit zu Grabe gegangen, weil ihr Boden, das öffent-

liche Leben, in die Tiefe der Vergangenheit hinabgesunken war. Die Rede, welche bisher die mächtigste Waffe der Staatsmänner auf dem politischen Schlachtfelde des Marktes gewesen war, wurde in den Sälen der Rhetoren (Lehrern der Beredtsamkeit) und der Redekünstler zur geschmeidigen Dienerin der Ruhmsucht und des feinen Lebensgenusses: Kraft und Wahrheit war ihr entschwunden. Mit wenigen Ausnahmen sind daher die nach Cicero folgenden Redner zierliche schönrednerische Schwächlinge. — **M. Brutus** und **Cassius Severus**, die Häupter der gegen Cäsar Verschworenen, waren noch feurige Redner von echt republikanischer Kraft. Welche Redner die allerdings fein gebildeten Hofleute **Mäcenas, Asinius Pollio** und noch Spätere gewesen sein mögen, kann man sich denken. — Als Lehrer der Redekunst zeichnete sich aus der gelehrte **M. Annäus Seneca**, dessen eigene noch vorhandene Reden aber wenig Geist und natürliche Wärme verrathen. Ein weit geistvollerer Rhetor und sehr gründlicher Gelehrter und Kritiker war **Fabius Quinctilianus**, der unter Vespasian eine berühmte Rednerschule in Rom leitete. Sein vortreffliches Werk „Ueber die Bildung zur Redekunst“ in 10 Büchern ist das erste vollständige Handbuch dieser edlen Kunst, deren Begriff hier in einem viel größeren Umfange gefaßt wird, als wir es zu thun pflegen, indem der höchst gebildete und besonnene Verfasser auch Grammatik, Rechtskunde und Literatur in seinen Kreis zieht. — Ein ebenfalls vortreffliches Buch schrieb der berühmte Tacitus „Dialog über die Redner oder über die Ursachen des Verfalles der Beredtsamkeit,“ in welchem er nicht minder als in den historischen Schriften seinen tiefen Blick in Menschen und Zeitverhältnisse beurkundet.

Mit dem Ende des ersten Jahrhunderts tritt noch Einmal eine Art öffentlicher Beredtsamkeit auf, aber ganz

im Geiste der unfreien Zeit; nemlich die panegyrische, d. h. Lobreden auf Kaiser oder hochgestellte Staatsmänner: den Anfang damit machte, so viel wir wissen,

Plinius Secundus, der jüngere genannt, zum Unterschiede von seinem gelehrten Oheim, der um die Jugendbildung des Neffen sich große Verdienste erworben hat. Von seinen Reden ist nur noch vorhanden die „Lobrede auf Trajan," welche diesen vortrefflichen Kaiser in höchst anmuthiger Form und auf die geistreichste Weise verherrlicht: über alle Redner nach Cicero ragt in dieser Rede, welche überaus reich ist an den lebendigsten Schilderungen, Plinius weit hervor. Er war überhaupt ein liebenswürdiger geistvoller Mann, was er auch in seinen Briefen auf erfreuliche Weise an den Tag legt; auch diese gehören zu den besten literarischen Produkten ihrer Zeit. —

Aus weit späterer Zeit haben wir noch eine Sammlung unter dem Titel „**die alten Panegyriker**," deren Lobreden auf die Kaiser bei allem Aufwande von Kunst durch maßlose Schmeicheleien höchst widerwärtig sind; die Herren Verfasser sind fast ohne Ausnahme Gallier; die wenigen noch erhaltenen Lehrbücher der Beredtsamkeit von **Aquila Romanus, Marius Victorinus** u. A. können hier nur im Vorübergehen erwähnt werden. Eben so haben wir nur kurz zu berühren einige noch erhaltene Sammlungen von Briefen, die meist nur, wie die des Philosophen Seneca, die Form von Briefen haben, in der That aber kleine Abhandlungen sind; dahin gehören auch die des sehr gelehrten **Cornelius Fronto**, des **Aurelius Symmachus**, am Ende des vierten Jahrhunderts, der ein großer Feind des Christenthums und ein Nachahmer des Plinius war; endlich des **Apollinaris Sidonius**, und des **Aurelius Cassiodorus**, der für die Geschichte der Ostgothen von großer Wichtigkeit ist.

Auch der **Roman** hat zwei Vertreter in späterer Zeit gefunden, die für den Geist dieser Zeit sehr charakteristisch sind. **Petronius Arbiter** war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der aber so sehr in die Ueppigkeit der Zeit versunken war, daß er an Neros Hofe den wenig ehrenvollen Posten eines **Maitre de plaisir** einnahm. Wie vertraut er mit der vornehmen Lüderlichkeit des damaligen Roms war, hat er in seinem Roman „Satiricon" bewiesen, von welchem wir noch einen Auszug besitzen. Von größerem Werthe ist der Roman des Philosophen **Apulejus**, der im zweiten Jahrhunderte durch Geist, feinen Witz und große Lebendigkeit der Darstellung sich auszeichnete. Sein Roman „der goldene Esel" ist eine sehr interessante und launige Verspottung des Aberglaubens seiner Zeit: bekannt ist die schöne Episode „Amor und Psyche", eine alte Sage, die er mit der liebenswürdigsten Naivität und mit einfacher Herzlichkeit erzählt. —

3. Philosophie.

Nach Cicero tritt eine große Dürre auf diesem Felde ein; Philosophie wurde zwar eifrig studirt, es wurde viel philosophirt und gekannegießert, geschrieben aber wurde fast Nichts von einiger Bedeutung. Der Stoicismus, der gewissermaßen herrschend geworden war, artete in den Händen der Römer zu einer Carricatur aus. Eine sehr ehrenwerthe Ausnahme hievon macht der edle

Luc. Annäus Seneca, der Sohn des oben erwähnten Redners. Er lehrte lange Zeit in Rom, wurde dann verbannt, zurückgerufen, und übernahm das undankbare Geschäft, den Nero zu erziehen, der als Kaiser ihn aus Dankbarkeit zum Tode verurtheilte. Seneca war, wenn auch nicht ganz frei von der Affectation des Stoicismus, doch ein sehr edler Mann, dem es um die Wahrheit eigent-

licher Ernst war, und der, ähnlich dem Griechen Epiktet, auch im Leben die Philosophie übte, welche er lehrte. Er hat außerordentliche Verdienste um die Reinigung und Läuterung der so vielfach ausgearteten stoischen Lehre. Seine zahlreichen Schriften sind vortreffliche Beiträge zur Geschichte der Philosophie, und in dem edelsten Tone gehalten, der an allen Stellen, wo er sich vor gedehnten Raisonnements zu hüten weiß, eine wohlthuende, fast moderne Gemüthlichkeit hat. Außer einer Menge kleiner Abhandlungen, zu welchen auch seine zahlreichen Briefe zu rechnen sind, hinterließ er ein großes, gelehrtes und scharfsinniges Werk: „Physikalische Forschungen." Die Trostschrift an (seine Mutter) Helvia kann nicht genug gerühmt werden.

Apulejus, den wir bereits als vortrefflichen Roman-Schriftsteller kennen lernten, war ein Philosoph der Neuplatonischen Schule, aber, bei aller Neigung zum Mysteriösen, doch einer der Vernünftigsten. Eine Art Theorie der Geisterkunde enthält seine Schrift „Von dem Gotte des Sokrates," und eine Einleitung in Platons Werke die „Von den Glaubenssätzen des Platon." Uebrigens war er, wie Lucian, ein großer Gegner des Christenthums. — Was sich von Späteren erhalten hat, von **Julius Obsequens, Jul. Solinus** und **Censorinus**, ist voll confuser Abenteuerlichkeit. Einen sehr würdigen Uebergang zu christlicher Philosophie bildet der edle **Boëthius** im fünften Jahrhundert.

4. Geographie.

Für diese Wissenschaft haben die Römer zum Bewundern wenig geleistet. Von einem Volke, welches so unermeßliche Eroberungen und viele Länder zuerst der Forschung zugänglich gemacht hat, hätte man erwarten sollen, es würde mit allem Eifer die Gelegenheit benützt haben, aus den reichen Quellen

die es sich selbst geöffnet hatte, auch in das Gebiet der Wissenschaft befruchtende Kanäle zu ziehen. Allein dafür hatte — wie so ganz verschieden von den Griechen! — der Römer im Allgemeinen keinen Sinn: sein Blick war zu sehr auf sein Rom beschränkt, und von fremden Ländern und den Eigenthümlichkeiten derselben und ihrer Bewohner nahm er nur Notiz, insofern sie seinen praktischen Zwecken, seinem Stolze und seinem Eigennutze dienten. Das Meiste, was durch die Römer für die Erdkunde geschah, findet sich vereinzelt in historischen und anderen Schriften. Es hat sich nur von einem einzigen eigentlich geographischen Schriftsteller ein Werk erhalten, von **Pomponius Mela**, der im ersten Jahrhundert, noch vor Tacitus, lebte. Er war Spanier, und schrieb eine allgemeine Geographie, in welcher er mit sehr lobenswerther Sorgfalt alle damals bekannten Länder beschrieb; allerdings weniger aus eigner Anschauung, wie als Sammler zerstreut vorhandener Nachrichten. Immer aber ist das Buch besonders für die Geographie der nördlichen und westlichen Länder von nicht geringem Interesse. Eine ungleich größere Wichtigkeit aber hat die schon oben erwähnte kleine Schrift des großen **Tacitus**: Germania; diese ist nicht nur aus sorgfältiger Benützung vorhandener Quellen, sondern zum großen Theile auch aus eigner Kenntniß des damals noch wenig durchforschten Landes und des in seiner eigenthümlichen Lebensweise noch wenig bekannten Volkes hervorgegangen. Beide werden von ihm sehr genau geschildert und ein eigenthümliches Interesse gewinnt das Buch dadurch, daß der mit so großer Wehmuth auf sein dahinsterbendes Volk hinblickende Tacitus mit besonderem Nachdrucke überall an den noch urkräftigen Germanen gerade die Tugenden hervorhebt, welche bei den Römern in so gefahrdrohendem Maße bereits erstorben waren.

Auch Plinius hat in seinem großen, bald zu bespre-

chenden Werke viele geographische Notizen gesammelt. Wie sehr aber die Römer nur für praktische Zwecke die Geographie behandelten, geht schon daraus hervor, daß wir außer einigen statistischen und topographischen Werken nur noch eine kleine Zahl von Wegweisern und Charten zu nennen haben. Die Reiserouten des Kaiser Antoninus enthalten die Ortsentfernungen auf allen Straßen des Reiches: einzelne Marschrouten bezeichnen die Punkte, die man auf großen Straßen zu berühren hatte, und eine noch erhaltene Charte, die Peutingerische Tafel, gibt genau die Militärstraßen nebst den einzelnen Stationen durch das große Reich hindurch an, und ist dadurch für die Topographie von großer Wichtigkeit, weil sich nach ihr die Lage vieler auch untergegangener Städte mit Genauigkeit bestimmen läßt. Daß wir auch noch einen Staatskalender besitzen, welcher alle Beamtungen in der späteren Kaiserzeit mit vollständiger Genauigkeit aufzählt, möge nur noch im Vorübergehen bemerkt werden.

5. Schluß.

In allen übrigen Zweigen der Wissenschaft haben die Römer fast nur die praktische Seite, den sogenannten angewandten Theil derselben weiter gefördert: für Theorie und wissenschaftliche Begründung ist in allen sehr wenig geschehen. Dieß wird sich leicht aus einer ganz kurzen Aufzählung der dahin gehörenden noch vorhandenen oder wenigstens durch genaue Nachrichten hinlänglich bekannten Werke ergeben.

Da mit besonderer Vorliebe von jeher der **Landbau** selbst von den vornehmen Römern betrieben wurde, so haben mehrere, und zwar ausgezeichnete Schriftsteller über denselben geschrieben. Das Lehrgedicht des Virgil über diesen Gegenstand kennen wir bereits. Ihm gingen mehrere in Prosa

abgefaßte Schriften über diesen Gegenstand voran. Das älteste Buch dieser Art ist das von dem alten **Cato** „Vom Landbau," höchst interessant und anziehend durch den hohen Ernst, mit welchem der Mann auch die größten Kleinigkeiten behandelt; ihm ist die Ausübung des Landbaues zugleich eine Schule strengen Fleißes und ehrbar häuslicher Zucht. Mit sehr genauer Kenntniß, mit großer Sorgfalt und in anziehender Form geschrieben ist das Buch gleichen Titels von dem berühmten Grammatiker **Terentius Varro.** Nicht gar lange nach diesem schrieb ein ähnliches, aber weit ausführlicheres Werk **Moderatus Calumella.**

Die theoretische oder sogenannte reine **Mathematik** haben die Römer fast um keinen Schritt weiter gebracht, ebensowenig förderten sie die **Naturwissenschaften.** Dagegen verstanden sie es vortrefflich, auch aus diesen Wissenschaften die von den Griechen empfangenen Lehren auf Gegenstände des praktischen Lebens anzuwenden. Dieß haben sie nach verschiedenen Richtungen hin gethan. So schrieb **Vitruvius Pollio,** der dem August durch künstliche Kriegsmaschinen sehr große Dienste erwiesen hatte, ein vortreffliches Werk „Ueber die Baukunst," welches als das einzige seiner Art von der größten Bedeutung für die Alterthumskunde, und noch jetzt ein erklärender Wegweiser durch die Trümmer alter Bauwerke ist. — **Julius Frontinus,** am Ende des ersten Jahrhunderts, schrieb, außer andern nicht mehr vorhandenen Werken, „Ueber die Wasserleitungen der Stadt Rom;" auch ein interessantes Buch „Von Kriegslisten." In sehr später Zeit gab **Vegetius Renatus** ein mit großem Fleiße gearbeitetes Werk „Uebersicht der Kriegswissenschaften" heraus, welches uns ein treues Bild von der großen Virtuosität der Römer in diesem Fache giebt. — Der Curiosität wegen erwähnen wir hier noch eine Schrift

„Ueber die Kochkunst," ein den schwelgerischen vornehmen Römern sehr wichtiger Gegenstand, von einem gewissen **Cölius Apicius**, dessen Zeitalter (jedenfalls lebte er lange nach August) nicht bekannt ist.

In der **Grammatik** haben die Römer, angeregt durch das Studium gelehrter Werke der Griechen, und in demselben Umfange, wie diese, von den Zeiten des Augustus an nicht Unbedeutendes geleistet: sie wendeten die Grundsätze der schon sehr ausgebildeten griechischen Grammatik nun auf die lateinische Sprache und die Erklärung römischer Schriftsteller an. Es fehlte ihnen der durchdringende Scharfsinn der Griechen; dagegen verstanden sie es gar wohl, in den fertigen, von ihnen wenig erweiterten, wissenschaftlichen Schematismus, wie sie ihn von den Griechen erhielten, ihre Beobachtungen im Gebiete ihrer Sprache und Literatur einzutragen und durch reichhaltige Sammlungen die Kenntniß derselben zu fördern. Die Grammatik, im engeren Sinne des Wortes, ist im Mittelalter und ziemlich weit in die neuere Zeit herein nicht über den Standpunkt, auf welchen die Römer als Schüler der Griechen sie gebracht hatten, hinaus gekommen.

Der berühmteste unter den älteren Grammatikern ist der schon oft erwähnte äußerst gelehrte und vielseitige **Terentius Varro**, dessen überaus zahlreiche Schriften fast alle untergegangen sind. Er entwarf das erste umfassende Lehrgebäude seiner Wissenschaft in dem Werke „Von der lateinischen Sprache;" nur einige, die Etymologie behandelnden, Bücher sind noch vorhanden.

Was sonst noch über die eigentliche Grammatik übrig ist, rührt von Späteren her; besonderes Verdienst hatten der gelehrte **Priscianus**, der durch Scharfsinn sich auszeichnete, so wie **Donatus**, dessen Grammatik im ganzen Mittelalter dem Unterrichte zu Grunde gelegt wurde. — Ein

sehr werthvolles Wörterbuch besitzen wir von einem gewissen **Pompejus Festus**; es ist alphabetisch geordnet in 20 Büchern und hat den Titel „Ueber die Bedeutung der Worte.“ Das Werk ist eigentlich ein Auszug aus dem weit ausführlicheren, aber untergegangenen des gelehrten **Verrius Flaccus.** — Endlich haben wir noch einige sehr brauchbare Commentare zu berühmten Schriftstellern zu nennen; z. B. den des **Asconius** zu Cicero; des **Servius** zu Virgil; des **Donatus** zu Virgil; desselben Gelehrten Scholien zu Terentius sind von großer Wichtigkeit für die Geschichte der römischen Komödie.

Seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. war man eifrig bemüht, in großen **Encyklopädien** das ganze Gebiet der Wissenschäften zu vollständiger Uebersicht zu bringen, oder in einzelnen **Sammlungen** aus einer Menge früherer Schriftsteller besonders interessante oder wenig bekannte Notizen über vielerlei Gegenstände anzuhäufen. Was wir von solchen Werken noch besitzen, beschränkt sich auf Folgendes:

Cornelius Celsus, vielleicht noch Zeitgenosse des Augustus und sehr geschickter Arzt, schrieb ein großes Werk „Ueber die Künste“ in 20 Büchern. Nur die neun Bücher, welche von der Medizin handeln, sind noch übrig; besonders ausgezeichnet sind die über Anatomie und Chirurgie.

Plinius Secundus, der ältere, ein Mann von unglaublichem Fleiße, und ein Polyhistor ohne Gleichen, schrieb eine große Real-Encyklopädie in 37 Büchern, welcher er den Titel „Naturgeschichte“ gab. Es ist eine Compilation aus mehr als 2000 Büchern, und giebt, da es mit der größten Sorgfalt, wenn auch mit geringem eignem Urtheile, zusammengetragen ist, eine vollständige Uebersicht von dem damaligen Zustande folgender Wissenschaften: der Astronomie nebst verwandten Disciplinen, der Geographie

(sehr kurz), der Geologie, Botanik, Zoologie; — ferner der Mineralogie; der Technologie, Mechanik rc. Von dem höchsten Interesse ist die an die Mineralogie angereihte Kunstgeschichte. — Der unermüdliche Mann fand den Tod als Opfer seiner Wißbegierde, indem er bei der berühmten Eruption des Vesuvs, welche Herculanum und Pompeji verschüttete, sich dem Vulkane allzusehr genähert hatte.

Aulus Gellius machte im zweiten Jahrhundert eine ohne systematische Ordnung angelegte Sammlung antiquarischer, historischer und anderer Notizen aus sehr vielen Schriftstellern: er gab dem Buche den Titel: „Attische Nächte," weil er in der Nähe von Athen das Werk ausarbeitete. Wir erfahren durch ihn eine Menge von Dingen, die wir ohne ihn nicht wüßten, und erhalten eine Menge von Bruchstücken aus untergegangenen Schriftstellern.

Eine ganz ähnliche Schrift ist die von **Aurelius Macrobius** im fünften Jahrhundert, welche den Titel führt „Saturnalische Gastmale."

Endlich besitzen wir auch ein Werk derselben Gattung von

Marcianus Capella.

Er lebte in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Das Buch führt den Titel: „Satirinon;" den beiden ersten Büchern hat er den besonderen und sonderbaren Titel „Vermählung der Philologie mit Mercur" gegeben. In diesen Büchern liefert er einen kurzen Abriß derjenigen Wissenschaften, welche damals den Kreis der eigentlichen Schulwissenschaften bildeten, deren Kenntniß von jedem gebildeten Manne verlangt wurde; es sind: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik nebst Poetik. Im Mittelalter

wurde dasselbe allgemein beim Schulunterricht gebraucht, und ist so die Quelle für die sogenannten **„sieben freien Künste“** geworden, welche bis in die neuere Zeit herein den stereotypen Kreis alleinseligmachender Schulweisheit bildeten. —

Mit diesem Buche schließen wir unsere kurze Darstellung der alten Literatur; wir stellen es deßwegen an das Ende derselben, weil es den anschaulichsten Beweis davon liefert, in welchen dürftigen Mechanismus am Ende die einst so blühende Poesie und Wissenschaft des Alterthums zusammengeschrumpft war. Zugleich bildet das Büchlein gewissermaßen den unmittelbaren Uebergang in die Jahrhunderte des Mittelalters, wo man sich gerade an die nüchterne, vom eigentlichen Kerne abgelöste Schale hielt, und an dieser geistlos und mit gedankenlosem Festhalten an das Hergebrachte gleichsam herumnagte. Die großen Erscheinungen der alten Literatur waren entweder unbekannt geworden oder blieben wenigstens unverstanden. Erst die neueren Jahrhunderte haben diesen Aschenhaufen einer sogenannten Gelehrsamkeit entfernt, und sich den unsterblichen Quellen wahrer Weisheit und Schönheit, die aus dem Alterthum uns so reichlich zufließen, wieder genähert. Erst die neueste Zeit aber hat eine wahre Alterthumswissenschaft hervorgerufen, den Geist der antiken Welt wieder herauf beschworen, um die moderne mit den edleren Elementen, die unsterblich in ihr leben, zu erleuchten und zu erwärmen. Und erst künftigen Geschlechtern wird es vergönnt sein, den ganzen heilbringenden Segen an sich zu erfahren, der aus einer innigen Vermählung des Antiken und Modernen hervorblühen muß.



Druck der J. Wachendorf'schen Officin.

